= Gesch 1415

Fru Emilie Flygare-Carlén

Das belletristische Ausland,

herausgegeben
von
Carl Spindler.

Kabinetsbibliothek
der
classischen Romane aller Nationen.

Hundertsechsunddreißigster bis neununddreißigster Band.

Enthält:

Das Fideicommiß.

Erster bis vierter Theil.

Jeder Band kostet 6 Kreuzer oder 2 Neugroschen.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Arnold's Buchdruckerei.

Das Fideicommiß.

Von

Emilie Flygare-Carlén.

Aus dem Schwedischen.

Mit dem Porträt der Verfasserin.

Erster bis vierter Theil.

Stuttgart.
Verlag der Franckh'schen Buchhandlung.
1844.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

Ein Paar Worte zum Porträt der Schriftstellerin.

Es ist etwas Natürliches, wenn man Personen, mit denen man so lange im Geiste umgegangen ist, und von deren Unterhaltung man so schöne Erinnerungen hat, auch von Angesicht zu Angesicht kennen lernen, und so die äußere Erscheinung derselben mit ihrer innern vergleichen möchte. Um diesem stillen Wunsche unserer schönen Leserinnen zu begegnen, ließen wir das liebliche Bild unserer geistreichen Schwedin über die See herüberschweben und stellen sie nun mit gebührender Feierlichkeit vor.

So viel sich nun auch über eine hübsche interessante Frau stets sagen läßt, und über diese insbesondere sich sagen ließe, so sey es

doch ferne von uns, den Blicken der Leserin vorzugreifen, und sie auf die sinnigen Augen, den neckischen Mund, das feine Näschen und das ganze poetische Ensemble unserer Freundin aufmerksam zu machen; wir erlauben uns dagegen, an den Zauberspiegel zu erinnern, in dem wir diese Aeußerlichkeiten in ihren mannigfachen Nuancirungen schon längst so gerne betrachteten, an ihre Geistesprodukte.

Noch gedenken wir mit inniger Freude jener ersten Blume, jener Anemone, wie sie selbst „Waldemar Klein“ bescheiden nannte, die sie uns aus dem fernen, noch so fremden Norden schickte. Wir fanden damals in ihrem Kelche jenen lieblichen idyllischen Farbenschmelz, jene reinen süßen Düfte, die uns vor Zeiten im gemüthlichen „Landprediger von Wakefield“ erquickt hatten. Es erschloß sich uns in dem Schooße ihrer weichen Blätter ein neues, durch Ort, Klima und Verhältnisse von uns verschiedenes und doch so anziehendes, heimliches Familienleben, ein Leben, das uns wärmte, ergötzte und erhob.

In kurzem Zeitraume folgten dieser einen Blume so viele und prächtige Schwestern, daß

uns wohl schon lange kein so lieblicher Strauß geboten wurde, und wir einen hohen Begriff von dem reichen Garten unseres nordischen Blumenmädchens bekommen haben, den wir jetzt ihr zu Ehren mit einer kleinen Illumination seiner Hauptpartien feiern wollen.

Die dramatische Lebendigkeit ist es vor allem, die wie rauschendes Wasser durch das Ganze hinströmt, jener unmittelbar in den Hergang der Sache eindringende Ton, der eben so fern ist von der seitenlangen, namentlich weiblichen Autoren so oft anklebenden Raisonnirwuth, die in unbeholfener Breite konfuse und superkluge Weltansichten verdolmetscht, wie von der endlosen Sentimentalität, die sich in absonderlichen Bildern, Ausrufungen und Fragen uns gibt. Wie herrlich wirft sich ihr reicher Dialog hier in majestätischen Wellen über Felsen hinab, an alten ernsten Schlössern oder Gotteshäusern vorbei, wie geschwätzig murmelt er unten im Thale einem Pfarrhofe zu oder einem Bauerngute, wie kokett springt er hier in der Fontaine eines herrschaftlichen Gartens aus der alten Zeit und breitet sich dort aus in einem stillen klaren See, an dessen Rand zwei Liebende Vergißmein-

nicht pflücken und die Abendsonne in ihrem nassen Spiegel bewundern.

Innig verwandt mit dieser Lebendigkeit ist die Leichtigkeit, die Natürlichkeit ihrer Uebergänge; ein Umstand, der nur zu oft verkannt wird, weil wir glauben, es könne ja gar nicht anders seyn, als eben so, und nicht bedenken, daß gerade diese Empfindung das höchste Lob für die Kunst des schöpferischen Geistes ist.

Und wie nun die dramatische Lebensquelle das Ganze durchdringt, so sind es die Charaktere, welche mit ihrem Gefolge von Gedanken und Gefühlen die Hauptpartien selbst bilden. Und da sie keine der eleganten Damen ist, die ihre Welt einzig aus den Salons holen und nur ungern und nothgedrungen zu der Stube des Bürgers und Bauers herabsteigen, sondern mit ihrem Gesichtskreise alle Stände umfaßt, so bietet sie uns auch hier Natur und Mannigfaltigkeit dar. Da sehen wir Männerherzen, starr wie die Felsen und finster wie ihre Tannenwälder, aus denen Adler, die Kinder der Sonne, emporsteigen, begeisterte Jünglinge wie Götterbilder in stille Haine versteckt, Zaubernixen in s...mernden Grotten und zarte Mädchengebilde

in lieblich einsamen Wiesengründen, aber auch wahrhaft chinesische Figuren und Vexirbilder und Menschenruinen, und das Alles von einer Wahrheit der Empfindung durchweht, die uns das Neue lieb und heimisch, das Alte neu macht.

Wenn wir aber müde geworden sind im Herumwandern, so schiebt sie uns an einem schattigen Platze den Lehnsessel der Häuslichkeit hin, und beschreibt uns die Umgebung so sorgfältig detaillirt, daß wir uns ganz heimisch darin fühlen und in aller Behaglichkeit die Gestalten erwarten, die sie aufs Neue an uns vorüberzaubern wird, oder nimmt sie uns fort im Flug ihrer Phantasie und läßt uns auf einem hohen Punkte nieder, wo wir hinausschauen in das bunte Treiben der Welt oder hinauf an die ewigen Sterne, in den Hochzeitsaal mit den tausend flimmernden Kerzen oder in die schweigende Nacht des Grabes. Denn es ist ein weiterer Vorzug von ihr, daß sie, obschon Frau, doch niemals blos ihre Helden in die Brautkammer führt, sondern sehr oft mit ernster erhebender Hand zu den eisernen Pforten des Todes weist.

So ist uns denn nun die süße Blumenspenderin selbst zur lieblichen Blume geworden und neigt sich uns lächelnd zu, und die Frühlingswinde wehen den Namen um sie, den sie mit zarter, aber unvergänglicher Hand auf ihre Blätter schrieb: Emilie Carlén.

Der Uebersetzer.

Einleitung.

„Beliebt Ihnen heute ein frischer Waitzenkuchen, liebes Frauchen?“

Diese Frage wurde von der wandernden Stadtchronik, der tugend- und ehrenreichen Madame Westergren, der holden Mutter aller Saffran- und Mandelkuchen gestellt, als sie an einem schönen Morgen den Kopf in die Küche des Stadtarztes streckte.

„Ist er auch recht warm, meine liebe Westergren?“ lächelte die Frau Doktorin, die eigenhändig die Serviette zu heben geruhte, und ihre Nase die angenehmen Düfte einsaugen ließ.

„Ganz glühend heiß, liebes Frauchen! Ich war erst an einem Platze, und ich wäre gewiß auch dort nicht eher hingegangen, als bis ich vorher hier gewesen wäre, hätte man nicht die Kuchen bestellt gehabt.“

„Bestellt? — nun das muß ich sagen! Wer ist denn die Herrschaft, die sie ohne Bestellung nicht schnell genug bekommt? Die Westergren springt ja in einer Stunde in der ganzen Stadt herum.“

„Ja, das hab ich jetzt seit zwei und zwanzig Jahren gethan; aber es gibt gewisse Leute — natürlich vornehme Leute — die es vor Andern haben müssen.“

Die Frau Doktorin Manning, die sich eben so hoch schätzte als die Bürgermeisterin und die Probstin — zwei

arme Frauen von Adel nicht zu vergessen: denn, wenn diese ein „von" hatten, so hatten sie etwas Reelleres — die Frau Doktorin, sagen wir, würde sich eine Ewigkeit lang und vergebens das Gehirn mit der Frage zerbrochen haben, wer von den Frauen der guten Stadt Anspruch darauf machen könnte: für nobler als sie selbst gehalten zu werden, wenn nicht die listige Madame Westergren durch die Bemerkung, daß vielleicht der Herr Doktor besser als irgend Jemand die Geschichte erklären könnte, ihren Gedanken eine Richtung gegeben hätte, die sie nur noch mehr verwirrte.

„Die Geschichte?" wiederholte Frau Manning und besaß Selbstverläugnung genug, um die gewisse Beleidigung, welche in der ersteren Nachricht lag, ganz zu vergessen, um mit um so ungetheilterer Aufmerksamkeit auf die andere zu lauschen.

„Komme Sie herein, liebe Madame Westergren, und nehme sie ein wenig Liqueur. Die arme Person! sie läuft beständig umher, ohne daß Jemand daran denkt, daß sie so gut wie irgend eine der Ruhe bedürfen kann. So, komme Sie herein — komme Sie!"

Madame Westergren, die sicher war, daß ihr der Besitz der Geschichte mehrere Tage lang Einladungen zum Ausruhen sowohl, als zum Essen und Trinken verschaffen würde, folgte der Wirthin, ohne jedoch das gewöhnliche Ceremoniel mit Komplimenten und Verneigungen zu beobachten, das bei dergleichen Gelegenheiten üblich ist. Frau Manning, die in dieser Vernachlässigung nur eine erhöhte Wichtigkeit der Hauptsache sah, beeilte sich so schnell als möglich, während sie den Liqueur einschenkte, ihrem getreuen Kommissionär zu erzählen, daß man es jetzt nächstens nicht mehr mit den Abzügen aushalten könne, die sich der Apotheker sowohl in Beziehung auf die Qualität oder Quantität der gewöhnlichen Neujahrspräsente erlaubte. „Ich will nichts gesagt haben, setzte die würdige Frau hinzu, indem sie die Flasche und den Pfropfzieher eilig in den Schrank

warf; „aber das ist gewiß, wenn es das nächste Mal wieder geschieht, so soll die Visitation etwas strenger zu Werke gehen als gewöhnlich, und da werden wir sehen, wer am Meisten Grund hat, gewisse Rücksichten zu beobachten.“

Nach diesem Wink, dessen Nutzanwendung Madame Westergren an ihren fünf Fingern herunterzählen konnte, war es der Frau Doktorin unmöglich, ihre Neugierde länger zu beherrschen. „Nun,“ sagte sie und bot Allem auf, um so gleichgültig als möglich auszusehen, „was ist denn das für eine Geschichte, die mein Mann kennen soll, wie die Frau Westergren behauptet?“

„Ei Gott bewahre, liebes Frauchen! ich sagte nicht, daß er sie kenne — denn was das betrifft, so wird er es wohl selbst am besten wissen. Ich dachte nur in meiner Einfalt so, weil er gerade da hineinging, wo ich herauskam.“

„Und wo ging er dann hinein?“

Madame Westergren nahm eine geheimnißvolle Miene an, legte ihre Korbserviette zusammen, und sagte mit einem pfiffigen Blinzeln: zur Frau Björkman ging er hinein.

„Ja, das ist freilich eine rechte vornehme Dame!“ rief die Doktorin lachend. „Ich hätte nie geglaubt, daß sie so einfältig wäre, wie Frau Westergren. Ist denn die Bjorkman, die Kröte, vornehm, weil sie sich besser und klüger denkt, als unsere brave und bescheidene Madame Struttelin, und weil mein Mann ihr hie und da erlaubt, daß sie bei Gelegenheiten, die sie nicht versteht — und deren gibt es meiner Seel' manche — sich bei ihm Raths erholen darf? Nein, da soll man sehen, die will vornehm seyn! Aber ich sage, ich, daß so eingebildet sie auch ist, sie nie die Ehre haben soll, zu mir kommen zu dürfen; denn bekomme ich auch noch ein halb Dutzend Gottesengel zu den Sechsen, womit mich unser Herr gesegnet hat, so nehme ich doch die Struttelin, ob

nun examinirt oder nicht: Ich dulde keine Neuerungen, und bin Gott sey Dank Frau in meinem Hause."

O, es ist ein entsetzlich hoffärtiges Ding!" versetzte Madame Westergren. „Die liebe Frau sollte sie nur bei armen Leuten sehen; dort ist sie ein solches Thier, daß Niemand ihr gegenüber zu muckſen wagt. Und wahrhaftig, sie ist die nicht, die einem Armen aus Barmherzigkeit hilft: Sie ist eben so geizig als hoffärtig, und macht sich davon, sobald kein Stüber mehr im Hause ist."

„Schweige Sie, Westergren, schweige Sie!" rief die Frau Doktorin, die schon bei dem Gedanken an die erwähnte Person sich im höchsten Grade erbittert fühlte, und dabei ohne es zu wissen den schönen Mandelkuchen zerstückelte, den sie in der Hand hielt. „Schweige Sie, schweige Sie, ich werde krank, wenn ich nur an das Ding denke! Ich erinnere mich noch, daß meine Schwester, die Stadtkassierin, die erste war, zu der sie gerufen wurde; und da mein Mann sie meiner Protektion empfohlen hatte, so ließ ich mich herab, eines und das andere zu ihrer Belehrung zu sagen. Unter Anderem sagte ich einmal, sie solle gehen, und die Grützsuppe für meine Schwester aufwärmen... „Ich bitte um Vergebung," antwortete die naseweise Kreatur, „ich muß zu meinen andern Patienten! Und bei Gott! mag Sie nun meinen Worten glauben oder nicht, Frau Westergren, sie ging, ohne die Suppe zu wärmen."

„Ach, Herr Jesus!" Madame Westergren schlug beide Hände zusammen — das war ausdrucksvoll genug.

„Ja, und das mir, Frau Westergren," fuhr die Wirthin nach einer der Wichtigkeit der Sache angemessenen Pause fort, „mir", des Doktors eigener Frau — dem ersten Haus in der Stadt! Aber ich habe das nicht vergessen, und werde es auch nicht vergessen, und deßhalb habe ich mich auch so gewaltig verwundert, daß die Frau Westergren die Gans vornehm nannte."

„Herr Gott! ich meinte ja auch nicht sie, liebes Frauchen, sondern die vornehme Dame, die vor ein

paar Tagen spät in der Nacht in einem verdeckten Wagen hieher kam, und hinter einem großen Schirme eingesperrt gehalten wird. Die ist es, welche den Kuchen bekommen soll, so viel ich weiß."

Jetzt mußte sich Frau Manning setzen. Eine so wichtige Neuigkeit konnte man nicht stehenden Fußes verzehren. Nachdem die Küchenthüre vorsichtig verriegelt war, hielt es die Frau Doktorin nicht für zu gering, den nächsten Stuhl neben der Westergren einzunehmen.

„Nein! hat man je so etwas gehört! Eine vornehme Dame hinter einem Schirm, bei der Björkman — das gestaltet sich ja zu einem ganz hübschen Geschichtchen! Ach wie viel Thorheiten gibt es nicht auf der Welt! Aber um Gotteswillen! sage Sie mir doch nur genau Alles, Frau Westergren, was Sie davon gehört hat! Mein Mann ist dort? Er ging jetzt eben hin? Und ich glaubte ihn zu Hause! Glaubt Sie, daß er schon früher dort war?"

„Von dem Herrn Doktor weiß ich nicht das Geringste weiter, als daß er hineinging, wie er herauskam. Alles Uebrige, und dieß ist eben nicht zu wenig, habe ich aus der Johanne der Björkman herausgelockt ... Aber mein Gott! ich komme gewiß zu spät mit meinen Bretzeln zu der Bürgermeisterin!" Und die schlaue Hausierdame that, als ob sie die verführerische Unterhaltung abbrechen wollte.

„Nein, liebe Madame Westergren, das erlaube ich nicht; bleibe Sie immerhin sitzen! Ich will Ihr die Verzögerung schon vergüten! Lasse Sie nur hören, was die Johanne erzählt hat."

„Gott segne die liebe Frau Doktorin, die immer so gut ist, und an die Westergren und die Kleinen denkt! Ich muß wohl sitzen bleiben und Alles erzählen. Nun, die Sache ist so: Mehrere Tage lang vor jener Nacht hatte die Björkman ein entsetzliches Wesen und Leben; vor Allem machte sie das hinterste Zimmer sauber und schön, setzte grüne Jalousien vor die Fenster, und nähte

einen Haufen alte Gardinen zusammen, die sie dann zu einer spanischen Wand zwischen den beiden andern Wänden aufspannte. Die arme Johanne, die nie derartige Gestelle gesehen hatte, nahm sich die Freiheit, zu fragen, zu was sie dienten, und bekam zur Antwort darauf, daß es einem Domestiken nicht anstünde, sich in die Angelegenheiten seiner Herrschaft zu mischen; daß dieß aber, wenn sie es durchaus wissen wolle, dort so der Brauch sey, wo sie, die Björkman, hergekommen sey."

„Ja, ja," sagte die Doktorin, um die Pause auszufüllen, während die Westergren schnupfte, das wissen wir wohl! Man nennt das geheime Zimmer, und ich kann mir wohl denken, daß die Frau Björkman, als sie in Stockholm war, mehr von derartigen Verdiensten als einer ordentlichen Praxis lebte. Aber fahre Sie fort, meine liebe Westergren."

„Nun sehen Sie, liebe Frau, so kam nun mit der Zeit der Abend des letzten Tags herbei." „Höre, Johanne," sagte die Björkman, als es gegen zehn Uhr Abends war, „geh' und lege Dich jetzt nieder, mein Kind! Und im Fall Du einen Lärmen an der Hausthüre hörst, so brauchst Du nicht aufzustehen und zu öffnen; denn da ich mich nicht recht wohl befinde, so bleibe ich selbst auf und warte, weil ich heute Nacht gewiß bin, zu einem Kranken gerufen zu werden."

„Das listige Weibsbild!"

„Ja, daran fehlt es ihr nicht! Aber nun weiß die liebe Frau selbst am besten, wie die Mägde heut zu Tage sind. Mein Gott, welcher Leichtsinn und welche Untugend! Da haben sie alle ihre Liebhaber, und flüstern und zischeln in jeder Ecke, und der Björkman ihre Johanne ist um kein Haar besser als die andern! In derselben Nacht, wo ihre Frau ihr befohlen hatte, zu gehen und sich niederzulegen, blieb sie anstatt dessen in der Küche, weil sie etwas mit ihrem Liebsten zu sprechen hatte; und gerade als es ein Uhr schlug, und Johanne das Licht nahm, um ihm wieder hinauszuzünden, hörte

sie, daß es fuhr und vor der Hausthüre hielt. Nun kann man sich denken, daß die Johanne nicht faul ihr Licht ausblies und auf die Bank hinaufstieg, und was meint die liebe Frau wohl, daß sie anders sah, als einen Wagen so groß wie ein ordentliches kleines Haus. Zugleich kam die Björkman selbst heraus und öffnete die Hausthüre, und im Nu war auch der Wagen offen — und ein großes starkes Mannsbild, das aussah, als ob es zu den ganz vornehmen Leuten gehöre, hob ein hohes und feines Frauenzimmer heraus. Johanne schwur darauf, daß sie einen seidenen Mantel anhatte, der wie Silber blinkte, und so viele Schleier und türkische Shawls, daß man sie gar nicht zählen konnte. Der Herr nahm jene unter dem Arm und führte sie die Treppe hinauf und in das Zimmer; aber nachdem er eine halbe Stunde oder so etwas oben gewesen war, stieg er wieder in den Wagen und reiste seiner Wege. Aber sie blieb zurück, und ist noch bei der Björkman."

„In meinem Leben hab' ich nie so etwas gehört," betheuerte Frau Manning, und ließ ihren Kopf durch ein ununterbrochenes Hin- und Hergewackel die große Theilnahme aussprechen, die sie vor Erstaunen nicht sogleich in Worte zu kleiden vermochte.

„Als Johanne am andern Morgen hineinkam und einheizte," fuhr die Westergren fort, nicht wenig zufrieden mit der gewaltigen Verwunderung, die ihre Mittheilung erweckt hatte, „sah sie kein Fäserchen weder von diesem noch von jenem, und da ihre Frau den Mund nicht öffnete, so schwieg natürlich auch sie, und that, als ob sie nichts wüßte. Auch sah sie von all den Raritäten, welche die Björkman jetzt kochte: Bouillon und Gelée, Fricassé und Gott weiß, was Alles, nicht mehr, als sie sehen sollte! Aber wie oft sie sich auch ein Geschäft in dem Zimmer ihrer Frau machte, welches vor dem mit der spanischen Wand liegt, konnte sie auch nicht den geringsten Laut oder Ton ausspüren."

„Guter Gott, großer Gott!“ sagte Frau Manning und holte tief Athem, „wer mag das wohl seyn, der ein solches Aergerniß gibt? Ja das sind saubere, diese vornehme Damen! Gibt es denn nicht geheime Zimmer genug in Stockholm, sondern muß gerade unsere ehrbare Stadt einen solchen Zufluchtsort abgeben! Das arme Weib ist doch wohl sehr unglücklich in ihrer Einsamkeit, da sie jetzt von dem feinen Herren verlassen ist, der sie hieher führte. Aber in Jesu Namen! ist denn die Björkman seither gar nicht ausgewesen?“

„Ei freilich, liebes Frauchen, war sie mehrmals aus. Die Johanne hat genau aufgepaßt, aber sehen Sie, da nimmt sie immer den Schlüssel mit.“

„Immer besser — da kann ja die Frau drinnen liegen und vor Mangel an Hülfe umkommen! Nein, das geht nicht an, und ich werde erfahren, wie sich die Sache verhält, und wenn ich auch selbst hingehen müßte,“ versicherte die Frau Doktorin in einem Tone, der bewies, daß sie die Befriedigung ihrer Neugierde mit jedem Opfer erkaufen wollte.

„Nun, für die liebe Frau wird das wohl eine leichte Sache seyn,“ schmeichelte die Westergren: „der Herr Doktor ist ja jetzt dort.“

„O ja, freilich; aber unglücklicher Weise ist mein Mann, so gut er auch sonst ist, doch bisweilen ein wenig eigensinnig. Doch gleichviel, ich muß mit der Sache in's Klare kommen, darf nicht so leicht hingehen! Wer weiß, was das für eine Dame seyn kann: vielleicht sogar ein Hoffräulein oder eine Gräfin, die ihrem Manne entführt wurde? Es ist schrecklich, daß so etwas noch in unsern Tagen geschehen kann; aber ganz gewiß werden es vornehme Leute seyn.“

„Ja, liebe Frau, und ganz außerordentlich vornehme; denn solche Vorsichtsmaßregeln nimmt man wahrhaftig nicht bei geringen Leuten.“

„St. . . still! stille, liebe Madame Westergren! ich höre meinen Mann an der Vorthüre! Gehe Sie hier

hinaus, schnell, schnell! Aber mache Sie sich doch noch jedenfalls heute ein Geschäft bei der Björkman, dann komme Sie Abends zurück und lasse Sie mich hören, was Sie herausgebracht hat! Das grüne Wamms und die Hosen und Winterstiefel, aus denen der kleine Hermann hinausgewachsen ist, werden gerade recht für Ihren Kalle seyn, Madame Westergren; und wie gesagt, Sie kann heute Abend Alles zusammen holen!"

Und gerade als der letzte Streifen des weißen Korbtuches an der Küchenthüre verschwand, trat der Doktor von der andern Seite herein.

Obschon Frau Manning, wie wir eben gehört haben, damit groß that, daß sie Frau in ihrem Hause sey, so wollen wir doch nicht verbergen, daß — so fern man das Wort in einer ausgedehnteren Bedeutung nehmen will — nichts für zweifelhafter angesehen werden durfte.

Von dem Beginn ihrer Ehe an hatte der Doktor stets ernstlich bewiesen, daß sich das Weib nicht in das Gewerbe und die Obliegenheiten des Mannes zu mischen habe. Und wenn es ihm auch bis zur gegenwärtigen Stunde nicht gelungen war, sein Weib von der Wahrheit und Nützlichkeit dieses vortrefflichen Satzes vollkommen zu überzeugen, so hatte er doch eine gewisse Art, welche es der zärtlichen Gattin eben so unmöglich machte, ihn dahin zu bringen, wohin sie wollte, als es dem geschicktesten Kutscher unmöglich ist, mit einem sehr halsstarrigen und stättischen Pferde zurecht zu kommen, wenn es sich nicht gutwillig behandeln läßt.

Deßhalb möge aber Niemand glauben, daß sich Frau Manning jemals durch all die mißlungenen Versuche abschrecken ließ, die sie machte, um hinter die Geheimnisse ihres Mannes und folglich auch hinter die anderer Leute zu kommen (denn er war nicht allein der Arzt, sondern auch der Freund der meisten Familien); weit entfernt! Und das Einzige, worin sie sich durch die Erfahrung

leiten ließ, war die Art und Weise selbst, wie sie diese Versuche in's Werk setzte, welche sie dann stets für neu hielt, obschon sie in der That mit einigen unbedeutenden Scenen-Veränderungen so vollkommen die nämlichen waren, die sie schon im Anfang gebraucht hatte. Daß ihr Mann gewöhnlich bereits in den ersten fünf Minuten wußte, wohin sie zielte, und sich nach Umständen in Vertheidigungsstand setzte.

Die Erbsünde der Neugierde, die man mit gutem Grunde für eine der Hauptverwirrungen im weiblichen Leben ansieht, sollte besonders von allen zur medicinischen Fakultät gehörigen Unterröcken weit fortgewiesen werden. Die Frau eines Arztes darf nicht neugierig seyn: Sie kann damit mehr Schlimmes anrichten, als jede andere. Die Vermnthung ist sehr nahe mit der Neugierde verwandt; und um der letztern Licht zu verschaffen, genügt sehr oft die erstere. So kann eine Feuersbrunst durch einen ganz kleinen Funken entstehen, und Feuersbrünste sind, wie man weiß, recht dazu geeignet, Unordnungen hervorzubringen.

„Ich werde ein Butterbrod und einen Schnaps nehmen, ehe ich ausgehe," sagte der Doktor und legte Hut und Stock hinweg.

„Ich glaubte, Du seyest bereits ausgegangen, mein Schatz," antwortete die Frau lächelnd.

„Aber ich komme zurück, wie Du siehst. Hast Du etwas Kaltes im Schenktisch, meine liebe Henriette?"

Frau Henriette sah so sanft aus, wie die erste Lerche im Frühling. Sie tischte Butterbrod mit Lachsschnitten auf, und ging dann um das noch nicht ganz abgegessene Gerippe eines Birkhuhns zu holen.

Doktor Manning, obschon gewiß kein Vielesser, hatte doch eine große Vorliebe für tüchtige Frühstücke; und es war eine Lust, wenn man sah, mit welch' freundlichem Wohlbehagen er jeden einzelnen Leckerbissen betrachtete, den ihm sein Weib von der Speisekammer auf den Tisch brachte.

„Das ist sehr schön, liebe Henriette," sagte er ver-

gnügt; und nachdem er den Lachs und das Butterbrod als Ballast abgefertigt hatte, legte er die Serviette auf den Tisch, schlug mit anmuthiger Leichtigkeit den Rockärmel zurück, und griff dann zu dem Messer, um, wie es schien, mit eben so viel Eifer und Ernst das Birkhuhn zu seziren, wie er ein paar Stunden später vielleicht einen Menschen seziren wollte. „Sehr gut, liebe Henriette: Ein schönes Frühstück, recht schmackhaft! Schenke mir halbvoll, mein Kind."

Die freundliche Hausfrau erwies ihrem Mann die gewünschte Artigkeit, setzte jedoch, ohne irgend ein vorbereitendes Wort zugleich hinzu: „Ich hoffe, Du bist so sanft und theilnehmend wie möglich gegen die arme Person?"

„Wa was? was beliebt?" rief der Doktor; — zum ersten Mal war es seinem Weibe gelungen, ihn wirklich verblüfft zu machen. Er wußte nicht, von welcher Richtung her der Wind blies. Denn er war vollkommen überzeugt, daß außer ihm selbst und der besagten examinirten Frau keine menschliche Seele der geheimnißvollen Dame Aufenthalt in der Stadt wußte. Ueberdieß war die Frage so einfach und offen, daß es einem bekannten Gegenstande gelten mußte.

„Mir beliebt nichts, mein bester Freund," fuhr Frau Manning fort, indem sie gar freundlich über die sichtliche Wirkung lächelte, den diese früher noch nie erprobte Methode, alle Präludien auszuschließen, hervorbrachte. „Ich möchte Dich nur innig bitten, daß Du Deine Stimme so weich und angenehm als möglich machst, wenn Du mit ihr sprichst, denn die Wahrheit zu sagen, Du bist gewöhnlich etwas herb. Wir Weiber fühlen auch im Unglück eine gewisse Sympathie für einander; und ich bin gewiß, eine geheime Stimme sagt es mir, daß ich weit besser als irgend Jemand ihren Schmerz theilen und lindern könnte, wenn Du mir nur erlauben wolltest, Dich dabei zu begleiten."

„Hm! hm!" sagte der Doktor einmal über das an-

dere, indem er das Messer niederlegte und mit seinen frischen weißen Zähnen einen Angriff nach dem andern auf das Birkhuhngerippe machte, dessen hübsche Dimensionen immer geringer wurden: „Hm, hm, hm! liebe Henriette.“

„Lieber, guter Manning.“

„Hm, hm, mein Schatz!“

„Theurer Manning — Du kennst ja mein Zartgefühl für alle Leidenden.“

„Ja, ja.“

„Ach wie glücklich würdest Du mich machen, wenn Du mir erlaubtest, Dich dahin zu begleiten.“

Der Doktor, der unterdessen überdacht hatte, wer denn wohl von allen seinen Patienten die Theilnahme seines Weibes bis zu dem Grade erwecken könnte, gerieth endlich auf die Vermuthung, daß sie eine alte Seekapitänswittwe meine, die kürzlich die schwere Trauerpost erhalten hatte, daß ihr Gatte gestorben sey, worauf auch sie erkrankte. Da dieß indessen kein Geheimniß war, und es den ehrlichen Mann aufrichtig freute, daß sein Weib eine so warme Theilnahme für ein ganz anderes Unglück bewies, als das war, welches sie auf Umwegen auszuspüren suchte, so antwortete er in freundlichem Tone: „Warum nicht, liebe Henriette! Das darfst Du gewiß, und ich danke Dir sogar für Deine Theilnahme; aber Du mußt warten, bis die gefährlichste Krisis vorüber ist. Jetzt ist sie beinahe ohne Besinnung.“

„Um Gotteswillen, lieber Manning!“ rief die Doktorin, entzückt über ein so großes beinahe außerordentliches Vertrauen, „ist die Krisis schon vorüber? Nein, das hätte ich nicht geglaubt! Höre, mein Lieber, ist es ein Knabe oder ein Mädchen?“

Der Doktor, der gerade wieder im Begriff war, das Birkhuhn zum Munde zu führen, ließ es auf den Teller fallen, und seine Worte nahmen die allerprosaischste Gestalt an, die man sich nur denken kann. „Henriette,“ sagte er sehr ernst, „bist Du denn verrückt?“

Frau Manning, durch diesen Ausruf, den sie gelinde gesagt, für ungeziemend hielt, etwas aus dem Konzepte gebracht, fuhr etwas kleinlauter fort: „Nun, was ist denn das so besonders? Was kannst Du denn daran übel nehmen! War es weder ein Knabe noch ein Mädchen, so war es vielleicht eine kleine Mißgeburt, mit der Du Dir das Vergnügen machen kannst, sie in Weingeist zu legen, oder wohin Du gewöhnlich solche Seltenheiten legst."

Jetzt mußte der Doktor auf seine eigenthümliche, kurze drollige Weise lachen. „Ich weiß nicht, Henriette, was Du einmal wieder in den Kopf bekommen hast; aber es ist wahrhaftig etwas sehr Tolles. Die letzte Unglücksreise des alten Brude währte ja anderthalb Jahre, und die Alte hat schon längst ihren fünfzigsten Geburtstag gefeiert."

Jetzt kam die Reihe des Erstaunens an Frau Manning. „Wer spricht denn von der alten Brude, dem armen Weib?" rief sie heftig. „Hm! Du konntest doch begreifen, daß ich die vornehme Dame meinte, die vor ein paar Nächten hinter dem Vorhange im hintern Zimmer der Frau Björkman einlogirt wurde; gerade dasselbe Frauenzimmer, zu dem Du heute gerufen wurdest."

Nie sah man eine abscheulichere Grimasse, als der Doktor jetzt machte, und nie bekam wohl ein Weib einen vielsagenderen Blick. Ohne ein Wort zu sprechen, stand der ernste Mann auf, wischte sich mit der Serviette den Mund, schlug die Rockärmel herab, und griff erbarmungslos zu Hut und Stock.

„Manning, bist Du böse?"

Der Doktor zog mit der äußersten Kaltblütigkeit sein Nastuch heraus und schneuzte sich, daß die Fensterscheiben klirrten.

„Guter, lieber Manning, ist es denn etwas so Schlimmes, daß ich weiß, was die ganze Stadt gewiß auch weiß. Und da ich überdieß Dein Weib bin, so — Manning'chen!" Der Doktor zog seinen linken Hand-

schuh an — den rechten trug er immer in der Hand — ohne daß der schärfste Beobachter eine Bewegung seiner Lippen, oder eine Umwandlung und Milderung seiner Züge hätte wahrnehmen können.

„Ach Manning! wie hart behandelst Du mich!" Es gibt kein Weib, das so viel ausstehen muß, wie ich. Immer werde ich zurückgesetzt, als ob ich zu nichts Anderem da wäre, als wegen Deiner Bequemlichkeit und Deinem Frühstücke — und doch bin ich das beste, zärtlichste und unterwürfigste Weib. Ich klage nie, ich dulde Alles, ich leide Alles, ich ertrage Alles."

Der Doktor nahm eine Prise, das letzte was er immer that, wenn er ausging, ließ die Dose in die Rocktasche schlüpfen, und legte die Hand auf das Thürschloß.

„Manning, um Gotteswillen! geh' nicht, ohne mir ein einziges Wort zu sagen! Das hast Du mir noch nie gethan, und das halte ich nicht aus. Sage mir wenigstens, ob ich Dich bis Mittag zu Hause erwarten darf?"

Auf dieses Letzte nickte unser unbeweglicher Doktor beifällig, worauf er ohne im Geringsten von den bittenden Blicken seines Weibes gerührt zu werden, die Thüre schloß und ging.

„Welch' ein Tyrann, welch' ein Tiger, welch' ein Steinherz!" Frau Manning appellirte an alle Mächte über, unter und auf der Erde, ob es in der ganzen Schöpfung ein Wesen gebe, das an Härte mit ihrem Mann verglichen werden könnte, und überzeugte sich leicht, daß so etwas unmöglich sey. Aber nachdem sie eine kleine Weile in gebeugter Stellung das Wesen und die Miene einer Märtyrerin angenommen hatte, erhob sie sich mit der ganzen edlen und hohen Würde, die ihrer Meinung nach dem Weibe so wohl anstund, wenn es gegen ein unabwendbares Schicksal kämpft. „Jeder Versuch, etwas mit dem Manne anzufangen, ist vergeblich," dachte sie. „Nichts, nicht einmal die schönste Seite, die ein Weib aufweisen kann, die Sanftmuth und Ergeben-

heit, wirkt auf ihn ein. Aber gleichviel, mit oder ohne Deine Einwilligung, mein lieber Manning, werde ich erfahren, wie all' das zusammenhängt; ich muß es wissen, und ich sterbe vor Neugierde, wenn ich mit der Sache nicht in's Klare komme."

Nachdem Frau Manning einige Augenblicke überlegt hatte, welche von ihren zahlreichen Bekannten sie zuerst besuchen sollte, um ihr den interessanten Scandal mitzutheilen, ging ihr ein Licht auf: Sollte nicht die Probstin — ums Himmelswillen! man lebt ja nicht unter Türken und Heiden — sollte sie nicht etwas wissen? Der Probst mußte wohl bei oder vielmehr nach dem Ereigniß eine eben so unentbehrliche Person seyn, als der Doktor vor demselben.

Und jetzt hätte man sehen sollen, wie unsere Frau in halber Verzweiflung darüber, daß sie schon so viel von dem kostbaren Gute, das wir Zeit nennen, versäumt hatte, Haube, Hut und Mantel anzog, und wie sie, die sonst so aufmerksam bei der lieben Toilette war, erst bei dem letzten Blick in den Spiegel bemerkte, daß sie die Papillotten noch nicht aus den Haaren genommen hatte. Die armen Papierwickeln wurden auch jetzt mit einer Heftigkeit herausgezogen, welche das Blut immer höher auf Frau Mannings an sich schon sehr rothe Wangen jagte; und die Haare, die ihr beim Aufrollen der Locken um den Finger in den Weg kam, wurden ohne Barmherzigkeit ausgerissen. Aber obgleich der Haarputz jetzt in einige Ordnung kam, so war dieß doch keineswegs mit dem Uebrigen der Fall. Der Mantelkragen saß schief, der Schleier hing auf dem Rücken, und der ganze Anzug verrieth bis in das geringste Detail herab Nachläßigkeit und Eile.

Endlich kam die Frau Doktorin fort; und kaum hatte sie die Hälfte der Straße hinter sich, als sie keine geringere Person gewahr wurde, als die Frau Probstin Lidholm selbst. Beide, in sich von dem alleinigen Besitze

des Geheimnisses überzeugt, begannen einander zu beobachten, wie zwei sich begegnende Fahrzeuge, die einander zwar an ihrer Bauart als Landsleute erkennen, aber doch noch nicht die bestimmte Flagge aufgehißt haben, die ihnen entschieden sagt, was sie im Schilde führen. Endlich schoß die Probstin gerade gegen den Wind, und nachdem Frau Manning ein paar Mal anmuthig abgefallen war, ließ sie sich bewegen, an die Langseite der Probstin zu kommen, die so ziemlich mit einem starken Kutter verglichen werden konnte, während Frau Manning am ehesten einer leichten Jacht glich.

Nachdem unsere Damen jetzt glücklich zusammen gekommen waren, eröffnete sich ein Wettkampf, indem sie einander, so gut es sich auf offener Straße thun ließ, in den wunderbarsten und geheimnißvollsten Winken zu überbieten suchten. Endlich machte die Doktorin, die mit ungemein viel Zartgefühl that, als merke sie nicht, daß der Besuch ihr bestimmt war, der Probstin, die sie „liebe Tante“ betitelte, den Vorschlag, sie möchte ihr die Ehre schenken und eine Weile zu ihr heraufkommen. Die Probstin ihrerseits zeigte einen eben so hohen Grad von Lebendigkeit, als sie, nach einiger Nöthigung nachgebend, versicherte, daß es ihr sehr leid thun würde, wenn sie die kleine Cousine an einem dringenden Haushaltungsgeschäfte verhinderte.

Nachdem eine volle halbe Stunde über den Präliminarien dahin gegangen war, kam man endlich glücklich in das Wohnzimmer und auf den Sopha mit dem runden Tisch davor. Die Doktorin wartete mit den Ueberresten von des Apothekers Liqueur und Morsellen auf, während sie wie gewöhnlich als Dank dafür ihn, seine Geschenke und sein ganzes Haus verläumdete, ein Gegenstand, worin die Probstin um so gerner einstimmte, als er ihr seit drei Jahren nicht das Geringste geschickt hatte.

Nach diesen kleinen freundlichen Vorbereitungen rüsteten sich die Frauen, die übrigen Angelegenheiten der Stadt und ihrer Einwohner recht genau auseinanderzu-

setzen; und nachdem man so allmählig dem Hauptpunkte nahe gekommen war, vertraute man einander immer unter dem Siegel des tiefsten Geheimnisses die bedenkliche und ärgerliche Geschichte an und kam dabei endlich zu dem Schlusse, den Frau Manning schon vorher gemacht hatte, daß es ohne Zweifel eine Dame von hohem Stande sey, die unter diesem Incognito wahrscheinlich die Schande verbergen wollte, womit sie ihre Familie belastet hatte, ihrer selbst nicht zu gedenken.

„Was mich betrifft," seufzte die Doktorin, als die Zusammenkunft ihrem Ende zuging, „so bin ich überzeugt, daß es unmöglich ist, den wahren Zusammenhang zu erfahren, da sie meinen Mann zum Arzte hat; denn einen so eigensinnigen Kopf gibt es gewiß nicht auf der ganzen Gotteswelt."

„Ei, ei, mein Cousinchen," entgegnete die Probstin mit erheuchelter und etwas bösartiger Verwunderung, „ich meine, Du habest immer gesagt, er bete Dich an und sey so seideweich, daß Du ihn um Deinen Finger wickeln könnest?"

„Das kann ich auch," erwiederte die beleidigte Frau erröthend, in allem, was nicht gerade gewisse zarte Verhältnisse des Dienstes betrifft; aber mein Mann ist, Gott sey Dank! zu brav und ehrliebend, um mir so etwas zu erzählen; und wissen Sie nur, Tante, ich bin sogar stolz darauf, daß Manning nicht gewissen andern Männern gleicht, die nicht das geringste Geheimniß bewahren können, sondern sogleich damit zu ihrer Frau rennen. Solche alte Basen waren mir stets zum Ekel!"

Erst als unsere Frau ihre etwas heftige Rede beendigt hatte, gewahrte sie die schlimme Wirkung, welche diese beredte Vertheidigung auf die Tante Probstin gemacht hatte, die mit erröthenden Wangen an den Quasten ihrer Ridiküleschnur drehte; und da Frau Manning jetzt in Eile erwog, was dieß ungeschickte Benehmen ihr kosten könnte, so hielt sie es für rathsam, schleunigst

umzusatteln. Und ehe noch die Probstin mit ihrer tödtlichen Antwort fertig war, setzte sie wie im Zusammenhang mit dem Vorhergehenden hinzu: „Ich hoffe, meine gute Tante versteht ein wenig Spaß! Wir beide sind im Stande, die Herren zu beurtheilen, und wissen recht wohl, daß nicht Einer unter ihnen ist, der es werth wäre, das gute Verhältniß zwischen zwei Frauenzimmern stören zu können.“

Diese artige Wendung, die in dem höflichsten Tone ausgesprochen und mit einer freundlichen Aufnöthigung von ein halb Dutzend Morsellen für die „zu lieben“ Kinder, die kleinen Engel, begleitet war, welche wahre Muster für andere minder begabte Engel seyen, besänftigte die Probstin vollkommen; und ehe sie ihre gute Freundin verließ, war das Verhältniß wieder so herzinnig warm, daß sie mit dem huldvollsten Lächeln sprach: „Ich sage Dir, liebe Henriette, wenn sich auch kein Wort aus denen herausbringen läßt, die mit der Sache selbst zu thun haben, so gibt es doch ein Ding, oder besser gesagt, ein Ding, welches eine verständliche Sprache spricht.“

„Welches denn, meine gnädigste Tante?“

„Das Kirchenbuch, mein Kind!“

„Ach!“

Eines Abends — es war etwa eine Woche nach obbemeldeter Unterredung — als der Doktor ermüdet von den Beschwerden des Tages eben eingeschlafen war, seine Frau aber noch da lag und darüber nachsann, was für ein Vorgericht es denn eigentlich gewesen sey, das die Bürgermeisterin bei ihrem Souper an demselben Abend gehabt habe, klopfte es heftig an die Hausthüre.

Bei dem ungeduldigen, bestimmten, und wenn man sich so ausdrücken darf, vornehmen Pochen — denn die Frau Doktorin Manning war mit dergleichen Tönen zu wohl bekannt, um nicht sogleich zu merken, daß es sich jetzt nicht um einen armen Kranken handle — fuhr sie

heftig empor, aber in einer Aufregung, die weder die der Furcht, der Verwunderung, des Verdrusses noch der Theilnahme war, sondern weit eher ein Gefühl des wahren Entzückens. Lange hatte sie geträumt, gehofft und geahnt, daß diese Schläge sich hören lassen würden. Gewiß — wahrscheinlich — ja ohne alle Frage standen sie in einer glücklichen Verbindung mit der Heldin hinter dem Vorhange. Und da es ja fast barbarisch gewesen wäre, wenn sie den armen, ermüdeten Manning auch nur eine Minute vorher, ehe es durchaus nothwendig war, gestört hätte, beschloß die edelmüthige Gattin, zum ersten Mal nach ihrer Verheirathung, bei einer Gelegenheit wie dieser ihn nicht zu wecken, sondern hüpfte selbst leicht aus dem Bette, um die Kleider umzuwerfen und die Thüre zu öffnen.

Unsere Doktorin nahm es für ausgemacht an, daß es die Björkman'sche Johanne sey, die von ihrer Frau instruirt, das rasche Signal gegeben hatte. Und da sich jetzt eine so gute Gelegenheit darbot, so mußte man, koste es was es wolle, etwas aus der Jungfer Johanne herauslocken, da diese wahrscheinlich schon in das Geheimniß eingeweiht war.

Während sich Frau Manning mit diesen angenehmen Betrachtungen beschäftigte, aber trotz aller Eile nicht mehr hatte anziehen können, als Strümpfe, Pantoffeln und einen kurzen Flanellrock, klopfte es aufs Neue, und das so nachdrücklich, daß, wenn sie nicht das Erwachen ihres Mannes erwarten wollte, sie wie sie eben war, hinunterspringen mußte. Sie warf also den andern Rock, den sie in der Hand hielt, wie einen Mantel über die Schultern, ergriff die Lampe, nahm den Hausschlüssel zu sich, eilte hinaus und zog den Riegel vor.

Aber o Himmel! welch' ein Schlag für die Schamhaftigkeit der jungen Dame! Sie glaubte auch, wie sie nachher mehrmals versicherte — vor Schrecken sterben zu müssen, als nicht die erwartete Johanne der Frau Björkman, sondern ein großer, außerordentlich dreister

und verwegener Mann hereinstürzte. Aber man stirbt im Allgemeinen nicht so leicht an Schrecken, wenigstens nicht bei so guten und festen Nerven, als die der Frau Manning waren. Sie konnte sogar bemerken, daß der Civilmantel auf der unrechten Person saß; nie hatte sie einen schöneren Schnurrbart und ein paar schwärzere Augen gesehen; aber es lag eine Verwirrung in diesen schwarzen Augen, welche sie mehr erschreckte, als die ganze Erscheinung des Mannes. Mit einem heftigen Schrei sprang sie fort, oder vielmehr sie war im Begriff, dieß zu thun; allein sie wurde dadurch daran verhindert, daß der Offizier sie ohne Komplimente am Arm faßte.

„Halte, Weib!“ sprach er, wie Jemand, bei dem alle Rücksichten aufgehört haben. „Halte und sage mir, ob der Doktor zu Hause ist, und mir augenblicklich folgen kann?“

Aber Frau Manning, deren Eitelkeit nnd Schamhaftigkeit in gleichem Grade verwundet waren, die letztere, weil sie so in dem tiefsten Negligé von einem Manne gesehen worden, und die erstere — was vielleicht noch schlimmer war — weil sie gewissermassen eigentlich noch gar nicht gesehen, sondern für ein simples Weib gehalten worden war; Frau Manning konnte zwei so mächtigen Aergernissen hingegeben, dem keine Antwort geben, der sie so tief verunglimpft hatte. Sie schrie anstatt dessen um so lauter, bis nach einigen Augenblicken der Doktor halb schlaftrunken und in noch tieferem Negligé als die Frau sich an der Thüre zeigte, wo er zu seiner größten Bestürzung seine liebe Henriette nicht wie weiland Frau Potiphar den Mantel mitnehmen, sondern im Gegentheile zurücklassen sah, da sie der kräftigen Hand sich entreißend, in ihr Schlafzimmer flüchtete.

Der Fremde, welcher merkte, daß er jetzt den Doktor selbst vor sich habe, bat denselben in kurzen abgebrochenen Worten, er möge ihm sogleich folgen. „Mein Herr,“ setzte er mit einer Stimme hinzu, die, obschon vor

innerer Bewegung zitternd, doch etwas nach Hochmuth schmeckte, „es ist dieß kein gewöhnlicher Krankenbesuch: Die Sache ist von Wichtigkeit, von der äußersten Wichtigkeit, weßhalb ich Sie bitte, daß Sie die Güte haben mögen, mir ohne die geringste Zögerung Gesellschaft zu leisten.“

Ich hoffe, mein Herr,“ antwortete unser braver Doktor etwas ärgerlich, „Sie verlangen nicht, daß ich Ihnen im bloßen Hemde nachspringen soll?“ Und mit einer kurz angebundenen Geberde, die Manning nie gegen einen armen, demüthigen Mann gebraucht haben würde, schlug er die Thüre wieder zu und zog sich in das eheliche Heiligthum zurück.

„Was, ums Himmelswillen! war das für ein Büffel, für ein Grobian, der mich so erschreckte?“ flüsterte die Frau, nnd streckte vorsichtig den Kopf unter der Decke hervor, in die sie sich gehüllt hatte.

„Das weiß der Teufel!“ war die lakonische Antwort ihres Mannes, während er das Oberste zu unterst kehrte, um gewisse verloren gegangene Kleidungsstücke zu finden.

„Das ist bestimmt ihr Verführer, deß bin ich gewiß; er sah mir gerade so aus,“ fuhr Frau Manning forschend fort.

„Aber ich glaube, der Teufel selbst ist mit meinen Unterhosen davon gefahren! Henriette, — hörst Du denn nicht — wo sind meine Unterhosen?“

„Kannst Du denn verlangen, daß ich sie in Verwahrung nehmen soll?“ erwiederte die Frau mürrisch; aber in diesem Augenblick fiel ihr Auge zufällig auf ihren ganz zierlich über dem Stuhle hängenden weißen Rock, und es ging ihr das entsetzliche Licht auf, daß es das genannte ihrem Manne zugehörige Kleidungsstück gewesen war, welches sie in der Eile ergriffen hatte. Mit einigem Beben war sie jetzt genöthigt, einen Wink über den unangenehmen Fall zu geben, indem sie dieselben wahrscheinlich draußen verloren habe, da sie in ih-

rem großen Wohlwollen selbst hinausgegangen sey, die Thüre zu öffnen, um ihren lieben Manning nicht zu beunruhigen.

„Die Weiber, die Weiber!“ brummte der Doktor, während er aus dem Kleiderschrank ein paar neue Unterhosen zog, worauf er schnell wie der Gedanke, aber nicht wenn dieser dahin fliegt, sondern wenn er sich Zeit nimmt, eine anständige Tracht anzulegen, ankleidete und ging.

„Mein lieber, mein theuerster Manning,“ rief sein Weib ihm nach, „ich bin beinahe zu Tode erschreckt! Du bist wohl so gut, Mannning'chen, und erzählst mir ein wenig, wann Du heim kommst?“

„Ja, von der Beschwerlichkeit des Thüröffnens,“ sagte der Doktor, indem er die Thüre schloß; aber er sprach diese Worte in einem Tone, den sein Weib noch nie an ihm gehört hatte. Der Laut war jedoch schon längst verklungen, als sie ihn zu verstehen begann. Ihr Mann und der Fremdling waren fort.

Jetzt legte sich Frau Manning nieder und weinte. Sie hätte doch wissen mögen, was sie mit der Landstreicherin, der Unglücksperson hinter dem Vorhang zu thun hätte. War es nicht ganz wie verhext, daß sie, eine ehrbare Frau, so viele Verdrüßlichkeiten wegen der Abscheulichen auszustehen hatte? Und Manning, ja der ist mir ein artiger und dankbarer Mann! Er konnte doch wohl unmöglich etwas Anderes denken, als daß ich die Thüre aus reinem Wohlwollen öffnete. Ach die Männer, die Männer! Wann wird der Tag kommen, wo sie den Werth und die aufopfernde Zärtlichkeit ihrer Weiber einsehen werden?“

Während sich Frau Manning über diesen Gegenstand ausließ, der schon so oft ein Stoff für die Betrachtungen eines schläfrigen Weibes war, folgte der Doktor mit schnellen Schritten dem Fremden die Straße entlang, ohne daß einer von ihnen das Stillschweigen unterbrach.

„Ich glaube, Herr Doktor,“ sprach endlich der Of-

fizier, als sie der Wohnung der Frau Björkman ganz nahe waren, „Sie sind schon zum voraus unterrichtet, daß eine junge Dame...“

„Ja, ja, ich weiß. Ich habe vermuthlich die Ehre, mit...“

„Ganz recht, Herr Doktor! Ihre Geschicklichkeit ist in diesem Augenblick meine ganze Hoffnung, meine einzige Hoffnung. Ich sage nicht mehr; aber lassen Sie mich noch hinzusetzen, daß Sie gewiß seyn mögen, daß eine anständige Belohn...“

„O, es hat noch gute Zeit, um davon zu sprechen! Ich thue meine Pflicht bei Jedem, der mich ruft, ohne auf größere oder kleinere Belohnung eine Rücksicht zu nehmen.“

„Das glaub' ich wohl; aber natürlich muß die Sorgfalt eines Doktors auch gewisse Grade haben.“

„Ja, je nach der Wichtigkeit der Krankheit, aber nie nach der des Patienten.“

Bei diesen letzten Worten, die der Doktor mit Nachdruck aussprach, verschwanden die Herren im Hausöhrn. Nach einem leisen Pochen wurde die Thüre geöffnet; und sie befanden sich in dem vordern Zimmer der examinirten Frau.

„Wie steht es?“ fragte der Fremde ängstlich, und schlich sich auf den Zehen nach dem innern Zimmer. Aber Frau Björkman rief ihn mit einem schnellen Winke zurück; worauf sie, ohne ihm durch etwas Anderes als ein kurzes Schütteln des Kopfes zu antworten, leise mit dem Doktor zu sprechen begann, worauf dieser den Oberrock ablegte, und sich am Feuer wärmte.

Nach einigen weiteren Vorbereitungen, während welcher der junge Offizier bald mit allen Zeichen der Verzweiflung und Ungeduld sich auf den Sopha warf, bald mit bittenden Geberden die Hand des Doktors ergriff, wurde der Vorhang ein klein wenig gehoben. Ein schwaches Lampenlicht warf hier seinen geheimnißvollen Schimmer über ein Ruhebett, und man gewahrte zwi-

schen den weißen Vorhängen hindurch das bleiche Bild eines jungen und schönen Weibes, das in einem bewußtlosen Schlummer versunken lag; aber sobald die Gestalten des Doktors und der Frau Björkman in den geweihten Umkreis gekommen waren, fiel der Vorhang wieder herab und die Aussicht verschwand vor den Blicken der Uneingeweihten.

Erst gegen sieben Uhr Morgens, als Frau Manning schon lange auf war, ward sie durch die Gewißheit von der Zurückkunft ihres Mannes wieder beruhigt.

„Nun, Manning, wenn Du jetzt nicht von Stein bist, so sag' mir etwas, was mich zufrieden stellen kann."

„Ich bin entsetzlich schläfrig — das ist alles, was ich Dir sagen kann, mein Kind."

„Manning, lieber Manning, sey nicht so böse."

„Liebe Henriette, sey Du nicht so kindisch! was diese Sache betrifft, die nun schon zu lange Deine Neugierde gereizt hat, so thust Du am besten daran, wenn Du sie zu vergessen suchst. Was ist denn für eine große Merkwürdigkeit an einem Ereigniß, das alle Tage ohne Aufsehen passirt? Aber Du weißt, daß es gegen meinen Amtseid streitet, zu sprechen, wenn ich mich zum Schweigen verpflichtet habe, und Du weißt auch, daß ich nicht der Mann bin, der ein gegebenes Wort bricht, um die Neugierde eines Weibes zu befriedigen. Und jetzt gute Nacht, mein Schatz! Wenn es Dir ein Vernügen macht, so kannst Du in meiner Brieftasche nachsehen, was mir diese Beschwerlichkeit eingetragen hat; Du hast Dir schon längst ein neues schwarzseidenes Kleid gewünscht, und Du sollst nun die Hälfte davon haben."

So versüßten Pillen konnte die Doktorin Manning nicht widerstehen. Ohne ihren Mund zu etwas Anderem als einem dankbaren Kusse zu öffnen, ließ sie ihren Mann in Frieden und Ruhe einschlafen; dann aber schlich sie nach dem auf der Sophalehne hängenden Rocke, zog vorsichtig das Briefbuch aus der Brusttasche, und fand mit

innigem Vergnügen eine Banknote von hundert Reichsthalern.

Vier Wochen später war der Vorhang in der Frau Björkman hinterem Zimmer verschwunden, und alle ihre unzähligen Besuche durften frei die Wände beschauen, um voll unbefriedigter Neugierde jedes einzelne Möbel mit den Augen zu messen. Auf wie Vieles wurde gerathen, wie Verschiedenes vermuthet! Endlich blieb ihnen jedoch nichts übrig, als die Sache der Vergessenheit anheim zu geben; aber ehe es so weit kam, waren wenigstens zwanzig Kaffeevisiten der Reihe nach durch die Schwatzgesellschaft der Stadt gegangen. Die Frau Doktorin und die Frau Probstin hatten jedoch noch nicht alle Hoffnung aufgegeben. Sie wußten ja, worauf sie sich verließen: Wenn sie nur das Kirchenbuch bekommen könnten! Aber der Probst war dießmal nicht zugänglicher gewesen als der Doktor, und zur Strafe dafür hatte sich sein Weib vorgenommen, um jeden Preis einen Blick in das allmächtige Buch zu thun. Einen Querstrich in dieser Rechnung machte jedoch die Erkrankung der Probstin an einem schweren Fieber. Als sie nach ihrer Wiedergenesung zum ersten Mal seit vielen Wochen einen Besuch von ihrer guten Freundin, der Frau Manning, empfing, theilte ihr diese im Vertrauen mit — und dieses Vertrauen wurde aus guten Gründen bewahrt — daß sie jenen Plan während ihrer Krankheit ihrem Mann entdeckt habe, worauf der Probst so ernstlich böse worden sey, daß er sich erst nach vielen Bitten habe bewegen lassen, die Sache vor dem Doktor zu verschweigen.

Frau Manning, die vor dem bloßen Gedanken an den Auftritt, den sie bei einer solchen Entdeckung von ihrem Manne zu befürchten haben würde, schauderte, sprach von dieser Zeit an nie mehr von dem geheimnißvollen Frauenzimmer hinter dem Vorhange, das in denselben Schatten gehüllt, erschienen und verschwunden

war. Die Erinnerung an diese Begebenheit hielt zwar so lange an, als das neue schwarzseidene Kleid florirte; aber nach der Hand, als die Blüthezeit desselben zu verschwinden begann, erbleichte auch der Gedanke an die verworrene Veranlassung seines Vorhandenseyns. Von dieser Zeit bis zu der, wo ein neuer Abschnitt in unserer Erzählung beginnt, hatte Frau Manning wahrscheinlich Gelegenheit, in mancher erneuerten Auflage des Schwarzseidenen zu glänzen.

Erstes Kapitel.

Noch kämpfte der röthliche Vorbote der Sonne mit der schwachen Dämmerung der Juninacht, als ein schnaubender, von dem scharfen Ritt ganz mit Schaum bedeckter Klepper in dem hintern Hofe eines Landhauses anhielt, welches von dem Obersten, Baron X — gepachtet war.

Ein junger Knabe, der wahrscheinlich auf Kundschaft draußen gestanden war, wie man nach der Eile abnehmen konnte, womit er von einer Anhöhe in der Nähe herabgesprungen kam, fragte athemlos: „Wie ist es, Blomqvist? Ich bin überzeugt, daß Ihre Gnaden heute Nacht vor Unruhe kein Auge zugethan haben."

Blomqvist warf, ohne eine Antwort auf jene bestimmte Frage zu geben, dem Knaben die Zügel zu, und das mit der ganzen Würde einer Person, welche weiß, daß sie es mit einem Untergebenen zu thun hat. „Nimm das Pferd, Du Wechselbalg," sagte der stolze Mann der Livrée, indem er sich die Stirne mit dem seidenen Sacktuche abtrocknete, „und sehe zu, daß sich der Stallknecht sogleich daran macht."

„Aber," wandte der Knabe mißvergnügt ein, „es pressirt wohl nicht so sehr mit dem Pferde! Ihre Gnaden sind so bekümmert; Blomqvist hat wohl eine Botschaft bei sich?"

„Thu', wie ich Dir gesagt habe, Gustav, und bringe dann diesen Brief hin — ich klopfe einstweilen bei dem Verwalter an."

Der Knabe schoß wie ein Pfeil davon, setzte den Stallknecht in Bewegung, und ergriff dann mit so gieriger Begehrlichkeit, als ob die Sache ihn selbst berührte, nach dem genannten Brief, mit dem er eben so schnell in der Küchenthüre des Hauptbaues verschwand.

Herr Blomqvist, der indessen noch nirgends einlogirt war, fuhr fort, seine Ankunft an der Thüre des kleinen rothen Hauses zu melden, das von der Familie des Verwalters bewohnt wurde. Aber ehe man sich hier innen in Ordnung gesetzt hatte, um seinem Begehren nachzukommen, wurde ein Fenster im Herrenhause geöffnet, und der Oberst selbst streckte den Kopf heraus.

„Holla! Blomqvist! ist Er's? Warum schlägt Er nicht an die Hausthüre? Laß Er hören, was Er für Neuigkeiten bringt!" Und der Oberst, dessen ganzes Wesen die eifrigste, wenn auch nicht zarteste Ungeduld verrieth, winkte heftig mit der Hand. Der Bediente eilte mit einer tiefen Verbeugung zu dem Fenster.

„Kommt Er eben jetzt in der Minute, Blomqvist?"

„Ja, wenigstens sind noch nicht viele vorüber, Herr Oberst, der alte Baron ist bedeutend schlimmer geworden, seit der Herr Oberst gestern abreiste, und Ihre Gnaden von Tjällstorp haben mich mit einem Brief an die Frau Baronin hergeschickt."

„Blieb denn meine Schwägerin dort über Nacht? Der Wagen war ja vorgefahren, als ich abreiste."

„Ja, aber gleich darauf bekam der Baron einen sehr heftigen Anfall; deßhalb wurden die Pferde wieder ausgespannt und Ihre Gnaden blieben."

„Wart Er, Blomqvist, — ich werd' Ihm selbst öffnen und den Brief abnehmen."

„Den Brief, Herr Oberst, habe ich schon dem Gustav gegeben, er trug ihn wohl gleich zu Ihro Gnaden."

Der Oberst zog die Augbraunen zusammen. „Welche

Dummheit!" murmelte er zwischen den Zähnen. Aber laut sagte er: „Hör' Er, Blomqvist, wenn er während der Krankheit meines Schwiegervaters wieder mit Briefen hieher geschickt wird, so gebe Er sie nie Jemand anders, als mir selbst. Meine Frau leidet wirklich mehr als gewöhnlich an ihren Nerven, und könnte leichtlich am Schreck sterben, wenn man nicht vorsichtig wäre."

Nachdem der Oberst diese Weisung ertheilt hatte, kleidete er sich schnell, aber doch vollkommen pünktlich an, ging dann hinab und befahl, daß die Droschke angespannt und bereit gehalten werden sollte; und gerade als er auf dem Wege nach den Zimmern seiner Frau war, begegnete er der Kammerjungfer, die den Auftrag hatte, den Herrn Oberst zu bitten, er möge die Güte haben, und sich bei Ihro Gnaden einfinden.

In einem kleinen Zwischenkabinet, welches vor dem Schlafzimmer lag, erwartete die Baronin ihren Gatten, und so wie jetzt Mann und Weib hier zusammentreffen, wollen wir sie dem Leser vorstellen.

Der Oberst von X —, der in der Mittagshöhe seines Lebens stand, trug auf seinem spiegelglatten noch röthlichen Gesichte einen ebenso unzweideutigen Stempel von verschlagener Kühnheit wie unbezähmbarem Stolze. Seine Augen von katzenschwarzer, glänzender Farbe lagen etwas nahe bei einander, und ein paar gewaltige Augbraunen von derselben Farbe zogen sich in einen Winkel nach der Nase herab, die wieder mit der ganzen Würde einer ächt aristokratischen Nase hervortrat. Diese Nase des Obersten hatte in der That eine edle Form, und für ihn selbst mußte sie die Kraft gehabt haben, ihn in zwei ungleichen Gestalten zu zeigen, was daraus geschlossen werden kann, daß er sie wechselsweise zu der griechischen und römischen Schule rechnete, wenn er — was nicht selten geschah — sein Mißvergnügen über den beklagenswerthen Umstand ausdrückte, daß die Nase seines Sohns und Erben eine nicht zu verkennende Niedrigkeit nicht nur in jeder Ausdehnung, sondern sogar

in der ganzen Form verrieth, die, soviel sich wenigstens der Oberst erinnern konnte, zu keiner Schule gehörte.

Aus all diesem ist leicht abzunehmen, daß der Oberst von X — stolz auf seine schöne römisch-griechische Nase war, die ihm in den vergangenen Lieutenantstagen den beneidenswerthen Titel des antik schönen X verschafft hatte; aber da diese Zeit jetzt zu der passirten gerechnet werden mußte, ersetzte der Oberst dieselbe, so gut er konnte, dadurch, daß er alle lebenden Dinge — die Notabene von ihm abhingen — nach keiner andern Nase, als nach seiner eigenen gehen ließ. Durch diese glückliche Methode konnte dieselbe natürlich nie zu den Unbedeutendheiten des Tages im Nasenkapitel herabsinken, sondern hielt sich stets mit edler Würde empor, von welcher Seite her auch der Wind blies.

Aber nachdem wir jetzt so viel über die Nase des Obersten gesprochen haben — wobei wir jedoch erinnern, daß, wenn auch schon die meiste Lebensweisheit der Menschen ihren Sitz im Gehirne hat, es doch auch solche gibt, welche sie aus Mangel an Raum dort in der Nase verbergen — können wir in Beziehung auf seine übrige Persönlichkeit um so kürzer seyn, da diese nichts Merkwürdiges darbot, als daß er durch seine ungewöhnliche Länge mit großer Leichtigkeit gewöhnliche Leute über die Achsel ansehen und den Kopf an die Kronleuchter stoßen konnte. Ueber den Anzug des Obersten ist nur zu sagen, daß er stets ausgezeichnet sorgfältig war, auch wenn er, wie es jetzt der Fall war, in Eile gemacht wurde. Sein Wesen, ja selbst seine Haltung verrieth, sogar in dem täglichen Leben und in der gewöhnlichen Umgebung, jene glatte und glänzende Eleganz, die sich bei einem Manne, der in der Welt gelebt hat, und dieß gerne sehen läßt, sehr wohl mit einem tiefen, wenn auch fein verborgenen Despotengeiste vereinigen läßt.

Die Baronin Eugenie besaß durchaus nichts Verwandtes. Vor allem bewies ihr hastig und unordentlich umgeworfener Morgenrock, daß das Grundelement ihres

Wesens eher das Gefühl als der Gedanke war. Ferner sah man in ihrer, von Unruhe und Schmerz zitternden Gestalt eines jener feinen und biegsamen Rohre, die unter den geschickten Händen der Männer elastisch hin- und herschwanken, die aber, wenn sie sich selbst überlassen sind, die eigene kleine Kraft wieder zu finden streben, welche sie einmal besaßen. Die Baronin war noch hübsch, und ihre Augen hätten ohne Zweifel schön genannt werden können, wenn nicht ein Zug der Furcht ihnen ihre natürliche Süßigkeit genommen hätte. Ihr aufgelöstes und zerstreutes Haar war nachläßig zurückgeworfen, nnd nur zur Hälfte von einem lose umgebundenen Florshawle bedeckt.

„Wie Du aussiehst, liebe Eugenie!" sagte der Oberst, uud hatte ein kleines mitleidiges Lächeln zur Hand, das jedoch dießmal für sein Weib verloren ging. „Warum bleibst Du nicht liegen, meine Liebe? Es war eine wahrhaft überflüssige Artigkeit, daß Du aufstandest, um mit mir zu sprechen."

„Ja ich glaube wohl, daß Du das nicht verlangen würdest," antwortete die Baronin sanft; „und Du kannst Dir leicht vorstellen, daß es die Unruhe über den Zustand meines Vaters ist, was mich herausgetrieben hat."

„Es war mir zu unangenehm, daß der Bengel, der Gustav, so zur Unzeit hereinlaufen mußte — Du hättest den Brief nicht ohne Vorbereitung erhalten sollen."

„Lieber Malchus, sey deßhalb nicht böse auf den armen Knaben! Wenn er unsern Augen ansehen kann, was wir wünschen, so ist er sogleich bereit, darum dem Schlaf und der Ruhe zu entsagen."

„Ja so, ich verstehe — er stand also auf Befehl auf der Lauer?"

„Nein, nicht gerade das," versetzte die Baronin mit etwas unsicherer Stimme, „nicht gerade auf Befehl."

„Sondern nur, weil er es Dir an den Augen angesehen hatte? Auf meine Ehre, ein sehr artiger, klei-

ner Kammerjunker! Aber ich muß Dir sagen, meine liebe Eugenie, und ich hoffe, Du hast die Güte, meine Offenheit nicht übel aufzunehmen, daß im Fall Jemand hier im Hause auf den unbesonnenen Gedanken gerathen könnte, Dir kleine Artigkeiten erweisen zu wollen, die ich nicht billige, sey es nun, wer es auch seyn mag, er sich nach einem andern Platze umsehen muß! Es würde mir leid thun, wenn dieses Loos Deinen Günstling träfe; denn Du weißt sehr wohl, daß ich mir keine Inkonsequenz in meinem einmal gefaßten Beschlusse gestatte."

„Aber für dießmal, bester Malchus, verzeihst Du ihm doch?" bat die Baronin in nachgiebigem Tone.

„Versteht sich, er wußte ja nicht, daß er fehlte; aber er soll es erfahren, und dann dürftest Du vielleicht, meine gute Eugenie, am besten daran thun, wenn Du ihn nicht so unverdeckt in Deinen Augen lesen ließest, um ihn nicht zu fernerem Ungehorsam zu verleiten."

„Malchus," begann die Baronin, offenbar in der Absicht, jetzt den Gegenstand einzuleiten, weßhalb sie die Unterredung begehrt hatte; „Ebbas Brief ist höchst beunruhigend, ich bin in tödtlicher Angst darüber, und wenn Du nichts dagegen hättest, so wünschte ich innig..." sie hielt inne; — und ihre Augen, dieses furchtsame Taubenpaar, schienen um eine Aufmunterung zu bitten.

„Und ich," entgegnete der Oberst schnell, „möchte in der That wünschen, daß die Majorin ein wenig mehr Vorsichtigkeit, ich möchte sagen, schwesterliche Zärtlichkeit in ihre Handlungsweise gegen Dich legte! Sie kennt doch die Reizbarkeit Deiner Nerven, Deine schwache Gesundheit, und Dein sensibles Gemüth: Sie hätte Dich schonen sollen, und Alles das rechtwohl mir schreiben können."

Ich versichere Dich, bester Malchus, daß sie es sehr gut gemeint hat. Sie hat Recht, daß sie mir schreibt, und mich nach Tyringsholm zu kommen bittet, um mit ihr die Sorgfalt für unsern Vater zu theilen — ich selbst habe keinen höhern Wunsch."

„Das glaube ich wohl, und ich finde diesen Wunsch vollkommen in Ordnung; allein dennoch muß ich mich dagegen setzen. Und Du selbst, meine liebe Eugenie, solltest einsehen, daß Deine Kräfte keine große Erschütterungen dulden. Du bist es in der That nicht im Stande."

„Malchus!" rief die Baronin, und ihre heftig fließenden Thränen bezeugten, daß sie ihren Schmerz nicht länger in der engen Schale der Konvenienz verschließen konnte — jener Schale, die der Oberst sogar in dem sogenannten vertraulichsten Alltagsleben nicht gerne zerbrochen sah — „Malchus, ich halte es nicht länger aus — verweigere mir nicht, Du kannst mir ja nicht verweigern, daß ich meinen Vater sehe und auf seinem Sterbebette von ihm Abschied nehme!"

„Eugen'chen," erwiederte der Oberst mit jener kaltblütigen Ruhe, die das fühlende Weib schon so oft zur Verzweiflung gebracht hatte, „es schmerzt mich unendlich, Dich in dieser Lage zu sehen! Aber gerade Deine übertriebene Gereiztheit bestärkt mich in dem Entschlusse, Dich nicht fortzulassen. Deine Gesundheit, meine Theure, liegt mir mehr am Herzen, als daß ich es tolldreist wagen sollte, sie vollkommen gebrochen zu sehen, und das würde sie gewiß, wenn ich Dir Deinen Wunsch erfüllte — einen Wunsch, den ich übrigens vollkommen billige, denn er ist eben so schön als natürlich an einer zärtlichen Tochter."

„Er ist schön und natürlich, Du billigst ihn vollkommen, und dennoch weigerst Du Dich — wie bitter kannst Du seyn, Malchus!"

„Ich verzeihe Dir Deine Ungerechtigkeit, Eugenie: Ein Mann darf seinem Weibe einen übereilten Ausdruck nicht so genau nachrechnen. Ich bin überzeugt, bei besserer Besinnung wirst Du dieß nicht nur billigen, sondern mir sogar für meine Zärtlichkeit danken."

Die Baronin schüttelte zweifelnd den Kopf.

„Hast Du mir noch sonst Etwas zu sagen, meine

Liebe? Die Droschke wartet, und es wäre Unrecht von mir, wenn ich noch eine Minute länger zögerte.“ Der Oberst reichte seiner Frau die Hand zum Abschied, und drückte ihr einen leichten und kühlen Kuß auf die Stirne. „Lebe wohl, liebe Eugenie! Geh' jetzt, und lege Dich nieder; Du bedarfst dessen jetzt am Meisten, ich hoffe, mit guten Zeitungen heimzukehren!“

„Malchus, Malchus! um Gotteswillen, sey nicht so hart, so kalt gegen mich! Ich weiß, daß es nicht um meiner Gesundheit willen, sondern wegen einer für Dich weit wichtigeren Sache ist, daß Du mich nicht fortlassen willst. Aber ich verspreche, ich verspreche Dir heil...“

„Du bist krank, und mußt zu Hause bleiben,“ unterbrach sie der Oberst nachdrücklich, d. h. seine Stimme wurde nicht lauter, sondern sie sank um ein paar Töne unter ihren gewöhnlichen schönen Klang. „Und nicht nur krank,“ setzte er hinzu, als die Baronin antworten wollte, „sondern weit schlimmer: Ich fürchte, Du bekommst einen Rückfall von Deiner alten Hypochondrie.“

„O mein Gott, mein Gott!“ seufzte die Trostlose, „ist es zu verwundern, wenn ich gemüthskrank werde?“

„Gewiß nicht, meine Liebe — ich sage auch nicht, daß es im Geringsten zu verwundern sey? Solche Zufälle sind in gegenwärtiger Zeit sehr gewöhnlich, und wir wollen hoffen, daß sie sich durch strenge Vorsicht und zärtliche Pflege geben.“

Bei diesen letzten Worten brachte der Oberst seine Fingerspitzen mit all der Anmuth zusammen, die man von einem Manne erwarten konnte, der sich so artig und vorsorglich gegen sein Weib gezeigt hatte; und einige Augenblicke später war er auf dem Wege nach dem herrlichen Tyringsholm, dem großen Gute seines Schwiegervaters, und dem Leckerbissen, den er, nach seiner löblichen Gewohnheit alles, was seinem Nächsten gehörte, für sein anzusehen, bald als sein Eigenthum zu begrüßen hoffte.

Als die Baronin Eugenie sich allein sah, sank sie ermattet auf den Sopha nieder, neben dem sie die ganze Zeit über gestanden war; und wenn man die Trostlosigkeit, die Angst sah, die sich in ihrem ganzen Gesichte und Wesen abspiegelte, wenn sie die feinen Hände zusammenpreßte, so fühlte man sich versucht zu fragen, ob ihre Brust nicht einen noch bitterern Schmerz als die Furcht vor dem Tode eines geliebten Vaters bewahrte. Es war nicht nur Kummer, was in ihren Zügen lag, es war die bleiche stumme Verzweiflung, die sie offenbar in der Gegenwart ihres Gatten nicht zu zeigen gewagt hatte.

Zweites Kapitel.

Das Fideikommiß Tyringsholm hatte mit den dazu gehörigen Höfen und geringeren Weilern länger als ein Jahrhundert der Familie E—brand angehört. Der jetzige Besitzer, ein beinahe achtzigjähriger Greis, besaß keine männliche Erben, und da sich auch in den entfernteren Zweigen der Familie keine solche vorfanden, so sollte das große Fideikommiß auf den Erstgebornen von den Enkeln des Barons E—brand kommen, auf den dann auch der Name übergehen sollte.

Der Baron hatte in seiner Ehe zwei Töchter, Ebba und Eugenie. Bei ihrer Güte, Liebenswürdigkeit und Schönheit fehlte es ihnen nicht an Anbetern, besonders da es nur der Zukunft vorbehalten war, das wichtige Räthsel zu lösen, wer von ihnen dem künftigen Majorathsherrn, dem Erben eines Vermögens, das unter der Pflege des letzten sparsamen Barons noch immer angewachsen war, das Leben geben sollte.

Man glaubte allgemein, daß Baron E—brand seine zwei Töchter in gleich hohem Grade liebte: auch konnte man nie bemerken, daß sein Vaterherz für die eine oder für die andere wärmer geklopft hätte. Indessen war es

gerade dieser Umstand, was manche Stunde in dem sonst ruhigen und sorgenvollen Leben des Barons verdunkelte. Er fühlte mit einer Art Gewissensvorwurf, daß er die heitere, lebensfrohe Ebba vorzog, und der stilleren, zärtlicheren und gefühlvolleren Eugenie einen weit geringeren Antheil an seiner Liebe schenkte. Aber da er fürchtete, diese Partheilichkeit könnte irgendwo hervorleuchten, so waren seine Worte gegen Eugenie oft zärtlicher; und wahrscheinlich vermochte ihn dieser Umstand, die Hochzeit seiner Tochter an demselben Tage zu feiern, obschon Ebba länger mit dem Kapitän L — verlobt gewesen war, als Eugenie mit dem damaligen Rittmeister Baron X — und die Hochzeit der erstern in der That ein Jahr vorher besprochen worden war.

Die doppelte Feierlichkeit in Tyringsholm wurde mit großer Pracht begangen; und da keiner von den Schwiegersöhnen Vermögen besaß — die Liebe hatte Ebbas und Eugenies Wahl geleitet — so war Jederman darauf begierig, welche von den beiden Familien wohl künftig das prächtige Tyringsholm in Besitz nehmen würde. Man glaubte, daß der schon sechzigjährige kränkliche Baron nicht besonders lange leben könne, und im Fall seines Todes die Eltern des minderjährigen Majoratserben sich natürlich auf dem Gute niederlassen würden. Alle guten Wünsche fielen indessen zu Gunsten des Kapitäns L —. Der einfache, herzliche und gehaltvolle Mann hatte weit mehr Liebe und Ansehen in der Gegend gewonnen, als der Baron von X —, dessen hochfahrender Ton und Sinn stets aus seiner feinen Artigkeit hervorschaute. Nicht einmal sein jugendlich schönes Aeußeres und seine berühmte römisch-griechische Nase hatte etwas geholfen. Die Leute hatten durchaus keinen Geschmack.

Aber wenn der Rittmeister in der Umgegend weniger geliebt war, so war er es desto mehr von seiner jungen Frau, die in ihm einen Gott sah, dessen Launen ihr nur als die liebenswürdigsten und entzückendsten Ein-

fälle erschienen — und einem Einfall von ihm, er mochte nun so toll seyn, als er immer wollte, war es ihr physisch und moralisch unmöglich zu widerstehen. Wir brauchen nicht hinzuzusetzen, daß sich der Oberst oder der damalige Rittmeister seinerseits bemühte, seine junge Gattin durch das süßeste Liebesgetändel einzuschläfern, da es sich ja von selbst versteht, daß ein solcher Mann von Anfang an seine Macht auf diese Art begründen mußte. Ueberdieß muß man wissen, daß der Rittmeister auch liebte, aber freilich auf seine Art: Schon in seiner Jugend, ehe noch die wärmsten Gefühle erstarrt waren und sich zu einer eisigen Kruste gebildet hatten, war Eigennutz und Berechnung seinem Wesen nicht fremd geblieben und schon damals übten sie eine Gewalt über ihn aus, die sich später nicht verminderte.

Die beiden neuvermählten Paare verließen Tyringsholm zu gleicher Zeit, um sich für den Anfang an den verschiedenen Punkten niederzulassen, wo die Dienstverrichtungen der Herren ihre Anwesenheit erforderten; und nur wenige Monate später erhielt Baron E—brand mit Freude und Unruhe zugleich die Nachricht, daß beide Töchter ihm einen Erben zu schenken hofften. Gegen das Ende der Erwartungsperiode nahm die Unruhe des alten Barons auf eine bedeutende Art zu: Er konnte beinahe nicht mehr schlafen, weder bei Nacht noch bei Tag. „Möchte Ebba die erste seyn!“ flüsterte die Partheilichkeit. „Möge Gott seinen Segen dazu geben, sey es nun diese oder jene,“ berichtigte die uneigennützige Vaterliebe.

Endlich kam der erste Brief, und das Siegel trug das L—'sche Wappen. Die Hände des alten Baron E— brand zitterten so sehr, daß er es eine lange Zeit nicht öffnen konnte. „Bedenke, wenn es ein Mädchen wäre!“ Er fühlte, wie ein Schauder ihm durch die Glieder fuhr. „Gott bewahre uns! nur keine Mädchen, nur nicht wieder Mädchen!“ Jetzt sprang das Siegel und da stand in gutem und leserlichem Schwedisch deutlich und klar, obschon die Hand, die die Worte niedergeschrieben

hatte, offenbar etwas vor Freude gezittert hatte: „Die glückliche Niederkunft meines geliebten Weibes mit einem wohlgestalten Sohn und so weiter.“

Der Baron faltete seine Hände: Sein wärmster, höchster und seligster Wunsch war erfüllt; und am folgenden Abend sprangen unzähliche Weinbouteillen und ein ganzes Faß Bier vor den zusammenberufenen Gutsunterthanen, welchem unter lautem Jubel des Majoratserben Ankunft auf der Welt feierten.

Aber auf wie schwankenden Füßen steht nicht die menschliche Freude! Nun hätte man meinen sollen, nichts sey gewisser, als daß der junge Klas Richard L— der sey, für den er gehalten wurde, nehmlich der Majoratsherr und Erbe des großen Tyringsholm, aber bald fand man, daß man sich vollkommen geirrt habe. Acht Tage später wurde dem Baron ein zweiter Brief von seinem zweiten Schwiegersohn, dem Rittmeister, eingehändigt, worin dieser auf gleiche Weise die Niederkunft seines Weibes meldete, wobei nur noch der kleine Umstand hinzukam, daß Baron Klas Malchus gerade acht Stunden und fünfzehn Minuten vor seinem Vetter, das Licht der Welt erblickt hatte. Ein längerer Postgang und eine Verzögerung unterwegs hatten wahrscheinlich die spätere Ankunft des Briefes verursacht.

Was war jetzt zu thun? Die Sache ließ sich nicht ändern, und der Inspektor erhielt deßhalb den Befehl, aufs Neue alle Gutsunterthanen zusammen zu berufen und ein neues Bierfaß aufzuschlagen. Aber wie dieß nun seyn mag, ob sie sich beim ersten Mal heiser gehurraht hatten, oder ob sie in den Zügen des alten Herren vergebens den belebenden Geist suchten, der sie das letzte mal befeuert hatte, die Freude war bei diesem Gastmahle ziemlich stille, und nachdem sie, um doch einer Sache Ehre anzuthun, best möglichst gegessen und getrunken hatten, gingen sie nach Hause, wo sie offen mit den Ihrigen ihr ziemlich lautes Mißvergnügen darüber aussprechen konnten, daß der hochfahrende Rittmeister dem

braven Kapitän den Rang abgelaufen hatte. Und überdieß war das heitere und herablassende Fräulein Ebba, immer in höherer Gunst gestanden als Fräulein Eugenie, und daher kam es nun, daß man gar nicht damit zufrieden war, daß man dem Sohn der letztern vor dem der Erstern huldigen sollte. Niemand von dem alten Baron, bis herab zu dem letzten Hirtenjungen konnte sich mit diesem Gedanken aussöhnen.

Was den Baron E—brand selbst betraf, so hatte er natürlich seine fehlgeschlagene Hoffnung niemals in Worten ausgesprochen. Aber jeder konnte doch hinlänglich bemerken, wie es in dieser Hinsicht aussah; und als die beiden Familien im folgenden Sommer nach Tyringsholm kamen, um ihre Lieblinge zu zeigen, so sah der Rittmeister mit heimlichem, aber nur um so tieferem Aerger, daß der Großvater dem abgesetzten Majoratsherren einen unwillkürlichen Vorzug vor dem eigentlichen Prätendenten gab. Auch Eugenie gewahrte mit dem scharfen Blick der Mutterliebe dieselben Symptone; und hätte nicht die freundliche und liebenswürdige Ebba mit ihrem zugleich herzlichen und frohen Wesen, die schwesterliche Harmonie mit Macht aufrecht erhalten, so würde man vielleicht manchen unangenehmen Auftritt erfahren haben. Wenn Eugenie z. B. sagte: „Ich sehe recht wohl, daß Papa meinen kleinen Knaben nicht besonders liebt, sondern dem Deinigen das beste — seine Liebe schenkt," dann erwiederte die freundliche Baronin Ebba mit ihrem sanftesten Fächeln: „Liebe Eugenie, Du mußt Dich erinnern, daß reiche Majoratsherren weit weniger der Liebe bedürfen als arme Fähndriche! Uebrigens bin ich gewiß, daß Du Dich täuschest, wenn Du Papa für so partheiisch hältst: Es ist nur ein feines Zartgefühl gegen uns, welches übel zu nehmen Du selbst zu gut und edel bist."

Die Jahre gingen indessen in ihrem gewöhnlichen Gang dahin. Der Rittmeister war allmählig bis zum Grade eines Oberstlieutenants gestiegen, und hatte mit

dem Titel als Oberst seinen Abschied genommen. Seine Einkünfte hatten sich durch einen klugen Haushalt vermehrt, und er und seine Frau besaßen keine weitern Kinder als den obgenannten Sohn Klas Malchus und eine Tochter, die jedoch nicht im Hause der Eltern erzogen wurde. Der Kapitän dagegen, jetzt Major, der noch im Dienste war, hatte eine ganze Schaar Kinder, woraus ziemlich natürlich hervorging, daß seine Umstände trotz der bedeutenden Unterstützung, die ihm sein Schwiegervater reichte, nicht besser waren, als sie eben nothdürftig seyn mußten. Beide, der Oberst und der Major, hatten sich schon längst in der Nähe von Tyringsholm niedergelassen; der Erstere auf einem Pachthofe, in der Hoffnung ihn bald gegen etwas Besseres umzutauschen, der Major aber auf dem kleinen und reizenden Gute Tjällstorp, welches der alte Baron von seinem Privatvermögen angekauft und seiner Tochter Ebba geschenkt hatte. Tjällstorp enthielt ein nicht sonderlich großes, aber neues, schönes und wohlgelegenes Wohngebäude, und die treffliche und dürftige Familie, die darin lebte, fühlte nicht den geringsten Neid nicht einmal einen Schmerz über den Verlust der großen Hoffnungen, welche den andern Zweig der Familie, wenigstens das Oberhaupt derselben belebte . . .

Aber während wir im besten Zuge sind, um rückwärts zu gehen, eilt der Oberst in seiner leichten Droschke vorwärts und hat eben jetzt eine hübsche grünbemalte Brücke erreicht, wo er wegen eines ihm begegnenden Hindernisses schnell die Zügel anzieht und hält. Die Brücke geht über einen Strom, dessen klare Wellen den Felsen bespülen, auf dem das alterthümliche Tyringsholm gebaut ist; und wie jeder Reisende wollen auch wir hier einen Augenblick stehen bleiben, um seine schöne Lage und sein malerisches Bild zu betrachten.

Im vollkommenen Gegensatz gegen die rechte Seite, wo sich die Wassermasse in mehreren Fällen aus dem

dunklen Fichtenwalde hervorwälzt, der die reiche Holzniederlage des Gutes liefert, welche von zwei hungrigen Sägewerken in eiligem Laufe verschlungen wird, zeigt die Lücke ein um so ruhigeres Gemälde in der Thalöffnung, wo der Strom seine rauschenden Wellen in einen kleinen See niedergelegt hat, der stets bereit ist, die hellen Bäume der Ufer, die einander so weit das Auge geht, in phantastischen Formen überbieten, in seinem Spiegel aufzunehmen. Nicht weniger phantastisch erhebt sich auf der Anhöhe vor der Brücke der alte Herrensitz, ein Ueberbleibsel aus längst vergangenen Zeiten, mit seinen graugelben Steinmassen. Die Jetztzeit hat seine ausspringende Flügel in eine moderne Farbe gekleidet, und diese erstreckt sich sogar auf die Gebäude der Arbeitsleute, die seitwärts hinter einer Reihe von Pappeln hervorschimmern, welche über die Terrassen der Felsenmauer wehen und rauschen.

Ein Altan an der Plattseite des Daches, — dem verfallenen und düstern Galleriewerk nach zu urtheilen, wahrscheinlich seit vielen Jahren nicht mehr benützt — ruft die Erinnerung an die Pracht der Ritterzeit zurück. Man denkt an die alten Chroniken und meint, man müsse jetzt eine verschleierte Dame sehen, eine jener romantischen und entzückenden Adelgunden oder Kunigunden, wie sie den runden Arm auf die Ballustrade gestützt mit sehnsuchtsvollen Blicken nach dem aus dem Heldenkampf zurückkehrenden Geliebten spähte. Die Täuschung wäre vollkommen, wenn nicht die frisch getünchten Flügel mit Eins uns daran erinnerten, daß wir uns in unserer nüchternen Zeit befinden, wo keine ritterlichen Abenteuer mehr produzirt werden. Kein Kurt oder Kuno bricht mehr eine Lanze auf Leben und Tod für seine Schöne; keine Bertha oder Agnes stickt die Thaten ihres Helden in Gold, oder wirkt unter dem Perlenthau ihrer Thränen die Schärpe, womit er sich im Streite umgürten soll. Nein! entflohen sind sie, die Tage der ächten Romantik und des Heroismus! Die Männer brechen jetzt,

so klagen wenigstens die Damen, ganz andere Dinge als Schwerdter und Lanzen, und die Damen haben sich deßhalb genöthigt gesehen, anstatt ihrer Thaten sie selbst mit Hund und Jagdtasche in Stramin zu nähen!

Oberst von X—, obwohl keine poetische Natur, ging doch nie über die Brücke, ohne dem prächtigen Gemälde seine ungetheilte Aufmerksamkeit zu widmen; denn es mußte ja doch einmal das Eigenthum seines Sohnes werden, und was wollte er dann nicht — er selbst nemlich: der Majoratserbe wurde stets in zweiter Reihe betrachtet — für Veränderungen und Pläne vornehmen, die in jedem Jahre, wo er genöthigt war, sie auf bloße Phantasieen einzuschränken, wieder anders waren! Eine der Fragen, die hauptsächlich den lebhaften Sinn des Obersten in Anspruch nahmen, war die, ob er das alte schwere und altmodische Ameublement — es sah mit seinen gediegenen Verhältnissen und seinen halb schwarzen Vergoldungen so ganz antik und aristokratisch aus — beibehalten, oder ob er dem modernen Geschmacke folgen und eine Einrichtung nach der Schule des neueren Luxusses treffen solle. Dieses Letztere hatte jedoch eine Ungelegenheit, welche der Oberst seinem Charakter gemäß nicht übersehen konnte: Er konnte ja leicht bei den geringern Gutsbesitzern eben solche Möbel antreffen wie die, welche eines seiner eigenen Gemächer zierten.

Es ist ein großer, beinahe grober Fehler der jetzigen Möbelgeneration, daß sie so wenig eigenthümliche Züge besitzt. Im Allgemeinen huldigt sie in ihrer Form und Jedermann weiß, welch' eine wichtige Sache die Form ist — einem Aehnlichkeitssystem, das nicht stattfinden sollte. Wer entdeckt z. B., da ja die Façon dieselbe ist, ob dieser prachtvolle Sopha von massivem oder nur eingelegtem Mahagony gearbeitet ist, ja ob derselbe nicht sogar in einem gewissen Verwandtschaftsverhältnisse mit der Birke steht? Und dieser schöne Wollendamast, schämt er sich wohl, da er in höherem Purpur als der

Seidenzeug selbst, erröthet? Ach nein! er wagt es nur in seiner Kühnheit, eine eben so prächtige, wenn nicht noch prächtigere Farbe, einen eben solchen Glanz zu haben, als der Purpursammt selbst! Und all' diese Schnüre, Quasten, Rouleaux und Kordons, wachsen sie nicht wie an einem Baume für Jedermann, der sie um sein Geld pflücken will? Es bleibt also nur noch übrig, daß man sie etwa nach ihrer Elasticität (welche aus der Menge des Roßhaares entsteht) in zwei Klassen theilen kann; allein diese Eigenschaft fällt nicht in die Augen, und ist deßhalb ohne eigentlichen Werth.

Man sieht daraus, welche Ungelegenheiten durch dieses Aehnlichkeitssystem entstehen, und daß die Emanzipation der Möbel von ihrer alten Schule, welche eine bestimmte Trennung in der Form besaß, höchst tadelnswerth ist. Es giebt vielleicht Leute, welche behaupten, daß das ganze Möbel — wie sollen wir doch sagen — Möbelcorps an sich zu unbedeutend ist, um einige Aufmerksamkeit darauf zu verwenden, in welcher Form es erscheint. Das mag an sich wahr seyn, aber gewiß nicht was die Form betrifft, denn jede Form vertritt etwas. Sie ist die Oberfläche, die Zierde der Sache. Ehrenvürd sagt: „Die Zierde ist ein Zuwachs der Sache, ei großer Schein der Sache; sie ist nicht so klar wie d Farbe, aber sie ist glänzender als jede mögliche Farl und jede mögliche Sache. Sie ist nicht das, was ma die Gestalt der Sache nennt; aber sie ist eine mannig fache Gestaltung der Sache. Sie ist, was ein Nebel weiter Entfernung von einer Sache zeigt. Er zeigt All und doch nichts; er zeigt mehr und doch nicht Alles. So ist es auch mit der Form, und deßhalb ist die For für viele Leute mehr als ihr eigentliches Selbst. D Form ihrer Möbel darf also ebenfalls nicht für eine Kle keit angesehen werden.

Wenn man in eines jener ächt aristokratischen Schlöss eintritt, so findet man mit einer Art Erstaunen, daß jed Möbel gleichsam an der Stelle des hingegangenen Schlo

herrn die Honneurs macht; und das ist doch viel von einem Möbel! Man sehe dagegen unser modernes Ameublement in einem modernen Schlosse; es glänzt und prahlt — aber es ist doch Bürgerluxus, der keinen Eindruck macht.

Bei all diesem Uebelstand war der Oberst, der gerne mit seiner Zeit gehen wollte, dennoch versucht, die Prachtwohnung von Tyringsholm nach dem gegenwärtigen Geiste einrichten zu lassen. Unter diesem Gegenwärtigen verstehe ich aber weder den heutigen noch den gestrigen; denn hätte der Oberst von X— gerade jetzt gelebt, wo man den Werth eines alten schwerfüßigen Lehnstuhles wieder recht zu schätzen versteht, so hätte er sich nie mit diesem Kummer befassen können. Aber wir müssen uns etwas zurück in der Gegenwart denken. Der Oberst ging halb und halb mit dem entsetzlichen Entschlusse um, die ganze alte Herrlichkeit in der Auktion zu verkaufen, als ein Ereigniß eintrat, welches, falls das Majoratserbe damals in seine Hände gerathen wäre, gewiß zur Folge gehabt hätte, daß Alles in seiner ursprünglichen Gestalt bleiben durfte.

Es geschah nämlich, daß ein Rittmeister von Stockholm eines der Güter kaufte, welches an Tyringsholm grenzte, und der Oberst, der an einem passenden und gebildeten Umgang ein Vergnügen fand, über den alltäglichen Namen Hukanson wegsah; denn es war dem Oberst sehr daran gelegen, für populär zu gelten, und er sprach gerne von der Lächerlichkeit alter aristokratischer Vorurtheile, denen er jedoch selbst im Innern und in einem weit höhern Grade huldigte, als mancher wirklich gediegene Aristokrat, der die Ahnen des Obersten in einen Nebenzweig seines Stammbaumes hätte einschließen können.

Inzwischen langte die Hukanson'sche Familie auf ihrem neuen Gute an und gab gleich darauf den Herrschaften der ganzen Umgegend ein Gastmahl. Der Oberst, der keinen Grund hatte, die Einladung abzulehnen, begab

sich dahin, hatte jedoch die Vorsicht, seine Frau zu Hause zu lassen, für den Fall, daß man sich nicht bewogen finden würde, den Umgang fortzusetzen.

Das Diner war glänzend, die Weine ausgesucht; nichts aber übertraf die prahlende Pracht in dem Salone und den bei den kleineren Wohnzimmern. Jedes Möbel glänzte vor Neuheit; der seidene Ueberzug war von der festesten Gattung — und das Roßhaar in einem solchen Ueberfluß vorhanden, daß der Sopha wogte wie bei hoher See. Ein paar der vornehmsten Damen fühlten eine leise Anwandlung von Seekrankheit, als sie sich darauf setzten.

„Das ist sehr schön," sagte der Oberst zu einem Bekannten.

„Ja, meiner Seel'," erwiederte dieser, „es ist wahrhaft königlich dafür, daß wir bei einem Metzger sind."

„Metzger," wiederholte der Oberst, „ist er denn nicht Rittmeister bei . . . Ich erinnere mich jetzt, daß ich den Namen des Regiments nicht gehört habe."

„Bei der Stockholmer Bürgergarde," lächelte der Andere — „Metzger und Stadtrittmeister!"

Es war, als ob der Oberst ein Duschbad auf den Rücken bekäme; aber natürlich ließ sich der feine Mann nichts anmerken. Beim Abschied wartete die Frau vom Hause vergebens darauf, unter dem Schwall seiner Artigkeiten etwas zu hören, was einer Einladung zu einem Besuche oder dem geringsten Wunsche einer ferneren Bekanntschaft gleich gesehen hätte. Daraus wurde nichts! der Oberst sprach von allem Anderen, nur nicht von diesem, und sobald er im Wagen saß, war sein erster Gedanke der: „Wie soll ich jetzt Tyringsholm möbliren?"

Zu allem Glück, obschon der Oberst es gewiß nicht für sehr glücklich ansah, ging Jahr auf Jahr dahin, ohne daß sein Erfindungsgeist auf eine ernste Probe gesetzt wurde. Zwar bekam der alte Baron jeden Herbst und jedes Frühjahr einen Anfall von der Gicht; aber

dies hatte der Sache nie einen Ausschlag gegeben, bis dieses Mal, wo es denn auch hohe Zeit zu seyn schien, da der Majoratserbe nächstens das zwanzigste Jahr vollendete, und folglich nur noch eines für die vormundschaftliche Regierung des Obersten übrig blieb.

Man begreift jetzt, welch' eine wichtige Botschaft der Eilbote von diesem Morgen brachte. Auch war der Oberst während des ganzen Weges zwischen Rönnäs und Tyringsholm — es war eine halbe Meile — im Gedanken damit beschäftigt, seinen Schwiegervater zu begraben, und hatte eben mit einer prunkenden Rede und direkt aus Stockholm bestellten Versen den Alten glücklich im Chore untergebracht, als er mitten auf der Brücke auf einen reitenden Boten stieß, der ihm die Nachricht überbringen sollte, daß der alte Baron gerade im Augenblick an einem heftigen Schlaganfalle verschieden sey.

„O mein Gott! mein Gott!" rief der Oberst, und fuhr schnell mit dem Sacktuch über das Gesicht. Er schien in der That im höchsten Grade überrascht, entweder weil er sich jetzt erst erinnerte, daß die genannte Nachricht eigentlich vorher noch nicht an ihn gelangt gewesen war, oder auch um unter der Maske der Bestürzung seinen Mangel an Betrübniß zu verbergen. Wie dies nun seyn mag, so hatten seine Züge während der kurzen Strecke, die er noch zu Fuße ging, eine so tiefe Trauertracht angelegt, daß es wirklich erbaulich war; und es gelang ihm sogar, eine Thräne ins Aug' zu bringen, als er die breite Treppe zum Portale hinaufsprang.

In dem Zimmer neben dem Schlafkabinete des alten Barons fand der Oberst seine Schwägerin in tiefer und inniger Trauer, denn es war die des Herzens. Mit der wärmsten Liebe hatte sie die Zärtlichkeit ihres Vaters vergolten. Sie wußte, daß sie sein Liebling gewesen war. Darum hatte sie auch ihr eigenes Haus verlassen, um bei ihm zu wachen und all' die Sorgfalt ei-

ner liebenden Tochter an den kränklichen Alten zu verschwenden.

„Ach, Malchus!“ sagte sie zu dem Obersten, und deutete unter stillen Thränen nach dem dunklen Gemache, dessen halb geöffnete Thüre einen hinlänglichen Blick in die Wohnung des Todes gewährte. „Ach Malchus! mein Vater, mein alter, theurer Vater — jetzt ist er nicht mehr!“

„Ja,“ seufzte der Oberst nach einem kurzen Blick in das Leichenzimmer — Leichen und Leichenzimmer gehörten im Allgemeinen unter die größten Antipathieen des Obersten — „es ist hart, sehr hart, meine gute Ebba!“ er drückte der trauernden Tochter die Hand, und blinkte stark mit dem Augenwimper, um die Thräne vollends herauszudrücken, die noch bescheiden dort saß. Indessen ist es meine Pflicht, daß ich mich zu beherrschen suche, um bei dieser traurigen Gelegenheit meine arme Eugenie zu schonen.“

„Eugenie, ja! warum ist sie nicht hier? warum war sie in den letzten Tagen nicht hier?“ rief die Majorin und sah mit einem vorwurfsvollen Blick auf ihren Schwager.

„Sie ist zu schwach, um es in die Länge an einem Krankenbette auszuhalten, und eben vorhin wurde sie von Deinem Briefe so heftig ergriffen, daß ich ihr alles Ernstes zureden mußte, um sie zum Daheimbleiben zu vermögen.“

„Ach, mein liebes, liebes Tyringsholm!“ seufzte die Majorin, ohne auf die Antwort ihres Schwagers zu hören. Aber der Oberst, der ihre Gefühle nicht begriff, sagte, weil er dies für den letzten Trost hielt, zu ihr: „Sey überzeugt, liebe Ebba, daß Tyringsholm stets für Dich und die Deinen eine liebe Heimath bleiben wird.“

Es lag eine einfache und freundliche Offenheit in diesen Worten, wie sie sich noch nie in der Ausdrucksweise des Obersten gefunden hatte. Er wollte Vertrauen

einflößen und wußte von Alters her, daß es seiner gewöhnlichen ceremoniellen Sprache nicht gelingen würde, dieses Gefühl in jener zu erwecken. Aber auch jetzt sollte es ihm nicht glücken. Die Majorin war eine hellsehende Frau. In Wort und Ton lag Herzlichkeit; aber in dem Sinne derselben war Etwas, was klar den mächtigen Gönner sehen ließ. Die Baronin erinnerte sich erst jetzt, daß sie kein anderes Erbe davon tragen würde, als die Erinnerung an die Liebe des Hingegangenen; und sie dachte zu edel, um nicht dieses Loos für das schönste anzusehen, wenn sie auch um ihrer vielen Kinder willen mit einem gewissen Schmerz an das dachte, was ihr nicht zufiel.

Drittes Kapitel.

Seit drei Monden ruhte jetzt der alte Baron Klas E—brand in der Familiengruft, seit drei Monden war die Baronin Eugenie in einem Zustande gewesen, der der Geisteszerrüttung nahe verwandt war, und der Oberst hatte ununterbrochen Alles in den alten Mauern von Tyringsholm reparirt, und das Unterste zu Oberst gekehrt, da war endlich die Sache so weit gediehen, daß die Familie ihren großen Einzug halten, und nach dem Ausdruck des Obersten, in die beschwerlichen Obliegenheiten ihres Standes eintreten konnte. Unter diesen Obliegenheiten verstand der Oberst nichts Geringeres, als eine Art kleine Hofhaltung, um deren Einrichtung er sich in der That keine geringe Mühe gab, wovon auch die ganze Reihe der unter dem vorigen Besitzer verfallenen und jetzt neu wieder hergestellten Gastzimmer zeugte. Die Flügel, die in Allem mit ihrer Zeit gegangen waren, wurden, der eine für den Majoratserben, der andere für das Fräulein bestimmt. Dieses erwartete man jetzt natürlich daheim, und mit ihr die reiche und gnädige Frau Tante, bei welcher sie erzogen wor-

den war. Diese verwittwete Tante, die Kammerräthin Malmros, war die Halbschwester des Obersten, aber keine geborene Freiin, denn die Mutter des Obersten brachte sie aus ihrer ersten Ehe mit; hier hatte jedoch der Barontitel auf alle Fälle weniger zu sagen, denn die Kammerräthin wog ihre vollgewichtigen hunderttausend Reichsthaler — ein Verdienst, wofür die brüderliche Liebe nicht gefühllos war.

Aber ehe wir den ganzen Familienstaat en face d. h. vor der großen Auswanderung oder vielmehr Einwanderung betrachten, dürfte es gut seyn, die Profile der zwei künftigen Hauptpersonen, nemlich des dazu bestimmt gewesenen und des wirklich gewordenen Majoratsherrn zu zeichnen; und dazu wählen wir ein paar Briefe, die zwischen den beiden Vätern und Söhnen gleich nach der Katastrophe oder dem Tode des alten Obersten gewechselt wurden.

Wir beginnen mit dem Brief des Obersten, der als ein Beitrag zu seiner Charakteristik angesehen werden kann.

„Mein geliebter Sohn!

So ist mir denn endlich die für mein Vaterherz so stolze Freude, dieses so lang ersehnte Glück geworden, Dich als den Besitzer des prächtigen Tyringsholm begrüßen zu dürfen. Es hat dem Höchsten gefallen, Deinen vortrefflichen Großvater, dem Du wie wir Alle ein schmerzliches Andenken widmen mußt, abzurufen.

In Ansehung Deiner Jugend, Deines Mangels an Erfahrung, so wie Deiner Minderjährigkeit, welche Dir noch nicht erlaubt, selbst Hand an etwas zu legen, habe ich es für meine unabweisliche Pflicht gehalten und — merke Dir das wohl, mein bester Klas Malchus — werde es stets dafür halten, alle Lasten auf mich selbst zu legen, da meine Schultern besser im Stande sind, alle die mit einer weitläufigen Gutsverwaltung und einem großen Hause verbundenen Sorgen zu tragen.

So bist Du denn jetzt Besitzer von Tyringsholm. Baron Klas Malchus E—brand von Tyringsholm! Das lautet recht schön, sehr schön; und ich zweifle nicht, Du wirst Deine neue, wahrlich nicht unbedeutende Würde so zu behaupten wissen, wie es meinem Sohne, dem Sprößling zweier ehrwürdigen Stammbäume, geziemt. Es ist mir höchst unangenehm, daß die meisten alten Konterfeien aus unserer eigenen Familie nach dem Tode meines Vaters, der während meiner Abwesenheit im Kriege erfolgte, verauktionirt wurden, und ich wollte viel darum geben, wenn ich wüßte, wo ich sie wieder kaufen könnte; denn ich habe mir in den Kopf gesetzt, eine vollständige Familenbildergallerie einzurichten. Du wirst einsehen, welchen Effekt es machen wird, oder vielmehr wie nothwendig es ist, daß Du, da Tyringsholm eine so reiche Sammlung Deiner mütterlichen Ahnen besitzt, auch mit einer Reihe väterlicher glänzest. Vielleicht bin ich so glücklich, einen Künstler zu finden, auf dessen Verschwiegenheit man sich verlassen darf. Dann wäre es sehr leicht, nach ein paar Miniaturgemälden, — woher diese kommen sollten, davon sprach der Oberst nichts — einige wichtigere Personen aus unserer Familie in der Tracht der alten Zeit im Brustbilde zu malen, wie z. B. meinen Großvater, den Admiral, der eigentlich die Schlacht bei ... entschied, wofür er die Freiherrnwürde erhielt (mein Vater war nur Kapitän, und sein Portrait hab ich auf alle Fälle) — meinen Großonkel, den Landeshauptmann B—krona, der mit der Exzellenz C—sköld verschwägert war, dem berühmten C—sköld (Du hast doch von ihm sprechen hören, oder vielmehr von ihm gelesen?) — meine Großmutter, eine Gräfin P—feldt, höchst celebrirt zu ihrer Zeit, wegen ihrer Beziehungen zu einer gewissen hohen Person — und meine verstorbene Schwester, bekannt wegen ihrer Schönheit und vermählt mit dem Baron und Kammerherrn, Hampus von L— u. s. w.

Was das Hauptgebäude betrifft, so fordert es weit-

läufige Reparationen. Du weißt, daß Dein Großvater nach der Gewohnheit alter Leute keinen Nagel in die Wand geschlagen hätte und wenn es auch zusammen gefallen wäre, ich bin indessen noch ganz unentschlossen, ob ich ihr das alte, unläugbar feudale Aussehen der äußern Mauern beibehalten oder das ganze Schloß weiß übertünchen lassen soll. Ich nenne es Schloß, da ein so weitläufiges Gebäude mit mehr Grund so genannt werden kann, als manche wirklichen kleinen Schlösser. Das alte Ameublement gedenke ich beizubehalten — (aber sieh, da ertappe ich mich auf einer Tautologie, das ist ganz gegen meine Gewohnheit. Man muß sowohl im Sprechen als Schreiben stets sehr genau seyn und nie zwei gleiche Worte wiederholen, was von einem Mangel an Sprachgewalt zeugt. Hier standen nun freilich die Worte „beibehalten" in einer zu großen Entfernung von einander, um eine solche Beschuldigung zu rechtfertigen; aber sie wurden auf alle Fälle zu nahe gebraucht. Lies Erhalten) — nämlich in den vornehmsten Zimmern. Aber die sechs kleineren, so wie die Gastzimmer wollen wir modernisiren. Ich schreibe nächsten Posttag nach Stockholm, um Alles durch die Kammeräthin nach ihrem und Isabellens Geschmack bestellen zu lassen. Ich selbst werde nur noch einige Vorschriften über das Ganze geben. Die Kammeräthin hat die Güte Isabellen zu begleiten, und ich hoffe sie dazu überreden zu können, daß sie sich wenigstens den Winter über in Tyringsholm niederläßt. Sie ist ein äußerst charmantes und gebildetes Frauenzimmer, und füllt stets ihren Platz aus. Uebrigens dürfte sie uns um so unentbehrlicher werden, als sich Deine Mutter durch die schreckliche Erschütterung, die der Tod Deines Großvaters bei ihr hervorbrachte, so schwach befindet, daß es ungewiß ist, ob sie die Obliegenheiten, die einer Wirthin zukommen, auf die gehörige Art oder überhaupt auf irgend eine Art übernehmen kann.

Nun, mein lieber Baron Klas Malchus E—brand

von Tyringsholm, — das klingt verteufelt hübsch! — Eure Herrlichkeit wird wohl bei dieser Lage der Dinge eingesehen haben, daß es beinahe tollhäuslerisch wäre, weiter in den Kreis der Wissenschaften einzudringen! Ein armer Junge mag sich immerhin Geld, Frau, ja meinetwegen grün wachen, um sich ein Brod zu verschaffen — das kann ihm Niemand verdenken. Aber der Besitzer von Tyringsholm hat Gelehrsamkeit und Kenntnisse genug, nur nicht im Punkte des guten Tons; denn mit Deiner Erlaubniß, mein bester Klas Malchus, hierin stehst Du beinah hinter jedem jungen Manne, den ich bisher gesehen habe, bedeutend zurück. Doch dieß kommt davon her, weil Du Dich so wenig mit Dir selbst beschäftigst, Du schenkst Deine Aufmerksamkeit nur der Gattung Wissen, welche man aus Büchern holt, die aber meiner Ansicht nach von weniger Nutzen ist, als die, welche man aus dem Umgang mit gebildeten Personen schöpft. Ich meine hier nicht jene allgemeine Bildung, die man heut zu Tage überall antrifft, sondern jene, welche eigentlich die Kunst zu leben in sich schließt. Ich meines Theils habe niemals eine tiefe Gelehrsamkeit erheuchelt; aber ich habe viel gelesen, und ich führe hier eine Stelle aus Thorildan, die meine eigenen Ideen über die Art und Weise, wie man sich selbst betrachten soll, vollkommen erklärt:

„Da Gott und die Natur Einem nichts Edleres gegeben haben, als sein eigenes Wesen, wie leer und erbärmlich muß nicht dieses seyn, wenn man eine Lust, eine Ehre daran finden kann, demselben zu entsagen, wenn man den Schein eines andern höher schätzen kann, als die Wirklichkeit seiner selbst! Zu einer solchen Gemeinheit der Gemeinheit steigt das Thier nie herab.“

Das ist sehr schön gesagt, sehr bezeichnend! Ich möchte wünschen, Du überdächtest die schöne Wahrheit, die hierin liegt, dann würdest Du gewiß der armseligen Begierde entsagen, für den Schein der Gelehrsamkeit Deinen eigenen Werth, Dein Ich aufzuopfern. Nein, komme jetzt heim, mein theuerster Klas Malchus, so

schnell als möglich — und ich werde mich ungeachtet aller meiner dringenden Geschäfte für glücklich schätzen, Dir meine Vorsorge widmen zu dürfen; und sofern Du selbst willst, so wage ich ohne Prahlerei die Behauptung aufzustellen, daß Du nur den täglichen Umgang in Deiner Familie bedarfst, um jenen feinen Takt, jene leichte und anmuthige Tournüre zu gewinnen, welche das erste und sicherste Kennzeichen einer guten Erziehung ist.

Ich verlange gewiß nicht, daß Du Deine Bücher fortwerfen sollst, um Dich ganz und gar dem Studium des gesellschaftlichen Lebens zu widmen; aber ich verlange, d. h. ich wünsche, daß Du so bald nach Hause kommst, daß wir noch einige Monate vor unserm Zuge nach Tyringsholm vor uns haben; denn einmal dort, siehst Du, so sind wir gezwungen, öffentlich zu leben, Leute zu sehen und den Ton anzugeben, während wir dagegen in der noch übrigen Zeit wegen der Trauer um den seligen Schwiegervater, so wie der Kränklichkeit Deiner Mutter und der Zurüstungen für Tyringsholm en famille leben können.

Ich rechne darauf, daß Du durch den Umgang mit Deiner Schwester bedeutend gewinnen wirst. Isabelle soll, wie mir Katharine Marie schreibt, eine ganz vollkommene Schönheit seyn, und ein so spielendes, naives und graziöses Wesen, einen so eleganten Ton besitzen, daß sie für das Muster einer vollendeten Erziehung gilt, — das sind die eigenen Worte der Kammerräthin.

Es ist mir gelungen, Richard eine Lieutenantsstelle bei dem W—schen Regimente zu verschaffen. Dieß hatte trotz des schwiegerväterlichen Geldes allerdings seine großen Schwierigkeiten; aber bei meinen ausgedehnten Verbindungen ließ es sich doch machen, und man muß nicht so genau rechnen, wenn es sich darum handelt, armen Verwandten aufzuhelfen. Richard ist auch ein hoffnungsvoller Jüngling. Er machte ein sehr ehrenvolles Offiziersexamen, und hat während seiner Kadettenzeit die Gelegenheiten, die ich ihm eröffnete, um in gute

Häuser zu kommen, so brav benützt, daß er schon Anspruch darauf machen kann, unter die Anzahl junger Männer gerechnet zu werden, die man in jeder Gesellschaft als eine glückliche Acquisition ansieht. Was unsern Lieutenant betrifft, so habe ich übrigens einen Plan, der, wie ich glaube, sehr gefallen wird, und der zugleich den Vortheil hat, ihn fester an unser Haus zu knüpfen.

Ich habe die Absicht, die Wagenpferde selbst einzufahren. Der Alte benützte nie andere als die alten schwarzen wackelichen Schecken. Aber es sind hier vier Füchse von einer neuen Generation, die, wie ich hoffe, nach einer fleißigen Benützung von einigen Monaten vollkommen gut seyn werden. Ich gedenke auch noch, zwei dazu zu kaufen, um gelegentlich sechsspännig fahren zu können.

Dein Onkel und die Tante von Tjällstorp, so wie ihre ganze gesegnete Kinderschaar — Gott soll mich strafen, wenn ich weiß, wo ich sie künftig alle placiren soll, — befinden sich vollkommen wohl. Viktor ist schon auf dem Gymnasium, und Hampus und Linus besuchen die Rektorschule in B. Deine Cousine Virginie ist für eine Landerziehung sehr ordentlich ausgefallen; aber ihre Hände beweisen, daß meine Schwägerin sie mit irgend einem braven Landjunker für bestens versorgt hält; von etwas Anderem ist, wie ich glaube, nie die Rede.

Wenn Du diesen Brief erhältst, wirst Du wohl einige Freunde zu einer Bowle einladen. Heitere Kameraden erhöhen in der Jugend den Genuß des Glücks; und obschon, wie ich gehört habe, gegenwärtig an der Universität ein gewisser Brüdergeist herrscht, der sich früher nicht in diesem Grade zwischen adelichen und unadelichen Söhnen vorfand, so habe ich doch nichts dagegen. Ich bin zu aufgeklärt, um den alten aristokratischen Vorurtheilen zu huldigen. Es lebe die Geburt und der Rang! — Das sind große Vorzüge — aber es lebe auch das Talent und die Wissenschaft, das Genie und die Kunst! Wo Du sie findest, schenke ihnen Deine

Achtung! Du kannst sogar aus dem Umgang mit dem unbedeutendsten Individuum einigen Nutzen ziehen. Unterlasse es nie, mit Personen zu sprechen, die in einer oder der andern Hinsicht einigen Werth in dem Tempel der schönen Künste und Wissenschaften haben, oder haben werden! Durch vielseitige Konversation über alle Gegenstände erlangt man Fertigkeit und Leichtigkeit im Ausdruck, und gewinnt auf diese Art eine genügende Uebersicht in den Dingen, worin man ein wenig zu Hause seyn muß.

Ich weiß nicht, ob Du Dich des Kapitäns Brandler, einer höchst originellen und unterhaltenden Person erinnerst; ich habe darauf gedacht, ihn und den Stallmeister Günthers, einen sehr gewandten jungen Mann, einzuladen, um den Winter in Tyringsholm zuzubringen. Die Finanzen beider stehen auf schwachen Füßen; deßhalb macht es mir ein wahres Vergnügen, ihnen als ihr alter Vorgesetzter diese Artigkeit erweisen zu können. Sie sind übrigens nicht unnütz. Ein paar wackere Militärs —. Der Kapitän ist zwar freilich nicht von der elegantesten Klasse — füllen überall eine Stelle aus; die Kammeräthin möchte gerne an den Abenden ihren Spieltisch haben, und hie und da kommen langweilige Besuche, wo es dann das Geschäft jener seyn wird, sie zu unterhalten. Ueberdieß gibt es immer ein gewisses Ansehen, wenn man Leute um sich sieht.

Der Zustaud Deiner Mutter beunruhigt mich wirklich. Sie läßt Dich zärtlich grüßen, und ich heiße Dich noch einmal auf das herzlichste willkommen, bei Deinem

gütigen Vater

Hans Malchus v. X—"

Antwort des Barons Klas Malchus.

„Mein bester Vater!

Zwanzig Jahre, ich gestehe es zum Voraus, geben keinen Anspruch auf einen großen Vorrath von Erfah-

rung, und dennoch meine ich, deren genug zu besitzen, um ein Recht zu der Ueberzeugung zu haben, daß der Werth und das Ansehen, den wir durch das hinterlassene Eigenthum eines Andern gewinnen, höchst unbedeutend ist. Ich für meinen Theil hasse und verabscheue dieses Ueberbleibsel des Feudalismus, woraus sich, wie ich glaube, der Fideikommiß herleitet. Es empört das Gefühl, wenn man an diese egoistische Einrichtung denkt, wo das größte Besitzthum auf einen Einzigen übergehen soll, um einen eben so unnützen als thörichten Glanz aufrecht zu erhalten, während dagegen andere eben so nah verwandte Erben sich in den Strahlen dieses sonnen, und mit den Krumen begnügen müssen.

Gott segne meinen würdigen Großvater: Er war es nicht, der diese Thorheit in unser Geschlecht einführte! Ich hätte ihn sonst nicht achten können. Jetzt weiß ich ihm Dank für das deutliche und natürliche Mißbehagen, womit er mich stets betrachtete, so sehr er dieß auch zu verbergen suchte, und ich kann den zartfühlenden Abscheu vollkommen begreifen, welchen er vor dem hatte, der gegen die Stimmen der Natur und der Gerechtigkeit allen seinen Lieblingen ihr Brod rauben sollte. Dieses Glück ist auch in der That durchaus nicht beneidenswerth, ich sehe es für eine Bürde an. Ich liebe den Reichthum nicht, ich liebe die Pracht nicht, und hasse in Grund meines Herzens dieses Jagen nach Unbedeutendheiten, die so kleinlich sind, daß sie Ekel erregen! Ich will für etwas Besseres leben, als das Streben würdig in Tyringsholm repräsentiren zu können. Ich will für mich selbst, nicht für Andere leben.

Glauben Sie nicht, mein bester Vater, daß dieß nur eine eitle Jugendgrille, der Dunst eines verkehrten Egoismus sey! Ich will es nicht als eine Unmöglichkeit aufstellen, daß ich eines Tages den Vorzug, ein reicher Mann zu seyn, begreifen sollte; aber ich glaube doch nicht, daß sich mein Charakter je bis zu dem Grade än-

dern wird, um eine Freude daran haben zu können. Ich bin kein Genie, kein tiefer Denker, habe weder einen lebhaften Kopf, noch ein so reiches Gedächtniß, um die Schätze bewahren zu können, die ich zu sammeln suche; und folglich ist auch nicht ein Schimmer von Hoffnung vorhanden, daß ich mich in den Wissenschaften oder der Aesthetik auszeichnen werde. Dessen ungeachtet liebe ich beide warm und tief. Ich fühle in mir, daß ich nie ein tüchtiger und praktischer Geschäftsmann werden würde, und aus diesem Grund hat es seinen Vorzug, wenn ich würdigeren Gegenständen nachhängen darf; aber auch als ein armer Mensch hätte ich denselben Göttinnen gehuldigt. Je größer der Kampf, desto schöner der Sieg — es ist ein großes Ding darum, von der Welt anerkannt zu werden.

Ich kenne einen alten Universitätsgelehrten, der, wenn er seine Lieblingsstudien hätte aufgeben und in das öffentliche Leben eintreten wollen, gewiß eine ausgezeichnete Beförderung erlangt hätte und in dieser Stunde ganz bestimmt einer der geachtetsten Professoren wäre. Aber er hatte den Muth, obschon beinahe vollkommen mittellos, aller Beförderung zu entsagen, um nur einsam und ungestört sein Leben den Wissenschaften weihen zu können, denen er um ihrer selbst willen huldigt. Sein alter abgeschabter schwarzer Rock war vielleicht oft der Gegenstand eines mitleidigen Lächelns. Aber für mich und Mehrere seiner wahren Freunde ist dieser Anblick ein wahrer Genuß; und wenn er mir bei seinem Tode, der nunmehr vielleicht nicht mehr sehr ferne ist, diesen vermachen würde, so wäre es für mich eine Reliquie von höherem Werth als selbst Tyringsholm.

Mein Vater bittet mich, nach Hause zu kommen — allein ich bin überzeugt, daß ich bei der neuen Lage der Dinge ganz dasselbe seyn würde, wie das fünfte Rad am Wagen. Ich habe in meinem Charakter nicht Biegsamkeit genug, um mich so formen zu können, wie Papa es wünscht. Wenn die Natur mich zu einem jener lie-

benswürdigen Männer hätte machen wollen, die durch ihre Attitüden, ihren Ton, ihre Toilette und ihre Unterhaltungsgabe entzücken, so würde mich Papa gewiß mit all seinen nicht gesparten Bemühungen schon zu einem solchen gemacht haben; aber da dieß bisher nicht gelungen ist, so lassen Sie uns aufrichtig gestehen, daß jetzt zu wenig Aussicht vorhanden ist, um mich zu einem Dandy zu bilden. Lassen Sie uns also mit dem zufrieden seyn, was sich nicht mehr ändern läßt! Ich bin zufrieden und vollkommen glücklich, wenn ich nur soviel habe, um anständig zu leben, und mir den Zutritt zu den Quellen verschaffen zu können, aus denen ich Leben, wenn auch nicht Gesundheit trinke; denn ich muß gestehen, wenn es mir hie und da beifällt, mich in dem Spiegel zu betrachten, so finde ich, daß ich sehr traurig aussehe.

Was das Uebrige betrifft, wovon mir mein Vater schreibt, so habe ich nichts weiter zu erwiedern, als daß ich bitte, man möge das Hauptgebäude wenigstens auswendig so lassen, wie es ist! Der Umstand, welcher Richards Glück so nahe berührt, wird, wie ich vermuthe, eine Verbindung mit Isabellen seyn, das ist sehr schön vom Papa; und wenn Richard noch dieselbe gute und kräftige Natur ist, die ich in unsern Knaben- und Schuljahren so sehr an ihm liebte, so wird Isabelle gewiß glücklich mit ihm seyn.

Ueberzeugt, daß Papa in Beziehung auf den Onkel und seine Familie Alles thun wird, was Billigkeit und Verwandtenliebe verlangt, verbleibe ich

Ihr getreuer Sohn.
Klas Malchus.

P. S. Ich schreibe der Mama noch besonders."

Dieser Brief, der deutlicher als je ein vorhergehender den Obersten über den himmelweiten Unterschied zwischen seinem und seines Sohnes Charakter, Ansichten und Interessen aufklärte, erweckte in mehr als einer Hin-

sicht die Befürchtungen des zärtlichen Vaters; aber es war noch ein Umstand da, der alle andern in einem solchen Grade überwog, daß sie im Verhältniß zu ihm als untergeordnet erschienen: Klas Malchus erwähnte im Vorübergehen seiner Gesundheit, er meinte selbst, er sehe traurig aus — das war bedenklich.

„Sollte, was Gott verhüte!“ sagte der Oberst zu seiner Frau, „irgend ein Grund zu dieser Befürchtung vorhanden seyn, so müßte ich verzweifeln. Wozu und warum hätte ich dann so lange gerungen, wenn nach einer zwanzigjährigen Unruhe Klas Malchus sterben würde, um Richard das Fideikommiß und mir die Armuth zu hinterlassen: Liebes Eugenchen! schreibe ihm mit aller Beredtheit der Mutterliebe und bestimme ihn, daß er heim kömmt! Wir müssen seine Gesundheit in Obhut nehmen, denn davon hängt alles ab.“

Die Oberstin seufzte; es war ein tiefer bitterer Seufzer, aber der Oberst hörte ihren an einer Mutter so seltsamen Wunsch nicht:

„Gebe Gott, er läge in seinem Grab und ich in dem meinen!“

„Willst Du nicht schreiben, meine liebe Eugenie? Dein eigenes Gefühl scheint mir Dich dazu anmahnen zu müssen?“

„Ja wohl, will ich; ich werde ihn überreden, heim zu kommen, den armen Klas!“

„Wie so — armer Klas? Ja arm ist der, der sein eigenes Bestes nicht erkannt! Aber ich bin zu klug, um zu thun, als bemerke ich diese Narrheiten. Pure Studenten-Phantasien — nichts weiter!“

„Das glaube ich nicht,“ sagte die Baronin.

„Gleichviel, meine beste Eugenie, was Du glaubst; das hat wenig zu bedeuten. Wenn wir ihn nur daheim haben, das ist die Hauptsache!“

Aber damit ging es nicht so leicht, als das warme Mutterherz glaubte. Erst nachdem die Baronin ihn feierlich versichert hatte, daß sie um ihrer eigenen Ruhe

willen, und zur Wiedergewinnung ihrer Gesundheit und Gemüthsruhe diesen Winter mit ihren beiden Kindern zusammen zu leben wünschte, ließ sich Klas Malchus überreden, zu Anfang Septembers das Dach seiner Heimath zu sehen.

Er liebte und verehrte seine Mutter eben so tief, als er die Krankheit ihres Gemüths beklagte, das er sich nie anders entsinnen konnte. Aber dieser Liebe ungeachtet fand sich doch in gewissen Stunden zwischen den Herzen des Sohnes und der Mutter ein fremder Zwang, den es ihm nie zu verjagen gelang und der offenbar von ihr herkam.

Dieß, so wie die sich immer mehr hervortretende Ungleichheit zwischen ihm und dem Vater machte, daß Klas Malchus in der Heimath nicht jene ruhige Gemüthlichkeit fand, die ihn sonst auf längere Zeit dort festgehalten hätte. Aber jetzt waren zwei Jahre verflossen, seit dem er seine Mutter zum letzten Male gesehen hatte; und da sein Herz für den, der es zu behandeln verstand, das freundlichste und wohlwollendste Herz war, so freute er sich, durch dieses Opfer seiner Mutter die Erfüllung ihres eifrigsten Wunsches zu sichern.

Doch bis auf Weiteres genug von dem Baron Klas Malchus. Jetzt zu unserer andern Brief-Auflage.

Viertes Kapitel.

Major Hampus L — an seinen Sohn.

„Mein lieber Richard!"

Durch die Traueranzeige weißt Du, daß der alte Großvater zu seinen Vätern gewandert ist. Ich war bei dem Todesfalle selbst nicht daheim; aber er war schon so schwach, als ich zu den Uebungen abging, daß wir für dieses Leben von einander Abschied nahmen. Er war ein Ehrenmann, ein Segen für Kinder und Unter-

thanen, und Gott gebe, doch daran zweifle ich, daß Tyringsholm wieder einen so guten Herren bekomme.

Was insbesondere uns betrifft, so wirst Du einsehen, daß wir am meisten gelitten haben. Wie viel haben wir nicht seiner Vaterliebe zu danken. Ich für mein schönes Tyällstorp, Du für Deinen langen Aufenthalt in Karlberg, Dein Lieutenants-Patent und Deine Equipirung. Außer den in dem Testamente voraus erwähnten dreitausend Banko, welche die Summe voll machen, die der Großvater nebst dem Kaufschilling für Tyällstorp zur Mitgift Deiner Mutter bestimmte, bekam sie — doch das bleibt unter uns — noch bei seinem Leben, eine eben so große Summe für die Erziehung der übrigen Knaben. Gott segne ihn! Ich habe meinen Vater und Wohlthäter aufrichtig beweint. Es wird jetzt ein anderes Leben in Tyringsholm geben, und mein Wohlbehagen dort wohl vorüber seyn.

Da es noch ungefähr drei Jahre ansteht, bis Viktor die Akademie besuchen kann, und noch länger bis Hampus und Linus eine bedeutendere Hülfe bedürfen, bleibt das Geld natürlich bei mir; und ich habe deßhalb auf verschiedene Verbesserungen in Tyällstorp gedacht. Schon im Herbste nehme ich ein paar bedeutende Neupflanzungen vor; was sagst Du aber zu dem Sumpfe — daraus ließe sich mit der Zeit eine Wiese machen! Es würde viel Arbeit kosten, aber sich auch wieder rentiren. Diese Verbesserungen ungerechnet habe ich noch einen Plan von größerem Umfang. Du weißt, daß Tyällstorp ein paar gute Wassergefälle hat, und der Vortheil von Mühlen ist handgreiflich, da es auf weite Entfernung nicht so viele gibt, als das Mahlkorn in der Umgegend und die Nachbarstädte erfordert. Dieß ist freilich ein zu wichtiger Vorschlag, um sich ohne genaues Ueberdenken dazu zu entschließen; es ist jedoch mein fester Glaube, daß das Kapital der jungen Herren in dieser Unternehmung keine Gefahr laufen, sondern im Gegentheile so viel ausgeben wird, um mir selbst einigen Gewinn davon zu verschaf-

sen. Die im Testamente berührten dreitausend Banko haben wir, wie Du weißt, schon früher zu Virginiens Aussteuer bestimmt.

Bleibe nicht unnöthigerweise aus, mein bester Junge, sondern erfreue uns mit Deiner Gegenwart, sobald Du kannst; das kostet Dich am wenigsten und ist am besten für Dich. Wir können auch dann zusammen über die Pläne berathen, die ich erst flüchtig entworfen habe. Ich weiß, Du hast eine Freude an der Landwirthschaft und legst Dich nicht auf die faule Haut, d. h. Du wirst mir Deine Mitwirkung nicht entziehen.

Dein Onkel haust in Tyringsholm, als ob er und nicht sein Sohn es wäre, der es erhalten hat. Ist aber Klas Malchus sich noch gleich, so wird er meiner Seel nicht das geringste Wesen aus sich machen. Ich habe den Majoratserben nie begriffen; es ist ein wunderlicher Kautz. Ich halte ihn zwar für eine grundehrliche Seele, aber für ein wenig linkisch und trocken. So war es wenigstens das letzte Mal; und nie gab es einen Vater oder Sohn, die ungleicher gewesen wären, als mein lieber Schwager und Klas Malchus. Doch dieß ist nun einmal wie es ist, und der Oberst bekommt durch diese Laune der Natur wenigstens Gelegenheit selbst, in Tyringsholm repräsentiren zu dürfen.

Gegen den Herbst wird Isabelle zu Hause erwartet. Wenn man den Worten ihres entzückten Vaters glauben darf, so ist sie wenig geringer als ein wahres Wunderwerk. Hm! hm! ich habe mich nie auf Wunderwerke in Unterröcken verstanden, und überhaupt ist es mir etwas Widriges, wenn man die Töchter außer dem Hause erziehen läßt. Virginie ist zwar keine Schönheit, sie hat weder ausgezeichnete Talente noch ausgezeichneten Witz; dessen ungeachtet glaube ich, daß sie ein sehr liebes und wohlerzogenes Mädchen ist. Sie besitzt die angeborne Grazie ihrer Mutter, und das kleine vornehme Air derselben. Aber sie hat von der Natur zugleich ein warmes und ungekünsteltes Gemüth erhalten, und ist bereits eine so

artige kleine Haushälterin, als man nur irgend wo sehen kann.

Doch ich muß lachen, wenn ich all das wieder durchlese. Habe ich hier nicht eine Liste von den Vorzügen meiner Tochter aufgestellt, die beinahe eben so prunkend ist, als jene womit mich der Oberst so manchmal in Beziehung auf Isabellen ärgerte. Ich fürchte, mein lieber Richard, Dein Vater begeht den Fehler, daß er etwas neidisch ist; wenigstens sollte er die Schwachheit seines Schwagers etwas billiger beurtheilen. Und die Fehler, die ich stets an Klas Malchus gesehen habe, dürften überhaupt vielleicht nur daher kommen, daß er einige Stunden vor Dir zur Welt geboren wurde.

Der Mensch ist doch im Ganzen genommen ein schlechtes Produkt! Ich habe mich immer, wie ich mir schmeichle, daß auch andere Leute thun, für einen sehr braven Mann gehalten; aber ich muß gestehen, daß es weit schwerer ist, dieß zu seyn, als in den Augen Anderer so zu scheinen. Ich hoffe inzwischen, mein unverzeihliches Mißvergnügen mit gewissen Umständen, die sich nun einmal nicht anders machen lassen, überwinden zu können. Meine Frau, Deine vortreffliche Mutter, erlaubt sich nie die geringste Klage; es ist mir zu sehr an ihrer guten Meinung gelegen, um sie merken zu lassen, daß ich Gefühle hege, von denen ich meiner Seele nie vor dieser Stunde wußte, daß ich sie beherbergte.

Gott sey mit Dir, mein Sohn Richard! Melde uns Tag und Stunde, wo wir Dich erwarten können. Du weißt, daß Mama und Virginie ihre Freude an kleinen Veranstaltungen haben. Ein vortreffliches Weib und gutartige Kinder sind doch der beste Reichthum, die beste Gottesgabe! Höre, Monsieur Richard, Du sollst nicht schlimmer von Deinem Vater denken, als es eigentlich ist! Meiner Seel', Isabelle kann, wenn es drauf und dran kommt, ein sehr natürliches und gutes Mädchen und Klas Malchus mit seinem „Mondsfinsternißgesicht“

und seiner Bücherwurmerei das non plus ultra von einem vortrefflichen Gutsherrn werden.

Viele Grüße von den Uebrigen durch Deinen treuen Vater

Friedrich Hampus L—."

Lieutenant Richard an seinen Vater:

„Ich sollte etwas über Papa denken, das nicht das Allerbeste wäre, was man von einem Menschen nur denken kann? Dann wäre ich der schrecklichsten Strafe werth, die ich mir vorstellen kann: Nämlich meiner Lebetage ein armer Lieutenant zu bleiben. Ich lebe und sterbe in dem wahrhaften Glauben, daß das, was Papa in dem Briefe äußerte, Eingebung des Augenblicks war; denn nie gab es einen wirklichen Neid in einem solchen Herzen, wie das meines guten und vortrefflichen Vaters ist.

Aus dem vorausgeschickten Briefe an Mama ersieht Papa, wie tief mir der Verlust unseres geliebten Großvaters zu Gemüthe gegangen ist; aber nachdem ich mich jetzt etwas erholt habe, halte ich diese Trauer für egoistisch. Im achtzigsten Jahre bedarf man der Ruhe; doch ist es mir, als ob mir das Herz zerspringen müßte, wenn ich daran denke, wie leer es mir jetzt in unserem lieben Tyringsholm vorkommen wird, wo ich nicht mehr seine freundliche leise Stimme höre, wenn er sagte: „Richard, Kind! gieb mir Deinen Arm!" oder: „Richard, mein lieber Junge, rolle mir den Stuhl an das Fenster!" Ach! die Stimme, diesen Blick werde ich nie mehr vergessen; diese Erinnerung möchte ich nicht um das ganze prächtige Tyringsholm hingeben... Großvater liebte mich warm, und diese Gewißheit wird auch mich erwärmen, wenn ich in die kühle Gruft hinabsteige, um von seinem verehrten Staube Abschied zu nehmen.

Ich glaube keineswegs, daß das Fideikommiß, in so fern es Klas Malchus Eigenthum würde, in schlimme

Hände gerathen ist. Obschon er weder Lust noch Willen hat, sich mit der Landwirthschaft zu beschäftigen, besitzt er doch ein so durch und durch braves und wohlwollendes Herz, daß er sich gewiß nie mit Wissen und Willen einen Mißbrauch erlauben wird. Was den Onkel betrifft, so ist er ein kenntnißreicher und thätiger Landwirth. Wenn sein Gefühl für das Wohl seiner Unterthanen auch nicht das stärkste ist, so ist er doch gewiß gerecht, und übrigens wird Niemand, der in Noth ist, sich vergebens an Klas Malchus wenden.

Da mich mein Chef einlud, nach Beendigung der Uebungen ein paar Wochen in C—rup zu verweilen, so konnte ich dieß nicht abschlagen, obschon ich, die Wahrheit zu sagen, diese Artigkeit recht gerne entbehrt hätte; denn Gott weiß, daß es hier entsetzlich steif und vornehm, und gar wenig unterhaltend ist. Doch man muß sich geniren, um, wie der Onkel sagt, seine Bekanntschaften zu kultiviren, und unter diese muß man natürlich in der ersten Reihe die Chefs und Gönner rechnen. Ich hoffe, der Onkel wird finden, daß ich in der edlen Kunst mit Schippen und Caro umzugehen, bedeutend gewonnen habe. Ich habe täglich eine drei- bis vierstündige Uebung darin, was, wie Papa wohl begreifen wird, mitten im Sommer zu angenehm ist, als daß ich meinen Genuß dabei beschreiben könnte. An den Morgen halte ich mich dafür schadlos: dann schwärme ich im Walde umher, und bringe sehr oft den Gnädigen ein wenig Wildpret nach Hause, was sehr gnädig aufgenommen wird. O man weiß sich zu stellen! Papa merkt, daß ich ein Mann von Welt bin.

Ich glaube in der That, mein geehrter Vater hat ein kleines Vorurtheil gegen Isabellen. Während meiner Karlsberger Zeit hatte ich einige Mal das Vergnügen, sie zu sehen, indem ihre Tante so gut war, mich nach ihrem Gute einzuladen. Das ist jetzt drei Jahre her; aber damals war, so weit ich beurtheilen konnte, meine liebenswürdige Cousine weder verzogen noch geziert. Frau

Malmros — nein, das lautet zu simpel; ich würde die Gunst, worin ich bei dem Onkel stehe, ganz und gar verlieren, wenn ich mit diesem bürgerlichen Namen herauszuplatzen wagte! Gott sey Dank für die lieben Titel: sie bedecken einen ganzen Haufen kleiner Lücken und Gebrechen. Also — die Kammerräthin scheint mir ein sehr ordentliches Weib zu seyn, das sich in einem garnirten seidenen Kleide vortrefflich in einer Sophaecke oder vielmehr auf einem halben Sopha ausnimmt; denn so viel braucht sie immerhin. Sie hat gerade ein Wesen, das sich dazu eignete, um durch Niedersitzen und Aufstehen sich bemerkbar zu machen; ihr Anzug ist auch immer darnach eingerichtet. Uebrigens glaube ich, daß, wenn sie außer ihrer gewaltigen Liebe zu Isabellen noch eine andere Schwachheit besitzt, es eine gewisse glückselige Zufriedenheit mit ihrem Reichthume ist, der sie eines bedeutenden Platzes im gesellschaftlichen Leben versichert. In das Verzeichniß ihrer Verdienste rechne ich auch noch den Umstand, daß sie keine Schooßhunde unterhält, das unerträglichste Gewürme, was unser Herr erschaffen hat. Ich habe hier täglich einen Kampf zwischen meinem großen Pollux und Ihrer Gnaden Semiramis. Schooßhunde sollte man in das Gebet einschließen.

Aber um wieder auf Isabellen zu kommen, so war ihre Schönheit schon damals von der Art, wie ich weder früher noch später ihres Gleichen gesehen habe. Unsere vortreffliche Virginie ist hübsch und anmuthig; aber Isabelle ist so schön, daß kein Vergleich weder mit Venus noch mit Juno, Hebe oder allen Göttinnen zusammen dieß vollständig ausdrücken kann; und wenn ich daran denke, was sie erst jetzt seyn wird! Ach! ach! ach! — wo soll es hinaus mit meinem armen Lieutenantsherzen!

Ueber ihre übrigen Eigenschaften getraue ich mir kein entscheidendes Urtheil zu. Ich besitze gegenwärtig noch keinen außerordentlichen Scharfsinn. Vor drei Jahren hatte ich aber noch weniger: und einem siebenzehnjährigen

Jüngling, einem kleinen artigen Kadeten, zumuthen zu wollen, daß er Isabelle begreife oder gar beurtheile, wäre vergebliche Mühe gewesen, obwohl sie damals erst sechszehn Jahre alt war. Indessen habe ich die Absicht, der Sache nun auf den Grund zu gehen und vielleicht finde ich jetzt, daß ich damals nur geblendet war. Aber ich muß doch sehen, ob sie nicht etwas mehr als nur schön ist!

Mit all den wohl überlegten Plänen Papas bin ich vollkommen einverstanden; und ich hoffe, wir haben das Kapital verdoppelt, ehe die jungen Herren, Viktor ausgenommen, in der Welt auftreten werden. Ich habe keine Ruhe, bis das Mühlenwerk in Gang gebracht ist, und ich begreife nur nicht, daß wir erst jetzt auf diesen Gedanken kamen; Großvater hatte doch Geld genug vorgestreckt. Doch es ist so gut wie es einmal ist. Welch ein Aussehen und Ansehen wird es nicht Tjallotorp geben, wenn es Mühlen besitzt! Aber mit der Wiese, fürchte ich, wird es wohl nichts werden: sie wird unter Wasser gerathen, wenn wir nicht einen Damm aufwerfen, der auf alle Fälle dazu dienen wird, den Sumpf zu füllen. Nun, die ganze Herrlichkeit wollen wir noch besprechen, wenn ich heim komme. Ich freue mich auf die vielen Geschäfte, die meiner warten; ich quäle mich dann nicht mit dem Kummer, eine überflüssige Person in der schon vorher starken Haushaltung meines geliebten Vaters zu seyn.

Ach meine theure, schöne, geliebte Heimath! meine heitere, gemüthliche Heimath! wie sehne ich mich nach Dir! Ich glaube nicht, daß es auf dem ganzen Erdenrund eine Luft gibt, wie in Tjällstorp. Jedes Gebüsch, jedes Blatt zittert von Frische und Lebenslust; und wenn unsere kleinen Herren sich auf dem Grase herumtummeln und in die Heuböden hüpfen, so empfinde ich dabei einen weit größeren Genuß als damals, wo ich die Gelegenheit hatte, die personificirten Liebesgötter des Königlichen Theaters unter künstlichen Blumen umherrauschen zu

sehen. Ja gepriesen sey die Heimath und die Lieben, die sie so schön machen! Eine solche Mutter, ein solcher Vater, eine solche Schwester, und solche Wildfänge von Jungen! — zeigt mir ein heitreres Familiengemälde als das unsrige! Aber ich schlage das Blatt um, ich betrachte das andere Familiengemälde: dort ist ja die äußerste Armuth.

Arme Tante Eugenie! Ich höre, daß jener Schlag sie so hart betroffen hat! Wie leid thut es mir um sie! Sie trägt einen Kummer in ihren blauen Augen, der mich zugleich beklommen macht, und zu ihr hinzieht. Ich bin überzeugt, daß der Onkel mit all' seiner äußerlichen Artigkeit es nie wirklich versucht hat, ihr Glück zu bereiten, und ich fühle mich nicht geneigt, ihm dieß zu verzeihen. Wie anders strahlen nicht Mamas Blicke, wenn sie sie offen und freundlich zu Papa aufschlägt, als Tante Eugeniens, wenn sie sie zu ihrem Gatten erhebt! Sie gleichen der einer erschreckten Taube. Und wie einsam hat nicht die arme Tante gelebt! Außer flüchtigen Besuchen hat sie ihre Tochter ja seit zehn Jahren nicht bei sich gehabt. Klas Malchus hat sich auch nicht zu Hause wohl befunden, und bisher war das Haus des Onkels keine angenehme Heimath. Vielleicht wird es anders, wenn jetzt Alle in Tyringsholm versammelt sind.

Grüßen Sie meine kleine vortreffliche Mama, und sagen Sie ihr, daß ich im Garten Wunderwerke thun werde. Ich habe die Absicht, im Herbste alle Apfelbäume zu okuliren und die Stachelbeerbüsche umzupflanzen. Ach Tjällstorp soll mit der Zeit ein Herrensitz, ein kleines Paradies werden!

Doch die Zeit des Mittagessens naht heran, und ich habe nur noch eine halbe Viertelstunde für meine Toilette, die doch in gehöriger Ordnung seyn muß, wenn ich in der Gunst meiner Wirthin bleiben soll.

Ich glaube, der Onkel will einen Hofstaat in Tyringsholm bilden: Er hat den Kapitän Brandler, diesen Eisenfresser, und Günthers eingeladen, den Herbst, und

wenn es ihnen beliebt, auch den Winter dort zuzubringen. Ich bin begierig, was unser lieber Klas Malchus zu der Aussicht auf so viel Gesellschaft sagen wird? Es wäre — — halt — — keinen Buchstaben weiter! Das Mittaggessen ist bereit; wie ums Himmelswillen soll ich meinen Rock anbekommen und den Schnurrbart in Ordnung bringen! Der Teufelskerl will sich noch nicht recht machen. Ihr getreuer Richard.

P. S. Bitten Sie Mama und Virginie mich zu entschuldigen, daß ich ihnen nichts weiter als einen Gruß schicken kann.

Die gnädige Frau hat mir einige Ableger von ihren schönsten Blumen versprochen; mit der ganzen Artigkeit eines liebenswürdigen Sohnes werde ich sie vorsichtig heimbringen. Die Frau Majorin in Tjällstorp hat doch eine kleine Passion für Blumen.

Ei zum Henker — ich finde das schwarze Siegellack nicht! Soll ich denn den Brief unversiegelt fortschicken. Ich bin in Verzweiflung! Die Stunde schlägt, ich komme in Ungnade, und mein Schnurr... ich siegle mit rothem. Mein himmlischer Großvater verzeih mir!"

Fünftes Kapitel.

Der vierte September war der merkwürdige Tag, wo der Oberst auf all' den Werken, die er geschaffen hatte, ausruhte und fand — daß sie gut waren.

Im Garten und Hofe waren große Dinge geschehen, die jedoch erst im nächsten Sommer recht zum Vorscheine kommen konnten. Aber das Innere von der neugetünchten großen Pforte mit ihren ungeheuren Steinkolossen, die der Himmel weiß, was für Klötze von alten Kämpen vorstellten, bis hinauf zu den Pracht- und Gastzimmern, bewies, daß ein kraftvoller Wille und eine unabläßige Emsigkeit in kurzer Zeit viel ausrichten kann.

Das Hauptgebäude von Tyringsholm mit seinen vorspringenden Flügeln erhielt in der That, wie der Oberst gesagt hatte, durch seine hohe Lage das Aussehen eines Schlosses; es hatte indessen nur zwei Stockwerke außer dem Dachboden, wo sich die Küche und eine Menge Vorrathskammern und Gesindezimmer befanden. Zur Zeit des alten Barons waren auch seine eigene Zimmer dort gewesen; denn, seitdem er seine Töchter verheirathet hatte, seit er alt geworden war, und aufhörte, mit der Welt zu leben, ließ er die sogenannte Prachtwohnung mit Ausnahme einiger Zimmer, die für seine Kinder bereit standen in Frieden schimmeln und schwarz werden. In den letzten fünfzehn Jahren wenigstens war sie nicht mehr geöffnet worden, außer etwa um einen neugierigen Reisenden darin herumzuführen, oder um einmal im Jahre die Spinnen in ihrer emsigen Arbeit zu beunruhigen, und die Frucht ihrer Bemühungen zu zerstören.

Diese Wohnung hatte der Oberst jetzt so eingetheilt, daß die eine Hälfte — welche durch einen großen Salon von der andern getrennt war — ihr altes großartiges Gepräge beibehielt, wogegen die andere, welche die kleineren Zimmer in sich faßte, und für gewöhnlich von der Familie bewohnt werden sollte, nach der neuesten Mode und dem besten Geschmacke tapeziert, möblirt und ausstaffirt war. Nach den alten Staatszimmern aber, die dazu bestimmt waren, nur bei feierlicheren Gelegenheiten geöffnet zu werden, hatte der umsichtige Oberst all die gediegenen Prachtwerke und Luxusartikel bringen lassen, die vorher überall herum vertheilt gewesen waren; während hingegen Alles, was minderen Glanz oder Werth hatte, in den sogenannten Junggesellzimmern aufgestellt wurde.

Wohl gab die Durchwanderung dieser Strecke einen prächtigen Anblick ab, der an die Wunder und den Reichthum einer vergangenen Zeit erinnerte! Ein paar Zimmer waren mit Tapeten von Goldbrokat bekleidet,

einige andere mit gewirkten und genähten Jagdstücken, eines mit dunkelrothem Damast, eines mit blauem. Dieses letztere war herrlich. Es bildete ein achteckigtes Gemach, dessen acht vorstehende Pfeiler von Spiegelglas die Bilder der schweren Kronleuchter zurückwarfen, die in massiven schwarz gewordenen Ketten, von den hohen, mit Sturz gezierten Plafonds herabhingen; an jeder Zwischenwand waren, wie in den andern Zimmern große Gemälde befestigt, meistens Schlachtstücke und Portraits von königlichen Personen. Eine Menge steifer Damen in runden Goldrahmen blickten mit ihren großen Augen verwundert auf die Bewegung herab, die um sie her vorging; und die nicht minder steifen und gepuderten Herren in ihren eben so reich geschmückten Trachten waren gleich neugierig. Die ganze Versammlung schien es indessen nicht ungnädig zu sehen, daß sie wieder einmal mit beweglichen Figuren in Gesellschaft seyn durfte.

Die Möbel, obschon etwas unförmlich und plump, hatten ein ehrfurchtgebietendes Aussehen; und wo sonst, als auf alten Edelsitzen schaut man jenen imponirenden Luxus, vor dem die Pracht der Jetztzeit erbleicht! Seht jene kunstreich gearbeiteten mit unzähligen kleinen Zierrathen versehenen Sophas, jene gewaltigen Paradebetten, wie gigantisch sind nicht alle Formen, und wie frisch erhält sich noch der rothgeblümte Damastüberzug! die Stickerei auf diesen Sesseln, Teppichen und Polstern ist, wenn auch nicht das, was wir elegant nennen, doch oft unerreichbar; diese reinen Marmorplatten auf Füßen, die noch ein paar Jahrhunderten trotzen können; diese mit Perlmutter und Ebenholz eingelegten kleinen Tische und Schreine, nicht zu gedenken der wundervollen Kamine mit ihren großen Schirmen, die von den früheren Töchtern des Hauses in Seide und Silber genäht wurden; diese mystischen, langen und faltigen Gardinen und endlich die so überirdischen Lehnsessel, in deren Wiege von Eiderdaunen man mit einem Gefühle hinabsinkt, das uns nur ungerne an ein Aufstehen denken läßt. — Das

Alles ist in der That herrlich, und es macht dem Obersten Ehre, daß er es beibehalten und so ausgezeichnet aufgeputzt und angeordnet hat.

Ueber die andere Seite dieses Stockwerks ist gerade nichts zu sagen. Das Alltägliche, wenn auch Prachtvolle macht keinen tieferen Eindruck: es spricht nur von Putz und Eitelkeit, von dem Konkurs und der Leichtigkeit der Einfuhr von Modeaaren, wogegen uns der ehrbare Luxus der alten Zeit gleichsam mit den oft großen Geistern vertraulich macht, die ein Recht hatten, denselben um sich hervorzurufen. Indessen müssen wir, um uns mit dem Lokale bekannt zu machen, auch ein paar Worte über die übrigen Zimmer sagen.

Zunächst nach dem Saale kamen zwei Zimmer, das rothe und gelbe Kabinet genannt, die von dem Obersten zum täglichen Sammelplatz der Familie ausersehen waren. Auf der einen Seite derselben, durch einen Voröhrn von ihnen getrennt, lag der Speisesaal; in ihrer Verlängerung jedoch kamen die Gemächer der Baronin, ein prächtiges Wohnzimmer, ein Schlafkabinet und ein Toilettenzimmer. Der Oberst selbst, der gerne nach den Leuten sah, hatte die Zimmer seines Schwiegervaters für sich behalten.

Das andere Stockwerk, das von zwei schmalen Korridoren durchschnitten war, bewies durch die Menge seiner Gastzimmer, daß Tyringsholm in den früheren Tagen seine Mauern einer zahlreicheren Gesellschaft geöffnet hatte, als der Oberst wohl bei sich sehen würde. Die Flügel, welche in Verbindung mit dem Hauptgebäude standen, waren, wie wir schon früher gesagt haben, der eine für Baron Klas Malchus, der gerne für sich lebte, der andere für die Kammerräthin und das Fräulein bestimmt.

Nachdem wir nun einigermaßen hier heimisch geworden sind, gehen wir zu dem Oberst über, der, da er jetzt alles Bewegliche außer seiner Frau von Rönnäs

herübergebracht hat, sich gerade anschickt, auch dieses vollends zu bewerkstelligen. Zwei neue angenommene Bedienten in des Obersten Livrée treiben sich schon auf den Treppen herum; die Haushälterin, die Hausmamsell, die Jungfern und Mägde sind alle an ihrem Platz; und nachdem der Oberst noch einmal alle Zimmer durchlaufen hatte, sank er auf ein Ruhebett, um die Nachricht von der Ankunft des Wagens zu erwarten.

Der Wagen war neu und zum erstenmal draußen, die Pferde gut eingefahren, Kutscher und Laquaien in gehörigem Staate; es fehlte nichts mehr, als daß der Oberst, der selbst so ganz glücklich in seiner befriedigten Eitelkeit war, auch einen Schimmer von Befriedigung bei seiner Frau sah.

„Der Wagen ist vor der Thüre, Euer Gnaden," meldete Gustav, derselbe Junge, der das Unglück gehabt hatte, sich durch die Uebergabe jenes Briefes an die Baronin das Mißfallen des Obersten zuzuziehen.

„Was ist das?" sagte der Oberst, „warum hast Du nicht Deine Livrée an?"

„Der Vater hat mir befohlen, es bleiben zu lassen."

„Es bleiben zu lassen? — Du meinst wohl, sie sorgfältig in Acht zu nehmen?"

„Nein, er hat gesagt, ich dürfe ihm nie mehr vor seine Thüre kommen, wenn ich einen solchen Rock anziehe."

Der Oberst wurde roth vor Zorn. „Wenn Du in meinen Diensten seyn willst," sagte er, „so mußt Du auch, wenn ichs befehle, meine Livrée tragen. Geh' schnell und kleide Dich an."

„Und wenn es mein Leben gälte, so darf und will ich nichts gegen den Willen des Vaters thun," antwortete der Knabe in einem Tone, der zwar ein wenig vor Angst über seine eigene Kühnheit zitterte, aber zugleich einen festen Sinn bewies.

Wäre Gustav in ordentlichem Dienste gestanden, so

hätte man ihn jetzt ohne Zweifel gezwungen, die Livrée anzuziehen; aber da dieß nicht der Fall war, so wählte der Oberst einen andern Ausweg, um seine Autorität zu behaupten. „Höre," sagte er, da Du es nicht für gut findest, zu gehorchen, so verläßt Du augenblicklich mein Haus! Wage es nicht, Dich hier noch sehen zu lassen, wenn ich mit der Baronin zurückkomme."

Nach diesen Worten ging er die Treppe hinab und that, als bekümmere er sich nicht weiter um den erbleichenden und bestürzten Jungen; indessen war der Oberst nicht ganz mit diesem Anfang zufrieden; nicht um seinet- und noch weniger um Gustavs willen, sondern wegen seiner Frau, die er nicht gerne gleich am ersten Abend, wo sie in ihre alte und jetzt wieder neue Heimath einzog, betrüben wollte.

Gustav war der Liebling der Baronin Eugenie. Er war der Sohn des Meßners und Organisten in der Gemeinde, und seine Mutter war ehedem ein Mittelding von Hausmamsell und Kammerjungfer bei der Baronin gewesen. Der alte Meßner, anderer Umstände halber, die wir später anführen werden, auch Kapellmeister titulirt, war ein Mann, der für seinen Stand nicht ohne Bildung und Menschenkenntniß war, und als der Oberst sich erbot, Gustav aufzunehmen, so war es durchaus nicht seine Meinung, aus seinem Sohne einen Bedienten zu machen, denn der Ehrenmann war stolz genug, um sich über eine solche Stellung erhaben zu dünken. Er hatte geglaubt und dieß war auch die Absicht der Baronin — daß der Knabe künftig irgend eine Befassung bei dem Gute erhalten würde; aber um dazu herangebildet zu werden, meinte der Kapellmeister, sey der Weg der Livrée nicht der rechte, weßhalb er fest entschlossen war, nie nachzugeben, und sollten sich auch alle Aussichten in dieser Richtung vor Gustav verschließen. Und wir können versichern, daß der Kapellmeister Alsing eben so konsequent war wie der Oberst selbst.

Einige Stunden nach diesem kleinen Auftritt, als es schon etwas dunkel war, fuhr der Wagen wieder vor. Der Oberst hüpfte mit einer Leichtigkeit heraus, die einem fünf und zwanzigjährigen Lieutenant Ehre gemacht hätte, und es lag in der That etwas Ritterliches in der Artigkeit, womit er seiner Frau aussteigen half. Die Baronin war in ihren Schleier gehüllt und zitterte so heftig, daß sie offenbar der Stütze bedurfte. Seit dem Tode ihres Vaters hatte sie Tyringsholm nicht wieder gesehen; und jetzt hatte sie kaum ihre Zimmer erreicht, als sie, anstatt wie sich der Oberst doch geschmeichelt hatte, einige verbindliche und zufriedene Worte über seine vortrefflichen Einrichtungen zu äußern, in einen so heftigen Thränenstrom ausbrach, daß der Oberst bei sich den glücklichen Stern pries, der ihn veranlaßt hatte, seinen anfänglich gefaßten Entschluß, den ersten Tag ihrer Ankunft in Gegenwart von Gästen zu feiern, aufzugeben; denn wenn ihm dieser empfindsame Auftritt schon jetzt so äußerst widrig war, da sie sich allein befanden, wie viel unerträglicher würde er nicht gewesen seyn, wenn ihn mehrere Augen mit angesehen hätten.

Ohne Zweifel war es eine wahre Wollust für die arme Eugenie, daß sie weinen konnte: Sie hatte dieses Glück lange nicht genossen; auch schien es wirklich, als ob die reichen Quellen ihrer Thränen überströmen wollten. Es war ein Weinen, das kein Ende zu nehmen schien.

„Meine beste Eugenie, ich versichere Dich, daß Du mir ganz Angst machst," sagte der Oberst, der hauptsächlich fürchtete, es könnte Jemand von dem Gesinde hereinkommen. „Du bist so entsetzlich eschauffirt, meine Liebe!"

„Malchus, wie kannst Du von einer solchen Geringfügigkeit sprechen?" fragte die Baronin mit einem Blick tiefen Vorwurfs, indem sie ihr stilles Schluchzen zu unterdrücken und sich etwas zu beherrschen suchte.

„Und wie kannst Du, meine liebe Eugenie, es passend

finden, eine so tragische Scene aufzuführen? Ist das die Dankbarkeit, die Du mir für alles schuldig bist, was ich für Deine Bequemlichkeit zu thun suchte?"

„Ach, zu meiner Bequemlichkeit braucht es nur wenig! Was können mir alle möglichen Bequemlichkeiten, alle Güter der Welt für das geben, was ich verloren habe? Du weißt selbst am besten, daß ich viel ertragen kann, aber ich bitte Dich, sprich mir nie mehr von derartigen Dingen! Es ist ein schändliches Possenspiel!"

„Ums Himmelswillen, Eugenie, nimm Dich in Acht!" sagte der Oberst erblassend. „Wenn Dich Jemand hören würde!"

„Dann bin ich ja verrückt, nicht wahr?" sagte sie langsam, aber mit einem Blicke, den der Oberst nicht aushalten konnte.

Einige Minuten lang beobachteten beide ein tiefes Stillschweigen. Die Dämmerung senkte sich immer dichter auf die Erde herab, und es lag etwas Schauerliches in diesem großen düstern Gemache, als die Abendschatten ihm seinen Glanz benahmen und die Gegenstände in jenes mystische Dunkel hüllten, das oft sogar auf ein gesundes Gemüth einen wunderbaren Einfluß ausüben kann.

„Ich weiß nicht, ob ich es mir nur einbilde," sagte dir Baronin, „aber ich meine, es riecht hier überall nach Leichen!" Sie erhob das gesenkte Haupt und sah sich mit einem halb furchtsamen Blicke um.

„Welche Kindereien," sprach der Oberst und bemühte sich zu lächeln. „Es thut mir leid, daß der Geruch von dem Malen noch nicht weg ist; aber die Witterung war dem Trocknen nicht günstig. Ich will nach Licht schellen."

„Nein, noch nicht, noch nicht!" Sie faßte bittend seinen Arm. „Ist das nicht meines Vaters Porträt, das dort hängt? Wie drohend und finster sieht er aus!"

„Eugenie, Du befindest Dich nicht wohl," fuhr der

Oberst unruhig fort. „Du hast dieß Porträt ja schon millionenmal gesehen, ohne Dir einzubilden, daß es das Deines Vaters sey. Erkennst Du es denn nicht wieder? Es ist ja Seine Höchstselige Majestät, König Karl IX."

„Ja, ja, so ist es. Aber warum diese langen weißen Gardinen, die das Fenster ganz und gar verdunkeln? Ich möchte so gerne hinaus sehen, ich möchte meine Terrassen sehen."

„Nun, so laß uns in das rothe Kabinet gehen." Der Oberst fügte sich mit bewundernswürdiger Nachgiebigkeit in die Wünsche seiner Gattin.

Von diesem kleinen reizenden Zimmer aus hatte man eine Aussicht auf den Felsen, auf dem eine Seite des Gebäudes ruhte. Derselbe bildete theils von Natur, theils durch die Einwirkung der Kunst mehrere Absätze, auf welchen kleine Blumengärten treppenweise bis zum Fluß hinabgepflanzt waren. Hier stand, von der letzten Terrasse durch eine kleine Brücke getrennt, ein Pavillon über dem Wasser, der ehedem in Tyringsholms glänzenderen Tagen eine wichtigere Rolle gespielt hatte. Aber jetzt war er so zerfallen, daß man die Kuppel, in welcher mehrere Glasscheiben zerschlagen waren, mit Brettern zugedeckt hatte, und das Schilfrohr sich friedlich an den Mauern hinaufschlängelte.

„Wenn man Alles auf einmal fertig machen könnte, so würde das Gerümpel da schon ganz anders aussehen," sagte der Oberst mit einem gewissen Mißvergnügen darüber, daß sich überhaupt noch Gerümpel in Tyringsholm befand. „Aber bis nächsten Sommer wollen wir ihm schon aufhelfen."

Jetzt stieg der Mond auf, und seine Strahlen spielten silberhelle auf den zerbrochenen Fensterscheiben des zerstörten Pavillons. Die Wogen brachen sich leise und eintönig am Fuße desselben.

Baronin Eugenie fühlte sich von einem unwillkührlichen Schauer durchbebt. Die Erinnerung an längst vergangene Tage sprach mächtig zu ihrer Seele. „Mal-

chus," flüsterte sie, „hier war es, wo Du um meine Liebe, mein Jawort batest, und es erhieltest. Ach! wenn der Mensch sein Leben von Neuem durchleben könnte, wie ganz anders würden nicht oft seine Handlungen ausfallen!"

„Sehr artig," bemerkte der Oberst. „Aber jetzt mußt Du entschuldigen, meine beste Eugenie, daß ich unsere Phantasie im Mondscheine abbreche, um zu reelleren Dingen überzugehen: Licht und Thee sind mehr nach meinem Geschmack."

Nur die feinste männliche Seele vermag es, die in einer weiblichen, ineinanderlaufenden Fäden der Selbsttäuschung und der vorbedachten Täuschung, der Schwachheit und des Betrugs, der Zufälligkeit und des Entschlusses zu unterscheiden! Die Schuld, daß der Oberst nur die Oberfläche an jedem Dinge sah, lag nicht an ihm; seine Seele, der arme Mensch! — war ja so klein, daß sie mehr als hinreichend Raum gehabt hätte, wenn er sie in einen Kirschkern einschloß. Sie wäre dann eine Reliquie gewesen, würdig, auf ein kleines goldenes Präsentirteller gelegt, die kostbare Sammlung von Seltenheiten zu vermehren, die in einem schwarzen Ebenholzschranke, welchen die Königin Christine Tyringsholm geschenkt hatte, aufbewahrt wurden; und es steht zu befürchten, daß der Oberst eingewilligt hätte, sein ganzes übriges Leben vollends ohne Seele zu durchwandern, wenn er durch diese Liberalität dem kleinen Dinge die Ehre verschaffen könnte, in einer so großen Gesellschaft zu glänzen: In dem Schranke waren nämlich viele wundersamen Dinge, wie z. B. ein Streifen von dem Unterrocke der Königin Ulrika Eleonore, einer von den Stiefeln Karls des XII. und drei oder vier Späne von Adolph Friedrichs Drechselbank.

Die Baronin, die zwar gewiß an nichts so Schlimmes dachte, aber doch die Unmöglichkeit einsah, sein Herz andern Eindrücken zu eröffnen, als die waren, welche er selbst einlassen wollte, ließ ohne weitere Einwendung

geschehen, was er wünschte. Zudem hatten die Thränen jene Unruhe etwas gelindert, die in ihrer friedlichen Brust wohnte. Aber doch schien es kein gerade angenehmes tête à tête zu seyn, als die beiden Gatten an dem üppigen Theetische einander gegenüber sitzend, stille und wie von einer mechanischen Aufmerksamkeit getrieben, sich bald dieß, bald das anboten.

„Nun, es wird schon besser werden," tröstete sie der Oberst, „wenn nur erst mehrere Zimmer erleuchtet sind, und sich Leute darin bewegen! Morgen haben wir den Major mit seiner ganzen Familie beim Essen; sie können einige Tage da bleiben. Morgen Abend kommt Klas: Ich habe ihm nach unserer Verabredung die Pferde und den Jagdwagen entgegengeschickt. Bis gegen Samstag erscheint Brandler, ein angenehmer und unterhaltender Gesellschaftsmann, und zu Anfang der nächsten Woche der Stallmeister, wo man dann, Gott sey Dank! jeden Abend seine Whistpartie haben kann — endlich zu guter letzt, die Kammerräthin und Isabelle. Dann wollen wir ein Fest geben, meine Liebe, das der Schönheit des Gegenstandes, wie unsern neuen Einkünften gleich angemessen seyn soll. Welches Leben und Geräusche wird dann nicht durch diese leeren Zimmer ertönen, was für ein Laufen wird da in den Korridoren seyn, und welche Bewegung in den Gastzimmern!

„Ja, es wird ein fürchterliches Wesen geben," sagte die Baronin, die mit der Aussicht auf all' diese Herrlichkeit nur gar nicht zufrieden schien.

„Durchaus kein Wesen für Dich, beste Eugenie! Du sollst nur befehlen; und wenn Du das für zu beschwerlich hältst, so will ich es an Deiner Stelle thun, denn ich glaube einigermaßen des Arrangirens gewohnt zu seyn. All das Wenige, was ich von Dir verlange, ist, daß Du unsere Gäste auf eine verbindliche Art empfängst, und im Uebrigen so sentimental und nervenschwach als möglich aussiehst."

Es war offenbar, daß der Oberst durch alle erdenk-

liche Liebenswürdigkeit die Grillen vertreiben wollte, die sein Weib plagten und sein Bemühen schien auch bis zu einem gewissen Grade mit Erfolg gekrönt zu seyn, als die Baronin nach Gustav schellte, der einige Aufträge erhalten sollte. Der Oberst, der sogleich errieth, wem der Ruf galt, beeilte sich, den Bedienten unter der Thüre aufzuhalten und ihm zu sagen, es sey nichts. Die gnädige Frau habe etwas gesucht, was sie schon gefunden habe.

„Ich möchte mit Gustav sprechen, bester Malchus," sagte sie sichtlich verwundert, indem sie aufstand, und nach der Thüre ging, um den Bedienten zurückzurufen."

„Erlaube mir, Dir zu sagen, daß das unmöglich ist, mein Engel! Der Junge hat sich dadurch, daß er einen von mir bestimmt gegebenen Befehl nicht befolgte, mein Mißfallen zugezogen: Ich wies ihn fort, und er ist schon heimgegangen."

Die Baronin setzte sich wieder, ohne ein Wort zu sprechen, aber sie schien tief beleidigt und niedergeschlagen.

„Wenn ich es hätte vermeiden können, so wäre es nicht geschehen," fuhr der artige Ehemann fort.

„Was hat er denn gethan, das eine so strenge Strafe verdiente?"

„Er weigerte sich, seine Livrée anzuziehen."

„Gewiß auf Befehl seines Vaters. Du wirst Dich erinnern, daß die Hoffnungen, welche der alte Alsing mit dem Aufenthalt Gustavs bei uns verband, nicht darin bestanden, daß er die Anzahl dieser unnützen Tagdiebe durch ihn vermehrt sehen wollte."

„Gleichviel — es war ein unangemessener Hochmuth von dem ehemaligen Herrn Kapellmeister; und da ich allen Hochmuth verabscheue, so bestrafe ich ihn auch, wenn ich kann, nach Verdienst."

Nun dachte zwar die Baronin Manches über die große Nachsicht, die der Oberst bei dem nämlichen Fehler gegen sich selbst hatte; sie schwieg jedoch, und äußerte

nur, daß wohl jeder Vater die Freiheit besitze, seinem Sohne zu verbieten, sich in die Farben eines Andern zu kleiden, da dieß ein Zeichen sey, das an die Leibeigenschaft erinnere. Ueberdieß sey ja der Kapellmeister aus einem besseren Stande, oder wenigstens halb und halb: und es sey sehr schön von ihm, daß er trotz seiner geringen Umstände so viel Ehre und Freiheitsgefühl beibehalte.

Der Oberst schüttelte mit einem zweifelhaften Lächeln den Kopf: „Ehre und Freiheitsgefühle sind hier nicht an ihrem Platz,“ meinte er.

„Meiner Ansicht nach,“ wandte die Baronin leise ein, gleichsam als fühle sie, daß es vielleicht etwas gewagt sey, diesen Gegenstand noch weiter fortzusetzen, „sind die Gefühle in jeder Brust am Platz, welche ihre Bedeutung zu erfassen vermag. Der alte Alfing ist ein armer, aber ehrenhafter Mann, und hat eben so viel Recht, stolz zu seyn, als irgend ein Anderer.“

Weiter sagte sie nichts. Sie hatte noch nie, nicht einmal in Sachen von Wichtigkeit ihren Willen und ihre Ansichten geltend zu machen vermocht. Ihren Mann zu bitten, daß er einen Beschluß ändere, der bereits bewerkstelligt war. Daran konnte sie also gar nicht denken; aber mit einer heimlichen Hoffnung verweilten ihre Gedanken jetzt bei Klas Malchus Heimkehr. Er hatte das Recht, Gustav in seine Dienste zu nehmen. Die Baronin war jedoch zu ungewohnt auf die Seite der Opposition zu treten, um sich nicht sogleich mit einem Selbstvorwurf für diesen Plan zu strafen.

„Ich denke, der Lieutenant hätte heute Abend wohl herüber kommen können,“ sagte der Oberst, indem er ein Gähnen unterdrückte.

Die Baronin erwiederte nichts auf diese Bemerkung; vielleicht hörte sie dieselbe auch nicht, denn sie schien in andere Gedanken vertieft. Und nach ein paar weitern langsamen Stunden, während welcher der Oberst all seine Unterhaltungsmittel und seine Frau ihren ganzen Vor-

rath von gespannter Aufmerksamkeit erschöpft hatte, kam unser Ehepaar endlich darüber überein, daß sie schläfrig genug seyen, um zu Bette gehen zu können. Bei sich gab sich der Oberst übrigens das Versprechen, nie mehr, so fern es nur irgend vermieden werden könnte, einen Abend allein mit seiner Frau zuzubringen; und zufrieden, daß wenigstens der heutige vorüber war, bot man sich gegenseitig gute Nacht.

Sechstes Kapitel.

Nachdem wir jetzt gesehen haben, wie eine gähnende Langeweile und kühle Artigkeit in einem prächtigen wohl erleuchteten Gemache zusammenkeuchte und stöhnte, wollen wir das Blatt wenden und den Blick auf einem jener einfachen Gemälde ruhen lassen, die, gerade, weil sie so anspruchslos sind, das Herz anziehen.

Nur eine kurze Strecke von dem Kirchthore in Tyringsholm, eine kleine halbe Viertelstunde von dem Fideikommiß gleichen Namens entfernt, liegt ein kleines roth bemaltes Haus mit einem Kohlgärtchen auf der einen und einem kleinen Teiche auf der andern Seite. Auf dem Teiche regiert ein hochbeinigter Gänserich mit drei Favorit-Sultaninnen, nebst ein paar Enten und einer kleinen Schaar junger Entchen. Der Garten scheint vor den ungehörigen Besuchen einer schwarzen Kuh und dreier gelbhaariger Vierfüßler durch einen großen wolfähnlichen Hund geschützt zu werden, der bei Tage nie von seinem Platze am Thore weicht. Die Hütte selbst wird von dem alten Meßner, oder wie er sich lieber betitelt hört, dem alten Kapellmeister Alsing und seiner Familie bewohnt. Der ehemalige Kapellmeister war ein kleiner kurzbeiniger, heiterer und braver Mann, der wie er selbst oft erzählte, etwas mehr von der Welt gesehen hatte, als sich die Tyringsholmer träumen ließen oder überhaupt nur begreifen konnten. Er war aber auch ein

weit gereister Mann, und hatte sich in vielen Handthierungen versucht; zuerst als wohlbestellter Kellner in seines Vaters eigenem Wirthshause — bei dieser Epoche seines Lebens verweilte er mit einem gewissen Stolze — aber damit nahm es bald ein Ende; denn als jenes mit seinem Vater zu Grabe ging, ging er auf die See, was zu seinem heitern raschen Sinne sehr gut paßte, nicht so aber zu seinem Körper, der sich nie mit dem Tanz der Wellen vertraut machen konnte. Um beider Neigungen zu vereinigen, kehrte er wieder zum Lande zurück, und wurde zuerst Schuhmacher-, dann Gelbgießer- und endlich Schreinergeselle, in welchen Eigenschaften er dreimal eine Reise durch die Schwesterreiche machte.

Endlich ward es ihm jedoch klar, daß er weder zum Schumacher noch zum Gelbgießer oder Schreiner geschaffen sey. In Folge dieser Eingebung nahm er für immer Abschied von allen Zunftverfassungen, ließ sich in einer heitern Stunde zum Soldaten anwerben, von welcher Zeit an sein von Natur etwas unruhiger Geist durch die Subordination gezwungen ward, sich stille zu verhalten.

Um inzwischen den Verlust seines früheren freien Lebens zu ersetzen, schloß er eine vertraute Freundschaft mit einem Hoboisten, und vermochte diesen gegen eine sehr unbedeutende Vergütung, daß er ihn Klarinet blasen lernte. Es dauerte nicht lange, bis Alsing sich überzeugte, daß die Ursache, warum er sich bis jetzt stets über seine Bestimmung getäuscht hatte, die sey, daß die Natur ihn offenbar zum Musikus bestimmt habe. Um jedoch, so gut es sich thun ließ, die entflossene Zeit wieder einzuholen, blies er Tag und Nacht, bis sein Lehrmeister und Freund ihn versicherte, daß er jetzt eine Virtuosität besitze, welche seine eigene weit übertreffe. Jetzt war Alsing darauf bedacht, koste es, was es wolle, auch das Klavier zu erlernen. Er leitete geschickt eine Bekanntschaft mit einem armen Organisten ein; um aber die Kosten für die Abendlektionen bestreiten zu können,

war er genöthigt, den Tag über entweder Holz zu sägen, oder Taglöhnerdienste zu verrichten. Beides stritt gegen seinen Kunst- und Schönheitssinn; aber er ließ es sich gefallen, um desto schneller in eine Lage zu kommen, die für einen Mann von seinem Kopfe, den Sohn eines Kellermeisters, den Enkel eines Rathsherrn, besser ziemte. Nach einigen mühevollen Jahren sah er sich endlich von dem rothen Aufschlag befreit; und jetzt war es Zeit, die Frucht der Talente zu erndten, die er mit so großen Aufopferungen erworben hatte.

Wie er allmählig diese Talente emporbrachte, noch mehreres dazu lernte, Lektionen gab und Ballmusik arrangirte, braucht nicht erwähnt zu werden. Wir haben nur noch zu erzählen, daß er in Wirklichkeit die Höhe seiner ehrgeizigen Träume erreicht zu haben meinte, da er als Vorstand der Kapelle eines Gymnasiums mit einem kleinen hübschen Einkommen auf eigenem Grund und Boden stand. War aber das erreichte Glück wohl von einiger Dauer für ihn? Nein, gewiß nicht! Eine herumziehende Theatertruppe machte eine Revolution in seinem ruhigen Leben; und jetzt half es nichts — er mußte sich als Schauspieler versuchen.

Bei seiner musikalischen Fertigkeit geschah es oft, daß er an demselben Abend sowohl im Orchester als auf dem Theater eine Rolle ausfüllte. Dieser Industrie ungeachtet war das Verdienst klein und die Nebenvortheile gering. Es ist jedoch immer schön, wenn man für die Ehre dient, heute als ein Mächtiger der Erde einen effektvollen Heroismus entwickeln, und morgen die ganze Kraft eines tragischen Talentes zeigen zu dürfen; und eines und das andere abgerechnet, ist es doch ein lustiges Leben, wenn man so im Lande herumstreift, und eine Liebste hier und eine andere dort hat.

Endlich geschah es jedoch, daß sich der Kapellmeister — ein Titel, den er ablegte — ernstlich in die tugendsame Jungfer Christina Lindgren vergaffte, die im Dienste der hochwohlgebornen Frau Baronin von X —

stand. Genannte Jungfer Kerstin verstand sich jedoch nicht zu der Art Liebeswesen, wie es bei der Truppe im Schwung war. Sie sprach vom Heirathen; und da, als er sie zu überzeugen suchte, daß seine unbedeutenden Einkünfte kaum zu Häring und Kartoffeln und einem ganzen Rocke hinreichen wollten, machte sie den Vorschlag — denn die Weiber sind in dieser Beziehung immer erfinderisch — daß ihr Liebhaber sein gegenwärtiges Geschäft aufgeben und sich um den Organisten- und Meßnerdienst in der Gemeinde Tyringsholm bewerben solle. Sie selbst wollte die Sache bei ihrer Frau schon so vortragen, daß es nicht fehlte; aber da das Amt gerade jetzt vergeben werden sollte, so war keine Zeit zu verlieren.

Der Kapellmeister überlegte in eiligster Eile. Einerseits hatte er sein freies herumschwärmendes Leben, das übrigens doch nicht immer so ganz schön schmeckte, wenn er, was nicht so selten geschah, mit leerem Magen zu Bette mußte; andererseits bedachte er sein zunehmendes Alter, wo es doch beruhigend war, ein bestimmtes Geschäft zu haben; und wenn dieses auch kein eigentliches Ansehen verlieh, so konnte er ihm durch seinen Titel ein solches geben. Fügte er dann noch ein ziemlich sicheres Auskommen, ein Weib, schön wie der Tag, und das Vergnügen, bei allen Hochzeiten und Begräbnissen zu figuriren, hinzu, so wurde die Wahl sehr verführerisch. Kurz und gut: Ehe sich noch der Kapellmeister recht in seine neuen Verhältnisse und Pflichten hineindenken konnte, war er nicht allein Organist und Meßner in Tyringsholm, sondern noch mehr — er war ein verheiratheter Mann.

Jetzt war es natürlich zu spät, um weiter über die Sache nachzugrübeln; deßhalb bot auch der Kapellmeister allem auf, um sich in sein Schicksal zu finden, das im Laufe der Jahre, als die Anzahl der essenden Mäuler zunahm, nicht gerade so leicht wurde. Alfing verlor jedoch niemals den Muth und noch weniger seine gute

Laune. Er liebte sein Weib, seine Kinder, seine Nachbarn und sein altes Klavier. Wenn die Kinder schrieen, so übertönte er sie mit dem Klarinet; und wenn sie artig waren, traktirte er sie mit Sagen, deren Farbenglanz und Wunderbarkeit ihr Erstaunen und ihre Bewunderung erweckten.

Die Armuth ließ sich inzwischen schwer genug fühlen, aber seit der Herr vier kleine Pflänzchen zu sich genommen und die Baronin versprochen hatte, dem Augapfel des Kapellmeisters, Gustav, eine Mutter zu seyn, brachte sich die kleine Familie recht ordentlich durch. Und als die Tochter, die schöne schwarzäugige Marie, ihr siebzehntes Jahr vollendet hatte, und nun durch ihre Thätigkeit ebenfalls zur Verbesserung des Hauses beitragen konnte, so erhob sich dort sogar ein kleiner Wohlstand, der für den guten Kapellmeister einen ungemeinen Reiz hatte, da er ihm gestattete, in Gesellschaft mit den Reichstagsmännern die Bezirkszeitung zu halten, und sich bisweilen mit einem steifen Grog und einer Pfeife guten Tabak zu traktiren.

Die Frau des Kapellmeisters, welche, um die nachbarliche Eintracht mit den Bauernweibern beizubehalten, Resignation genug gehabt hatte, um dem verführerischen Titel Madame zu entsagen, und sich mit dem bescheideneren Mutter Christine, Mutter Meßnerin, oder bisweilen von verständigeren und artigeren Leuten mit der Anrede Frau Kapellmeisterin zu begnügen, war eine sehr beliebte und angesehene Person. Sie sagte alle Hochzeiten, Begräbnisse und Gastirungen in der Gegend umher an, sie kleidete Leichen und Bräute, pfuschte in das Handwerk gewisser examinirter Frauen, und ward überdieß bei allen unvermutheten Krankheitsfällen geholt, da sie Aderlassen, Blutegelsetzen und Habersuppe kochen konnte. Ja sie impfte sogar und heilte verhextes Vieh durch sympathetische Kuren.

Bei so vielen vereinigten kostbaren Eigenschaften war es natürlich, daß die Mutter Meßnerin eine sehr wich-

tige Person seyn mußte. Der Kapellmeister hatte auch eine sehr hohe Achtung vor den großen Kenntnissen seines Weibes; und da sie von Anfang ihrer Ehe an ebenfalls seinem überlegenen Geist und seinen Talenten eine tiefe Ehrerbietung gewidmet hatte, so lebten sie in der glücklichsten und harmonischsten Ehe.

Zu derselben Zeit, als die Baronin Eugenie und ihr eitler Gatte in dem stattlichen Herrensitz eingezogen, und die eine mit strömenden Thränen an die Vergangenheit, der andere mit stolz klopfendem Herzen an die Zukunft dachte, zu derselben Stunde saß in glücklicher Unkenntniß von den Freuden und Kümmernissen der Hohen, der Kapellmeister Alsing mit seiner treuen Hausehre an dem flackernden Kaminfeuer. Das Klarinet ruhte auf Alsings Knieen, und er gestattete sich den dreifachen Genuß, ein wenig Grog zu schlürfen, das langhaarige Fell Ulfs, des Hofwächters, zu streicheln und zugleich mit seinen kleinen lebhaften Augen Marien zu betrachten, die zu dem eben nicht wohllautenden Accompagnement eines kreischenden Klaviers eine um so süßere Stimme hören ließ. Es war ein schöner Choral, der Triumph des Kapellmeisters, der sich gut zu seinem vollen Basse schickte! Er sang ihn auch oft mit Marie; aber so groß ist die Macht der Vaterliebe, daß der Kapellmeister, der sonst nach seinem Geschmack nichts besseres hörte, als seinen eigenen Gesang, sich doch bisweilen dieses Verguügens enthielt, um mit ungetheilter Aufmerksamkeit auf Mariens Stimme zu lauschen, in welcher er täglich etwas Schöneres und Süßeres zu entdecken vermeinte. Und gewiß war Mariens Stimme auch sehr lieblich, sie sang so fromm, jeder Ton klang hörbar aus einem warmen Herzen.

Marie war ein hübsches, sitttsames Mädchen, mit einem stillen sanften Kindergemüthe. Vielleicht hatten die von den ersten Jugendjahren an beständig gehörten und frühzeitig eingeübten Choräle, verbunden mit dem Umstand, daß der Kirchhof ihr Spielplatz war, die ernste

Richtung erzeugt, die ihre junge Seele angenommen hatte. Sie freute sich nicht wie ihre Altersgenossen an Spiel und Tanz; sie hatte auch Niemand, mit dem sie eine vertraute Freundschaft knüpfen konnte. Ihre Bildung, obschon gering, stand doch weit über der der Bauernmädchen; und die Mamsellen andererseits hielten sich für zu erhaben, um zu Marien herabzusteigen, die auch wahrscheinlich kein groß Vergnügen daran gefunden hätte, von Gegenständen reden zu hören, die ihr fremd waren, wie z. B. Moden, Hofmachen u. s. w.

So wuchs Marie einsam heran. Die Mutter, die von ihren vielfältigen Geschäften bald dahin, bald dorthin gerufen wurde, hatte nichts dagegen, wenn sich Marie erbot, daheim zu bleiben und das Haus zu hüten, während Vater und Mutter ihren Verrichtungen und Schmausereien nachgingen. Der Kapellmeister sah dieß auch nicht ungern; denn bei seinem nicht so unbedeutenden Hochmuth fand er keinen unter den rohen Söhnen der Gemeinde, der ihm würdig erschien, Marie zum Tanze und noch viel weniger zum Altare zu führen.

„Ich bin begierig, sagte Mutter Christine mit flüsterndem Tone, und stieß ihren Mann leise mit dem Strumpfe an den Arm, „ich bin wahrhaftig sehr begierig, ob Fräulein Isabelle eine schönere und klarere Stimme hat."

Der Kapellmeister machte eine Bewegung mit dem Kopf, als ob er die Sache bezweifelte, gab jedoch dann seinem Weibe mit der Hand ein Zeichen, daß sie stille seyn solle. Gleich darauf schloß Marie, und erhielt von ihrem Vater die gewöhnlichen Lobsprüche, die ungefähr also lauteten.

„Nun, ist das nicht hübsch, sprich! Ja, ich meine so! Holen mich zehntausend Millionen Granaten, wenn die Prima Donna unserer Truppe es besser machte! Nun, was meinst Du, Marie, wenn ich an einem schönen Morgen mit Dir nach Stockholm reiste. Du könn-

test Hofsängerin werden — meiner Seel', das könntest Du!"

„Ja, das wäre mir eine rechte Hofsängerin!" lächelte Marie mit einem kleinen spöttischen Lächeln um die fein gebildeten Lippen.

„Es gibt schlechtere," fuhr der Vater mit Kennermiene fort. „Aber Du verstehst das nicht, selbst zu beurtheilen, mein Kind, was sich aus Deiner Stimme machen ließe. Ich dagegen, siehst Du, begreife es; und hätte ich nur Geld, so würden wir uns morgenden Tages auf den Weg machen, und ich wette, ehe ein Jahr verginge, wärest Du so berühmt wie irgend Eine. Das Herz hüpft mir im Busen, wenn ich daran denke, daß Du die erste Sängerin am K. Theater werden könntest, Kind! Wie sollten sie Dir da Blumenbouquete und Kränze zuwerfen, mit den Händen klatschen und rufen und stürmen: „Marie Alsing! Marie Alsing!" Und dabei schrie der Kapellmeister selbst aus aller Kraft seiner Lunge, und klatschte dabei zur Erhöhung der Illusion tüchtig darauf los. — Doch dieß Alles machte keinen Eindruck auf Marie; „das würde sich wenig für mich passen," sagte sie, und nahm ganz stille das Fichtenholz aus dem Kamine, zündete das Licht an und setzte sich an ihre Näherei.

„Du bist ein wunderliches Mädchen, Marie," sagte der Kapellmeister etwas mißlaunisch, denn er hatte seinen Lieblingsstoff heute verführerischer als gewöhnlich ausgemalt. „Kannst Du so langweilig seyn, daß Du an dem Gedanken keine Freude findest, andere Leute von Dir entzückt zu machen und von einer großen Stadt begafft und bewundert zu werden? Wie gut würdest Du Dich ausnehmen, wenn Du unter dem lauten Lärmen des Publikums herausgerufen, in einem zierlichen Anzuge auf dem Theater stündest und Dich verneigtest. Ei, ei, Marie! Das wäre doch etwas, das dem Leben einigen Werth gäbe," setzte der alte Kapellmeister hinzu,

dessen größte Schwachheit in dieser ihm noch immer anklebenden Liebe für das Theaterwesen bestand.

„Das würde mich nur ängstlich machen," meinte Marie. „Ueberdieß habe ich viel Schlimmes von den Theaterleuten gehört."

„Nun ja, es versteht sich, daß es keine Engel sind; das will ich auch nicht behaupten. Aber schön ist, wer schön thut; erinnere Dich der Worte der Schrift: dem Reinen ist alles rein."

Marie schüttelte unmerklich ihr hübsches Köpfchen; aber sie hatte nicht das Herz, ihrem Vater länger zu widersprechen. Sie wußte ja, daß es Doch nie so weit kommen würde. Ein rascher Druck an der Thürklinge machte jetzt der Unterhaltung ein Ende, und einen Augenblick darauf stand Gustav noch mit Thränen in den Augen vor den Seinigen.

„Was gibt es?" fragten alle drei auf einmal. Es war klar, daß der Junge nicht auf einen gewöhnlichen Besuch kam.

„Ach Vater! Das gibts, daß ich meinen Dienst verloren habe. Der Oberst hat mich fortgejagt!"

„Wie so?" rief der Kapellmeister, während Mutter Christine in ihrer großen Herzensangst seine künftige Erhebung zum Verwalter dahinschwinden sah.

„Was hast Du denn gethan, armer Gustav?" fragte Marie theilnehmend.

„Ja, was hast Du gethan? was hast Du gethan?" fielen Vater und Mutter ein.

„Nicht das Geringste; außer daß ich, wie mir der Vater befahl, keine Livrée anzog Als der Oberst dieß sah, fragte er mich, warum ich den neuen Rock nicht angezogen habe; ich antwortete darauf, was die Wahrheit war; aber da sagte der Oberst, ich sey in seinen Diensten, so solle ich entweder die Livrée tragen, oder das Haus verlassen, noch ehe er mit der gnädigen Frau zurückkomme, die er zu holen ging."

„Und Du, Du einfältiger Bube! Du zogst den Rock nicht an?“ rief die Mutter mitleidig.

„Christine, was schwatzest Du da für Zeug!“ sagte der Kapellmeister mit einem zurechtweisenden Blick auf sein Weib. „Willst Du den Jungen Ungehorsam gegen seinen eigenen Vater lehren! Ich bin ein armer Mann; aber außer des Königs Farben habe ich nie einen anderen Rock getragen, als meinen eigenen“ — und die Theatergarderobe, hätte er hinzusetzen können, wenn ihm diese Ausnahme beigefallen wäre. — „Deßhalb, Christine, will ich lieber sehen, daß Gustav die Schafe des geringsten Käthners treibt, als daß ich ihn in der Livrée eines vornehmen Herrn auf den Treppen herumstreichen sehe, ohne etwas Anderes zu thun, als was jeder Dummkopf ausrichten kann. Er hat ein zu gutes Blut in seinen Adern, um so etwas zu thun; und er hat in dieser Sache ganz gehandelt, wie er handeln mußte, und wie ich es von ihm erwartete.“

Nach dieser Rede, auf welche der alte Alfing nicht wenig stolz war, reichte er Gustav die Hand, während er in seiner kraftvollen und herzlichen Sprache sagte: „Willkommen zu Hause, mein Knabe! Fürchte nichts wegen der Zukunft; kommt Zeit, kommt Rath; kommt Schnee, so geht er auch wieder. Unser Herr hat Gottlob! manche Wege; wenn der eine verschlossen ist, so öffnet sich bald ein anderer. Nicht den Muth verloren, Junge! Mit frischer Courage kommt man immer vorwärts, das hab' ich am besten erfahren.“

„Aber die gnädige Frau! ich weiß gewiß, daß sie mich nicht gerne verliert,“ meinte Gustav, der gerade auch nicht aussah, als ob er sehr damit zufrieden sey, seine sanfte Herrin verlieren zu müssen.

„Und dann die Verwaltersstelle,“ seufzte Mutter Christine. „Was wäre das für uns, für unsere alten Tage gewesen, wenn wir unseren Sohn als Verwalter im Herrenhof gehabt hätten!“

„Aber kann es denn nicht wieder gut werden?“

sprach die freundliche Marie vermittelnd, „die Baronin verwendet sich gewiß für Gustav.“

„Ja, das würde ihr sauber gelingen! Ich war im Hause und kenne die Verhältnisse genau, und vor allem den Obersten. Nein, wenn nicht Zeichen an Sonne und Mond geschehen, so ändert kein Mensch, was der eigensinnige Schädel sich in den Kopf gesetzt hat! Der Oberst ist ein abscheulicher Mensch; die arme gnädige Frau hat es meiner Seele genügend erfahren müssen; und ich glaube, es gibt keine Seele auf dem Gute Tyringsholm, die es nicht empfinden wird, daß ein Anderer Herr geworden ist, als der selige Baron — Gott segne ihn.“

„Aber der Sauertopf, der Baron Klas Malchus,“ fiel der Kapellmeister ein, „wird wohl auch ein Wort mit sprechen, da das Fideicommiß doch eigentlich ihm und nicht seinem Vater gehört. Was meinst Du, Christine, sollten wir nicht mit ihm wegen Gustav sprechen?“

„Mit ihm sprechen? ja, da wirst Du einen schönen Bescheid bekommen, er sieht ja gerade aus, wie ein böser Stier. Nein, wenn man mit Einem sprechen sollte, so wäre es mit dem Lieutenant Richard; das ist ein junger Herr, an dem etwas ist; er ist eben so freundlich, wenn er mit den Armen spricht, als mit den Reichen; und so hübsch, und so gerade gewachsen, wie eine Fichte! Ja das wäre ein Majoratserbe gewesen, der etwas getaugt hätte! Ich werde morgen früh nach Tjallstorp gehen. Ich weiß, daß des Majors nach Tyringsholm zum Essen eingeladen sind, und da der Lieutenant so gut bei dem Oberst angeschrieben ist, könnte er sich wohl für uns verwenden. Doch wenn ich die Sache recht bedenke, so wird es nichts helfen: es vermag Niemand etwas über den Obersten, sofern nicht... Du solltest nachgeben, Vater, was den Rock betrifft; und so wahr mir Gott helfe, ich begreife nicht, was daran Böses ist? Wenn Gustav älter wird, so...“

„Halte jetzt, Christine!“ schrie der Kapellmeister in einem nicht undeutlichen Anflug von Zorneswuth. „Es

ist das erste Mal, daß Du Dich mir widersetzest, wenn ich geradezu gehen will. Ich habe gesagt, was ich gesagt habe; und wer jetzt noch den Mund in dieser Sache aufmacht, der mag sich die Schuld selbst beimessen."

„Das sind in der That Worte, und keine Melodieen," dachte Marie, die noch nie so scharfe Dinge von ihrem Vater gehört hatte. Sie sah verstohlen empor und auf die Mutter. Diese hatte sich schon etwas im Milchschranke zu schaffen gemacht, aber Gustav saß niedergeschlagen am Kamine; es that ihm weh, daß er die Ursache der geringsten Uneinigkeit zwischen Vater und Mutter seyn sollte. Ueberdieß blutete sein Herz, wenn er an die gute freundliche Baronin dachte, die ihm eher Mutter als Herrin gewesen war. War es nicht sie gewesen, welcher er größtentheils die geringe Gelehrsamkeit zu danken hatte, deren er sich rühmte? Er war ja noch ein Kind gewesen, als er von dem väterlichen Hause herkam. Ach, sie war immer so gut, und nie hatte er eine so bittere Stunde erlebt, wie die jetzige!

Die kleine Wolke am Himmel der Familie stand jedoch nicht lange da. Der Kapellmeister nahm das Klarinet und blies, bis der böse Geist in ihm verdunstet hatte. Als er dann wieder der Alte war, nahm er sein Weib am Kinn und lachte. Die Mutter trug auch den Groll nicht nach, denn sie ging sogleich, um das Leibgericht des Vaters, Speckpfannkuchen, zu backen; und als nach dem kleinen Versöhnungsmahle Marie und Gustav wie in ihrer Kindheit den Abendpsalm sangen, und der Vater einstimmte, und die Mutter mit Entzücken und Andacht zuhörte, da war Alles so vollkommen gut und gerade, als ob nie eine Saite in der häuslichen Harmonie sich verstimmt hätte: denn brechen konnte nie eine.

Aber es sollte noch besser kommen.

Der Kapellmeister hatte am andern Morgen kaum die Stiefel an, als ein Bote vom Herrenhofe kam und ihn bat, sich dort einzufinden. Und sey es nun, daß entweder nach Mutter Christinens Behauptung ein Zei-

chen am Monde geschehen war, oder daß der Oberst ganz einfach den Gedanken geahnt hatte, welchen die Baronin am vorigen Abend als Contrebande zu vertreiben suchte, in welchem Fall — wenn Baron Klas Malchus, um seiner Mutter ein Vergnügen zu machen, wirklich diese Kühnheit haben sollte — die Autorität und Würde des Obersten als Vater sowohl wie als Hausherrn auf dem Spiele stand: dieß blieb dahin gestellt, und hat auch wenig zu bedeuten; genug, der Kapellmeister wurde höchst gnädig empfangen und mit der huldvollen Nachricht erfreut, daß Alles nur eine wohl·überlegte Probe gewesen sey, um zu entdecken, ob der Gehorsam des Knaben für den Wunsch seines Vaters, den der Oberst, wie er sagte, recht wohl kannte, so stark sey, um den Schutz seines Herren daran zu wagen. „Aber," schloß der Oberst und nahm eine Miene voll freundlicher und herablassender Zufriedenheit an, „er hat sich wie ein rechtschaffener und braver Jüngling aufgeführt, und kann deßhalb fortwährend auf meine Gewogenheit rechnen. Er soll noch heute zurückkommen!"

Nach diesen Worten, wofür sich der Kapellmeister schuldigst bedankte, wurde er mit einem gnädigen Bücken, dem ein gnädiges Lächeln folgte, abgefertigt. Aber die Baronin ließ sich nicht sehen; und nachdem er auf Befehl des Obersten eine passende Erquickung von der Haushälterin erhalten hatte, eilte er mit der frohen Neuigkeit zu den Seinigen heim. Jetzt stand die Freude hoch am Himmel, und Mutter Christine war jetzt so gewiß, daß die Zukunft die ersehnte Verwaltersstelle bringen würde, daß sie darauf leben und sterben wollte.

Siebentes Kapitel.

„Ich denke, des Majors könnten jetzt hier seyn!" sagte der Oberst, indem er mit einer gewissen Unruhe die Augen von der Uhr nach dem Fenster warf. „Ich habe sie gebeten, vor ein Uhr zu kommen."

„Aber da wir nach der neuen Ordnung nicht vor halb drei Uhr essen werden, so ist es ja gleich," wandte die Baronin ein.

„Meine Liebe, Du sprichst, als ob man die Gesellschaft nur zum Essen einlüde! Es ist freilich wahr, daß man sein Diner oder Souper mit erhöhtem Genusse einnimmt, wenn es Mehrere theilen, aber ich für meinen Theil sähe auch gerne in den Zwischenzeiten Gesellschaft. Und überdieß hatte ich die Absicht, des Majors vor dem Essen in den Zimmern herum zu führen. Nachher ist es ja finster und wir müssen dann versammelt seyn, um Klas Malchus zu bewillkommnen . . . Doch sieh', da kömmt ein Günstling, den Du vielleicht nicht ungerne siehst. Ich habe Dir eine kleine Aufmerksamkeit erweisen wollen. Gustav ist zurück, ich habe nach ihm geschickt."

„Ist es möglich, mein bester Malchus? Du warst wirklich sehr gut!"

„Ich hoffe, meine liebe Eugenie, Du hattest nie Grund, Dich über das Gegentheil zu beschweren; am allerwenigsten möchte ich, daß Du an einem so heitern Tag wie dieser, wo wir nach einer zweijährigen Abwesenheit unsern Sohn wieder sehen werden, Ursache dazu haben solltest."

„Ach ja, meinen guten, guten Jungen! Die Baronin sprach diese Worte mit einem halben Seufzer aus, aber eine helle Röthe, die auf ihre feinen Wangen trat, verrieth die stille Lust, womit sich das Mutterherz auf das Wiedersehen des Erstgebornen freute.

„So gar gut kann ich gerade nicht behaupten, daß er ist," versetzte der Oberst in einem Tone, der seiner Frau zu sagen schien, daß sie einen strafwürdigen Fehler begangen habe, als sie ihre Worte mit einem mitleidigen Seufzer begleitete.

„O er ist es gewiß, bester Malchus!"

„Und doch war er schon als Knabe so eigensinnig, daß es für einen andern Vater, der weniger gewohnt

gewesen wäre die Menschen zu zügeln, sehr schwer geworden seyn möchte, mit ihm fertig zu werden."

„Lieber Malchus," sprach die Baronin, mit sanfter schüchterner Stimme, „ich bin gewiß, daß Du jetzt Deine väterliche Autorität nicht wie früher gebrauchen willst! Ich versichere Dich, man kann Klas Malchus, wenn man sich nur recht auf sein Gemüth versteht, das nichts weniger als wild ist, mit Güte um einen Finger wickeln."

„Mein Eugen'chen," sagte der Oberst mit einem feinen Lächeln, „Du wirst mir doch nicht geradezu sagen wollen, daß Du Dich besser darauf verstehest, Klas Malchus Charakter zu beurtheilen, als ich? Wahrhaftig, meine Liebe, das ist beinahe lächerlich; und ich möchte Dir nachgerade rathen, Deine Worte etwas mehr zu wägen."

„Aber, Malchus, ich bin ja seine Mutter!"

„Und ich sein Vater, meine Liebe. Sein Vater, sein Leiter und Vormund! Mit dem Gewichte dieser dreifachen Eigenschaft will ich thun, was mir am besten dünkt, um ihn dazu zu vermögen, daß er seine wilden Ideen aufgibt, und sich in die Forderungen schickt, welche die Welt an einen Mann von seiner Geburt und seinem Reichthum machen kann."

„Gehe wenigstens nicht zu rasch zu Werke! was willst Du thun, wenn er fortgeht und nicht wieder kommt? Er wäre zu Beidem fähig, wenn Du ihm zu sehr zusetztest."

„O das hat keine Gefahr! So toll ist er wohl nicht. Auf alle Fälle ist es eine überflüssige Warnung, daß ich mich übereilen sollte. Ein Mann, der so lang in der Welt gelebt hat und weiß, wie jedes Individuum behandelt werden muß, übereilt sich nie: Nur Leute von schlechter Erziehung und geringer Weltkenntniß fallen in diesen Fehler. Indessen wird eine feine Lockspeise nöthig seyn, um ihn zu bewegen, daß er von selbst das Bücherwesen aufgibt, worin er wohl trotz einem verrückten Magister excelliren wird. Ich habe an einen kleinen No-

man gedacht. Er ist jetzt zwanzig Ihare alt, just die goldene Zeit. Der Herbst ist an sich schon eine malerische Saison und Tyringsholm und seine Umgebungen passen gerade recht zu Liebe und Poesie. O ich bin gewiß, es geht alles von selbst! Ich habe auch eine Heldin in petto, welche die Sache nicht verderben wird."

Eine ernstliche Unruhe ward jetzt in den mütterlichen Zügen sichtbar. „Bester Malchus, was soll das heißen?" Du willst Dich doch nicht in seine Herzensangelegenheiten mischen?"

„Gewiß will ich das! Von selbst würde er nicht einmal daran denken, daß er ein Herz hat. Als Vater ist es überdieß meine Pflicht, auf Alles bedacht zu seyn; und Du wirst bald die Schwiegertochter zu sehen bekommen, die ich, wenn Alles gut geht, Dir als Gesellschafterin zügedenke, denn es ist nothwendig, daß sie sich im Hause aufhält."

„Ach, Du meinst Virginie! Ja, wenn das ginge, das wäre freilich herrlich; aber . . ."

„Was schwatzest Du, Eugenie!" unterbrach sie der Oberst mit einem Achselzucken. „Glaubst Du, ich verheirathe meinen Sohn in eine so arme Familie, wie die des Majors ist? Doch stille, stille! da kommen sie! Kein Wort von dem, was wir eben besprochen haben, sofern Du meinen Plan näher zu kennen wünschest! Und dann keine Madonna-Blicke! Ich bin in der That begierig, ob Du Dir so viel Lebensgewohnheit erwerben kannst, um Dein Mienenspiel in Deine Gewalt zu bekommen! Es ist jetzt erst ein Viertel auf zwei Uhr, wie ich sehe: Wir können noch vor Tische eine Tour durch die Zimmer machen."

Während der Oberst noch sprach, hielt der Wagen vor der Treppe.

Der Major, den wir schon aus seinem Briefe als einen wackern Mann kennen, war ein vortrefflicher und herzensguter Landjunker, dessen zugleich wohlwollendes und mannhaftes Aussehen bewies, daß Herz und Muth

in seiner breiten vollen Brust wohnten. Der Major saß mit einem Sprößling auf jedem Kniee vorwärts im Wagen, und neben ihm seine Frau, die einnehmende Baronin Ebba. In ihrem Gesichte lag noch ein jugendlicher Reiz, der mit der liebenswürdigsten Würde gemischt war. Keine matronenhafte Steife, aber das ruhige Selbstvertrauen des mittleren Alters sprach sich in ihren sanften Zügen aus.

Gegenüber sitzt das Fräulein und die Wärterin der Kleinen. Ueber das Fräulein werden wir nachher sprechen. Man kann eine junge Dame nicht gar so übereilt abfertigen! Ueberdieß springt jetzt gerade der Lieutenant von dem Kutschenbocke, um die Wagenthüre zu öffnen; die Gelegenheit ist also schon vorüber.

Lieutenant Richard L—, dessen Aeußeres schon ihn bei dem Obersten so beliebt machte, daß dieser manchmal im Geheimen wünschte, er möchte sein eigener Sohn seyn, konnte dennoch nicht für ein Muster männlicher Schönheit gelten. Und das hatte auch wenig zu sagen; denn ein schöner Mann ist, wie einmal ein geistreicher Schriftsteller sagt, im Allgemeinen wenig mehr als das Orakel seiner Tanten und die Augenweide der Mägde. Aber Richards Stirne war edel, seine Wange blühte von Gesundheit und Kraft. In jeder seiner Bewegungen, vor allem aber in seinem lebhaften feurigen Auge sprach sich eine lebendige Seele aus. Das war es jedoch nicht, was dem Obersten so sehr gefiel. Daß seine Züge seelenvoll waren, hielt er für Nebensache; aber was von Gewicht war, und was ihm an Richard gefiel, das war die Gesichtsform selbst, die Art, wie er den Kopf und den Körper hielt, und endlich jenes angeborne vornehme Air, welches er von seiner Mutter hatte und welches sich auf seinem männlichen Gesichte noch besser ausnahm. Das war es, was der Oberst liebte, das, so wie das gewandte Wesen des jungen Mannes hätte er gerne auf seinen eigenen Sohn übergetragen. Richards übrige Eigenschaften waren ihm gleichgültig; und er wußte

auch nichts weiter davon, als daß er mit Ehre seine Examina bestanden hatte, woraus der Oberst schloß, er müsse einen guten Kopf haben; und wenn er diesen wohl zu gebrauchen verstände, so würde er wahrscheinlich mit Beihülfe seiner Familien-Verbindungen künftig im Dienste steigen.

Zu der Zeit, als Oberst R— in Rönnäs wohnte, und noch nicht die Vormundschafts-Regierung über den Majoratserben und das Fideicommiß führte, pflegte er seinen Gästen nach artiger Landmanns-Sitte bis an die Thüre, ja bisweilen auf die Treppe hinauf, entgegen zu eilen; aber jetzt, in seiner neuen Würde, ging dieß nicht wohl an. Ein Bedienter lief hinauf, um die Wagenthüren zu öffnen; aber in demselben Augenblick warf Richard dem Knechte die Zügel zu (zu Tjallstorp hatte man weder Kutscher noch Lakaien), und sprang herab, um Mutter und Schwester herauszuhelfen. Der Major nahm seine Kleinen an der Hand; und nach einem schnell ausgetauschten Lächeln zwischen den Mitgliedern der Familie wanderte man so, den Bedienten voran, nach der Beletage hinauf, wo der Oberst selbst an der Salonthüre sie zu empfangen und zu bewillkommnen beliebte.

„Der Herr Bruder lebt hier verflucht fein," bemerkte der Major in guter Laune. „Hier gibt es gewiß auch Tafeldecker, das läßt sich denken."

„Es ist hier süperb, und der gute Geschmack des Schwagers Malchus verräth sich in dem geringsten Detail," sagte die Majorin, indem sie eine rasche Tour durch den Saal machte.

Der Oberst lächelte, indem er sich anmuthig vor seiner Schwägerin verbeugte. Es war nicht das erste Mal, wo die feine Frau zur rechten Zeit den unangenehmen Eindruck verwischte, den die etwas zu offene Aeußerung ihres Mannes hervorgerufen hatte.

Virginie und Richard, die inzwischen damit beschäftigt gewesen waren, die kleinen Herrn Zwillinge, oder wie sie auch genannt wurden „die Wagenpferde",

zwei vierjährige Jungen von aller beweglichen Bagage zu befreien, vereinigten sich jetzt mit der übrigen Gesellschaft. Da aber Richard schon bei den früheren Besuchen, im Hause seines Onkels, Gelegenheit gehabt hatte, die ganze Herrlichkeit zu sehen, ging er als ein artiger Kavalier zu seiner Tante hin und setzte sich neben sie, wogegen Virginie auf einen Wink der Mama sich die Qual auferlegen mußte, den ihrem heitern Sinne so widerwärtigen und langweiligen Wortschwall anzuhören, womit sich der Oberst über jedes einzelne Ding auf der langen Runde verbreitete.

„Was sagt meine gnädige Frau Schwägerin zu den Spiegeln hier? Habeu Sie die Güte, genau zu bemerken: Das Glas ist ganz! Sie kosten aber auch keine Kleinigkeit. Die Kronleuchter sind scharmant, nicht wahr? Aber ich möchte doch beinahe diese Lampe hier vorziehen. Sie ist aber auch ein wahres Meisterstück in ihrer Art; und überhaupt bin ich der Meinung, daß in Schlafzimmern, Kabineten und anderen kleineren Gemächern Lampen den besten Effekt machen und das angenehmste Licht verbreiten. Aber was sagen die Herrschaften zu der Farbe dieser Tapeten? Sie ist in der That gelungen, wenn man damit die Illusion bezwecken wollte, als sey es ein gelbseidener Ueberzug. Virginchen verzeihe, daß die Blumen in dieser Vase hier mit Deinen Wangen zu wetteifern wagen! Aber es sind französische, meine Liebe, ich hätte mir nie erlaubt, dieß von einer schwedischen Rose zu sagen.“

Der Major gähnte zu All' diesem, und sehnte sich bald etwas vom Essen reden zu hören. Virginie zwang sich, heiter zu scheinen; aber die Majorin, die wußte, daß es ihr oblag, die kleinen Lücken auszufüllen, die der Oberst hie und da entstehen ließ, begnügte sich nicht damit, wie manche bewundernde Freunde, nur so ohne etwas dabei zu denken: „Ach scharmant! süperb! unübertrefflich! Man kann sich kein besseres Arrangement denken!“ auszurufen, bei welch' abgenützten Phrasen

man oft beinahe den Athem verliert. Nein! die Majorin von L— ertheilte bei dieser kritischen Wanderung ihren Beifall mit derselben Feinheit, wie sie ihre Bemerkungen machte, gab hier einen Rath, dort ein Lächeln, das mehr werth war als eine lange Rede, legte mit geübter Hand die meisten Langgardinen in andere Falten und benahm sich mit einem Wort wie eine Person, die weiß, daß sie eine Sache zu beurtheilen fähig ist, und auf deren Tadel man mit eben so viel Aufmerksamkeit lauscht, als auf ihren Beifall.

Eine kleine, wenn auch nicht die glücklichste Abwechslung entstand inzwischen dadurch, daß die beiden „Wagenpferde", ein jedes auf einer Feuerklamme in der Carrière durch das Zimmer geritten kamen, und gerade über die kostbaren Fußteppiche hinrasten.

Die Stirne des Obersten umwölkte sich. Einmal war man erst durch die Hälfte der Zimmer gekommen, und zweitens war dieß eine Unschicklichkeit, die auf keine Art gestattet werden konnte.

„Jungen! bleibt in Ordnung!" rief der Major, aber er war innerlich so vergnügt, auf eine so gute Art vom Schlepptaue abkommen zu können, daß er die kleinen Wildfänge dafür hätte umarmen mögen. „Entschuldige, Bruder," sagte er mit einer kurzen Verbeugung gegen den Oberst, „aber die Jungen sollen ihre Lektion für diesen Unfug bekommen," und mit einem Kleinen an jeder Hand eilte der Major hinaus, ohne auf Virginien zu hören, die eifrig bat, an Papas Stelle gehen zu dürfen.

Erst spät kamen die ermüdeten Damen und ihr zufriedener Cicerone zurück; sie fanden den Lieutenant noch in vertraulicher Unterhaltung bei der Baronin sitzen.

„Nun, Mama? nun, Virginie? habt ihr je so Etwas gesehen? Ist es nicht ein verzaubertes Feenschloß, dem nur noch die Fee fehlt?" rief ihnen der schlaue Lieutenant entgegen.

„Die Feen! wenn es Dir beliebt, Richard," berichtigte der Oberst. „Ich hoffe," er warf dabei Virginien einen artigen Seitenblick zu, „wir werden bald mehrere junge Damen in Tyringsholms Mauern schweben sehen. Aber Du hast Recht, Du Schalk, daß hier noch das Beste fehlt!"

Jetzt endlich kam das Mittagessen und mit ihm wichtigere Gegenstände der Unterhaltung, woran auch der Major Antheil nahm. Es wurden Verbesserungs-Vorschläge besprochen, die den Park, die Weiden, das Sägewerk, die Brennereien u. s. w. betrafen; und auch in diesen Dingen bewiesen die klugen Anmerkungen der Majorin, daß sie Verstand und Erfahrung besaß. Sie war eine praktische Hausmutter, ein Weib, würdig eines echten Landjunkers; und obschon sie ehedem ein elegantes Fräulein gewesen war, und noch wegen ihres leichten Benehmens im Umgange und ihres guten Geschmackes gerühmt wurde, so gehörte sie doch keineswegs zu der Klasse liebenswürdiger Damen, die wahrscheinlich einen neuen Reiz zu entwickeln glauben, wenn sie die höchste Unwissenheit affektiren und lächelnd fragen, ob der Flachs gepflanzt werde und das Malz auf den Bäumen wachse.

Die Majorin von L—, herzlich geliebt und geachtet von ihrem würdigen Gatten und ihren vielen Kindern, lebte in ihren Pflichten und für sie, ein würdiges Vorbild für Mütter und Hausmütter. Sie war jedoch keine jener schaffenden Weiber, die ihr höchstes Verdienst darin suchen, wenn sie sich selbst wie Mägde abarbeiten, mit rothen Gesichtern und aufgeschwollenen Fingern umherlaufen und beständig von pressanten Geschäften sprechen. Die Majorin begnügte sich mit weniger Geräusch; aber sie wirkte vielleicht eben so viel durch eine thätige und vernünftige Leitung. Nie hörte sie auf, eine angenehme Wirthin für ihre Gäste zu seyn, und ihrem Hause, so eingeschränkt es auch war, einen Reiz, eine Gedeihlichkeit und eine gewisse dürftige Eleganz zu geben, die Manche mit der größten Pracht nicht erreichten. Sie

nahm an dem gesellschaftlichen Leben der Gegend Antheil, und blieb stets das Muster derselben, was guten Ton, Geschmack und Moden betraf.

Als Mutter war die Baronin, oder wie sie sich lieber nennen hörte, weil ihr Mann es so wünschte, die Majorin unübertrefflich. Sie unterrichtete ihre Jungen selbst, bis sie das elterliche Haus verließen, war nie schwach, aber stets zärtlich gegen sie, und hielt es durchaus nicht für nothwendig, daß sie immer wie aufgespannte Drahtfiguren dasaßen. Sie durften vielleicht ein wenig zu viel lärmen. Aber sie huldigte dem Grundsatz, daß die Kinder das Glück und die Freiheit haben sollten, Kinder zu seyn.

Schon hatten vier hoffnungsvolle Söhne das Vaterhaus verlassen: Unser junger Lieutenant, Viktor, der zweite Sohn in der Reihe, jetzt wohlbestallter Gymnasist, und zwei jüngere Söhne, die, wie wir schon gehört haben, kürzlich nach der Schule geschickt worden waren. Die Zwillinge waren die Jüngsten. Sie waren dem Kinderröckchen und der Ruthe noch nicht entwachsen, und bildeten für gegenwärtig die Augäpfel der Familie.

Aber jetzt auch ein paar Worte über Virginien, die im Alter nach dem Lieutenant kam. Ist sie schön oder häßlich, jenes junge Mädchen, das sich dort, von dem weichen schwarzen Tibetkleide umschlossen, schmiegsam gegen das sonnenverbrannte Gesicht des Bruders lehnt? Ein durchsichtiges Goldnetz von luftigen Locken beschattet und mildert die beinahe zu starke Röthe der Wangen. Sie sieht empor. Aus ihrem blauen Auge geht ein dunkler Strahl; er blendet nicht, er entzückt nicht, aber er erwärmt, und Niemand kann diese guten liebevollen Augen sehen, ohne zu vergessen, wie klein sie sind. Manchmal sucht man in großen Augen vergebens nach irgend einem Ausdruck. In den kleinen findet sich zuweilen einer, der die Schönheit der großen übertrifft. Virginiens kleine blauen bildeten ihre hauptsächliche Zauberkraft; und hing vollends eine Thränenperle in

den regelmäßigen Wimpern, so hätte wohl Mancher das Herz aus der Brust für sie hingegeben.

Nichts desto weniger war es nur die Parteilichkeit eines Vaters und einer Mutter, die sie ohne Vorbehalt schön nennen konnte. Dieser hohe Purpur z. B. ist er nicht etwas zu ländlich, und braucht es wohl ein Mikroskop oder eine Lorgnette, um zu entdecken, daß hie und da eine Finne auf den Rosen sitzt! Ei, ei, mein Fräulein! da sehen Sie selbst die Frucht Ihrer Leidenschaft für Sonne und Sommerluft! Aber was haben wir jetzt zunächst? Eine kleine, ohne Zweifel recht schnippische und zierliche, aber höchst alltägliche Nase, um nicht zu sagen eine wahre Kammerjungfernase; einen Mund, an dem nichts zu tadeln ist, denn er ist sammetweich und rosenroth. Die Zähne, die vornehmste Zierde einer jungen Dame, sind schön und von der reinsten blauweißen Farbe: aber mit dem Hals hat es einen kleinen Haken, denn er ist, wie Lieutenant Richard hie und da behauptet, wenigstens um einen Zoll zu lang.

Aus dieser Beschreibung will es nun erscheinen, als könne Virginiens Aeußeres von Kunstrichtern der Schönheit kein hübsches genannt werden, und nicht einmal gewöhnliche Beschauer möchten es als solches erkennen, wenn man jeden einzelnen Theil besonders betrachtet; aber man sehe jetzt nur auch ein wenig ihre feine, edle und elastische Gestalt, ihre geschmeidigen anmuthigen Bewegungen, ihr kleines vornehmes Air — und wage dann zu behaupten, sie sey häßlich!

Von der Mittagstafel ging die Gesellschaft nach dem Saale, um dort den Kaffee einzunehmen. Die Baronin, die sich anzustrengen schien, um die Pflichten einer Wirthin zu erfüllen, bat jetzt um Entschuldigung, daß sie eine Weile zu ruhen ging. Sie fühlte, Gott weiß was es seyn mochte, totales Uebelbefinden; und die häufigen Schauer, die ihr Wesen durchfuhren, bewiesen, daß ihre Unpäßlichkeit nicht erdichtet war.

„Es ist Deine gewöhnliche Nervenschwäche, mein Kind," sagte der Oberst. „Geh' auf Dein Schlafzimmer! Virginchen wird uns schon das Vergnügen machen, zu serviren."

Der Himmel war den ganzen Tag über schwer und grau gewesen, und seine Trübe jetzt noch durch einen feinen Thauregen vermehrt. Es lag etwas Schläfriges Innen und Draußen, und obschon man den Baron Klas erst in einigen Stunden erwartete, so machte es doch eine kleine Zerstreuung nach dem Kaffee, daß man beständig durch das Fenster sah.

„Ich will hinunter gehen und nach den Pferden schauen," sagte Richard. „Ich glaube, Jöffe hat einen Stein in den Huf bekommen!"

„Und ich mache mein Mittagsschläfchen," gähnte der Major.

„Mamachen," flüsterte Virginchen halblaut, „ich bin gewiß, daß die Jungen den Onkel mit ihrem Lärmen belästigen; darf ich mit ihnen auf ihre Zimmer hinauf gehen? Ich werde es schon so einrichten, daß sie Unterhaltung haben?"

Und so verschwand eines nach dem andern; nur die artige Majorin blieb noch sitzen. Sie strickte an einem Strumpf und hörte dem Obersten zu, der ihr von seiner frohen Hoffnung erzählte, im Laufe des Herbstes seinen alten guten Freund, den General D— mit Familie, bei sich zu sehen.

„Aber, mein lieber Malchus," sagte die Majorin mit einer gewissen kleinen Verwunderung, „wie kannst Du daran denken, diese vielen Freunde bei Dir zu sehen, da Deine Frau so geschwächt ist? Eugeniens Gesundheit ist schrecklich zerstört. Du kannst nicht blind dafür seyn, und da wir jetzt gerade allein sind, will ich Dir einmal aufrichtig sagen, daß dieses Benehmen Dir gewiß vielen Tadel zuziehen wird. Sie bedarf der Ruhe und Stille."

Niemand als der Majorin wäre eine solche Aeußerung zu rathen gewesen; vor ihr hatte der Oberst eine

Art Ehrerbietung und dem zufolge lag nichts Aufgeblasenes oder Uebermüthiges in seinem Tone, als er erwiederte: „Es thut mir sehr leid, meine liebe Ebba, daß wir in dieser Sache nicht einer Meinung sind. Aber nachdem ich Brunnen und Bäder, in- und ausländische Aerzte für meine Eugenie probirt habe, bin ich endlich zu dem Resultat gekommen, das auch den Beifall mehrerer Doktoren erhalten hat, daß es am besten seyn werde, sie so viel wie möglich zu zerstreuen. Die Einsamkeit schadet ihrem schwermüthigen Sinne; und gerade weil sie während der letzten langweiligen Monate hier sich selbst so viel überlassen war, ist sie schlimmer geworden. Deßhalb halte ich es für meine heilige Pflicht, Leben und Bewegung um sie her zu bringen."

Die Majorin, die sich keineswegs in diesem geschickt ausgeworfenen Netze fangen ließ, machte sich bereit, ihre Sache von einer andern Seite aus zu vertheidigen, als Richard mit der Nachricht zurück kam, daß es sehr stark regne.

„Ja, wahrhaftig, das thut es," sagte der Oberst, dem diese Unterbrechung höchst willkommen war, und der darüber den Satz vergaß, den er sonst bei dem ersten Wassertropfen auszusprechen gewohnt war: Wer die Saat nicht eingeerntet habe, dem sey es beim Regen nicht recht wohl.

„Gott sey unserem Korne gnädig, Richard," sagte die Majorin bekümmert.

„Und dem Klas Malchus, Mamachen! Es ist keine Freude, in einem solchen Wetter zu fahren."

„Was das betrifft," fiel der Oberst ein, „so bin ich ruhig; der Wagen ist bedeckt; er sitzt ganz bequem darin ... Aber was der Teufel ist denn das für ein Ritter von der traurigen Gestalt, der auf dem Leiterwagen dort einhergeholpert kommt? Ein Bauernschlingel würde doch ein wenig Acht haben, und nicht nur so an den Hof herfahren."

Die Person, der der Oberst nicht so ganz unrichtig diesen Namen gab, saß zusammengekauert auf dem Wagensitze, der hinaufgeschlagene Rockkragen stieß an das herunterhängende schwarze Haar, und verbarg dadurch das Gesicht des Reisenden, während der vom Wasser schlapp hin- und herbaumelnde Regenschirm den ganzen Menschen wie in eine Wolkensäule hüllte.

„Mein bester Onkel!" rief der Lieutenant mit einem schalkhaften Lächeln, „machen Sie sich auf das Schlimmste gefaßt; denn so wahr meine Augen diesen Rockkragen durchdringen, diese Person ist nicht mehr und nicht weniger als der Freiherr Klas Malchus E—brand von Tyringsholm selbst!"

„Gott verhüte, daß er meinen Leuten solches Spektakel gäbe!" sprach der Oberst, von einer schnellen Bläße bedeckt. „Das wäre mir gerade die rechte Art, um sich zu introduciren!" Richard war indessen schon die Treppe hinab; und wenn der Oberst dem Zeugniß seiner eigenen Augen auch nicht hätte trauen wollen, so wäre es ihm doch schwerlich gelungen, da er den unsaubern Reisenden herabspringen und sich in die ausgestreckten Arme des Lieutenants werfen sah.

„Meiner Treu! das ist die rechte Zeit zu Umarmungen, wenn der Himmel so entsetzlich gießt! Stensson!" rief der Oberst heftig einem eintretenden Bedienten zu, „laufe zu den Herren hinunter mit einem Regenschirm."

Aber der Regenschirm kam zu spät. Schon tönten Schritte auf der Treppe, und der Oberst hielt es für passend, seine Verwunderung und seinen Aerger zu verbergen, um dem Sohne mit einer Art Vaterfreude entgegen zu gehen. Aber ehe er die Thüre erreicht hatte, ward sie schon aufgerissen, und in demselben Augenblicke stürzte von der anderen Seite die Baronin herbei, und sank beinahe bewußtlos in Klas Malchus' Arme.

„Das war wahrhaftig eine unvermuthete Ueberraschung, mein lieber Klas Malchus! Aber mein Gott! wie

das Wasser von Dir herabtropft! Du tödtest Deine Mutter: sie kann es nicht ertragen, so viel Feuchtigkeit einzuathmen! Doch willkommen, immerhin willkommen! Ist der Wagen entzwei gegangen, oder warum bist Du auf den Karren gekommen? Ich hoffe, Sjögren war so frühzeitig da, daß die Pferde ausruhen konnten, ehe das Dampfboot ankam? So starke und gute Thiere können doch nicht auf dieser kurzen Strecke erschöpft worden seyn?"

Mit diesen liebeathmenden Worten, die der Oberst in kleinen Pausen aussprach, bewillkommte er seinen Sohn, während dieser, der seine Mutter im Arme hielt und ihr Worte in's Ohr flüsterte, die für die andern nicht hörbar waren, nur den Schluß hörte, welcher ihn jedoch etwas verlegen zu machen schien.

„Es thut mir leid," sagte er, „wirklich recht leid, daß Papa diese Anordnung vergebens getroffen hat! Unsere Verabredung war mir ganz entfallen. Ich stieg daher bei W—s ans Land, von wo aus ich Post nahm."

„Nun, das ist sehr hübsch," meinte der Oberst mit einem Gesichte, das etwas ganz Anderes zu sagen schien, „Wagen und Pferde zehn Meilen weit vergebens fahren zu lassen! Wann wird jetzt Sjögren wohl heimkommen? das ist wirklich ein pikantes und charakteristisches Abentheuer, mein bester Klas Malchus!"

„Mama ist so schwach: wir müssen sie auf den Sopha legen."

„Ja freilich müssen wir das, Eugenchen, stütze Dich auf meinen Arm! Ach sie leidet so an den Nerven! Mein lieber Sohn, wolltest Du nicht Deine nassen Kleider wechseln! Vielleicht wird Richard so gut seyn, und Klas auf seine Zimmer führen! Ich hoffe, Du findest alles nach Deiner Bequemlichkeit eingerichtet."

„Ist Dir's besser, Mama? Nicht wahr, es ist gewiß jetzt besser?" sprach der Baron in einem so ängstlichen Tone, daß dieß ihn entschuldigen mußte, wenn er kein Wort von seines Vaters Ermahnung hörte. Er beugte

sich zu der Mutter herab, die gegen die Sophakissen zurückgelehnt lag.

„Ja, viel besser" flüsterte die Baronin, und erwiederte die schmeichelnde Bewegung seiner Hand.

„Aber, Klaschen, Du mußt wirklich die Kleider wechseln," sagte die Majorin, „es ist nicht gesund, weder für Dich noch für Mama."

„Was ist nicht gesund, Tantchen?"

Daß Du so naß und kalt hier stehst. Wenn Du jetzt eine Weile auf Dein Zimmer gehst, so wird alles recht, bis Du wieder zurück kommst."

„Ach wie unvorsichtig war ich!" Er zog sich hastig zurück, um dem Vater die noch verzögerte Umarmung zu geben; aber der Oberst rief in einem Tone, der sehr scherzhaft lauten sollte, indem er drei Schritte zurücktrat: „Nein, danke; danke! ich will kein Douchebad! Wenn Du zurück kommst, werde ich mir meinem Antheil an der Freude des Wiedersehens nehmen."

Baron Klas Malchus ließ die schon ausgestreckten Arme steif herabsinken, warf mit einer nicht sehr eleganten Bewegung das herunterhängende Haar aus der Stirne, und folgte ohne ein Wort zu sagen Richarden, der einstweilen den Wirth zu machen beliebte.

Achtes Kapitel.

Sobald sie in das erste der drei Zimmer gekommen waren, welche die besondere Wohnung des Barons bildeten, warf dieser den Oberrock in eine Ecke und sich selbst rücklings in einen Lehnstuhl. Ohne ein Wort zu sprechen, drückte er beide Hände vor die Augen, und schien mit Gewalt eine hervorbrechende Thräne zerdrücken zu wollen.

Einmal über das andere stahl sich ein tiefer Seufzer aus seiner Brust, und die Füße kreuzweis über einander geworfen, schien er sich nicht mehr zu erinnern, daß er

Gesellschaft hätte; und wahrscheinlich würde er den ganzen Abend so dagesessen seyn, wenn es der Lieutenant nicht für nothwendig erachtet hätte, ihn an seine Gegenwart zu erinnern.

„Mein lieber Klas, befindest Du Dich nicht wohl? Du mußt Dich entweder ankleiden oder zu Bette gehen.“

„Es ist alles beim Alten,“ antwortete der Baron seinem eigenen Ideengange folgend; „ich wußte es zum Voraus und sträubte mich dagegen, so lang ich konnte.“

„Gegen was, mein bester Malchus? Gegen was sträubtest Du Dich?“

„Gegen das Wetter,“ entgegnete er barsch.

„Nun, Klas, Du wirst doch einen alten Freund nicht so abspeisen wollen,“ sagte Richard sanft. Das darfst Du nicht! Weiß ich nicht, daß es die Heimath war, wogegen Du Dich sträubtest? Doch urtheile nicht zu rasch! Der Augenblick war nicht recht günstig: Eine Kleinigkeit.... Nein, Klas Malchus, Du darfst nicht zum Voraus schon Deine Parthie ergreifen.“

„Und meine Mutter so geschwunden, so zerstört! Warum leidet sie immer? Zoll für Zoll sinkt sie unter dieser eisigen Behandlung meines Vaters ins Grab! Ach sie bedurfte der Wärme, vieler Wärme, wenn ihr Herz gesund bleiben sollte.“

„Bei Dir, Klas Malchus, wird sie diese Wärme finden.“

„Bei mir: ja vielleicht, wenn wir allein wären: Aber schon das Einathmen der heimathlichen Luft greift mein Gehirn an. Und dieses alte Nest, dieser Aufenthalt von Krähen und Dohlen, wenn ich es nur los wäre! Es wird mir nie einen Tag hier wohl seyn.“

„Was sagst Du, mein Bruder? Tyringsholm ein Nest für Krähen und Dohlen?“ entgegnete Richard lächelnd. „Da bist Du vollkommen im Irrthum. Sieh Dich nur um! Dein Vater hat große Verbesserungen

vorgenommen, und wird bald dafür sorgen, daß Leben und Bewegung in diese prachtvollen Zimmer kommt."

„Um so schlimmer! Ich kann große Gesellschaften nicht leiden. Lieber noch das Geschrei der Krähen und Dohlen, als das fade Geschnatter gefallsüchtiger Weibsleute und verschrobener Cavaliere. Welch eine Qual für den, der Ruhe und Stille liebt, wenn er an einem solchen Orte verweilen muß! Ich sage Dir, Richard, ich halte es nicht aus."

„Und ich sage Dir, Klas, die Gewohnheit wird zur andern Natur. Und sollte es sich im schlimmsten Falle so gestalten, daß diese Regel nicht auf Dich angewendet werden könnte, nun was ist es denn? Hier hast Du ja Deine eigenen Zimmer, die von der Hauptwohnung weit getrennt sind; Du lebst wie es Dir gefällt."

„Das hab ich auch im Sinn. Um meiner armen Mutter Willen hab ich mir den Zwang auferlegt, mich ein Jahr lang hier einsperren zu lassen, aber dann bin ich mündig und dann muß es anders werden."

„Was meinst Du damit, Klas? Du vergißt doch wohl nicht, daß Tyringsholm Dein ist — und daß Dein Vater, daß Isabelle.... Aber Du kannst doch nicht etwas meinen, was nicht recht ist."

„Das hoffe ich! mein Vater mag Tyringsholm immerhin bewohnen, wenn er es wünscht, aber mich binden keine Rücksichten: Ich will meinen Wohnort selbst wählen, und Mama kann bei mir leben."

„Und Du wolltest Deine Mutter von ihrem Gatten und ihrer Tochter trennen, und das nur um Deinetwillen? Wäre das nicht sehr egoistisch? Und glaubst Du, sie würde darauf eingehen, geschweige denn Dein Vater, der es gewiß nie zugibt, daß sich die Welt so viel mit seinen häuslichen Angelegenheiten beschäftige."

„Wir müssen einen Ausweg finden, um diese kitzlichen Verhältnisse auszugleichen; denn — da meine Seele in diesem Augenblick auf der Zunge liegt, und ich mich vollkommen auf Deine Ehre verlasse — so will ich Dir

sagen, daß ich fühle, es wird mir nie gelingen, dieses widerwillige Gefühl gegen meinen Vater zu überwinden. So lange wir uns nicht begegnen, geht es an. Aber ich bin kaum unter den Einfluß seiner Gegenwart gerathen, so fühle ich die Ruhe und das Gleichgewicht meiner Seele gestört. Wir gedeihen nicht recht auf einer Scholle, und dieses Verhältniß reizt mich gegen mich selbst. Richard! Richard!" — Klas schlang heftig seinen Arm um den Hals des Freundes und lehnte sich an seine Schulter — „was weißt Du, der in Liebe, in einem glücklichen Familienkreise aufgewachsen bist, was weißt Du von solchen Qualen! Eine unaussprechlich geliebte Mutter leiden und hinbleichen zu sehen, ohne Hoffnung, dem Uebel abhelfen zu können; bei dem Mangel an gegenseitigem Vertrauen oft eine Kühle zu empfinden, die mich sogar gegenüber von ihr zum Fremdling macht; und endlich seinen eigenen Vater nicht ausstehen zu können! Bei meinem Leben, Richard! dieß ist entsetzlich, und mein Kopf schwindelt bei all diesen unseligen Gedanken."

Der zurückgedrängte Schmerz machte sich in einem gewaltsamen Schluchzen Luft. Dem Mann wird selten die Erleichterung zu Theil, daß er eine qualvolle Stunde hinwegweinen darf.

Richard, der dieses unglückliche Verhältniß zwar geahnt, aber nie so klar wie jetzt in Klas Malchus Innerstes geschaut hatte, drückte ihm mit stummer Theilnahme die Hand. Da tönte von der Entfernung die Stimme des Obersten. „Bist Du noch nicht angekleidet, mein bester Klas Malchus? Wir warten auf Dich."

Der Baron fuhr zusammen, eilte in das innere Zimmer und überließ es dem Lieutenant, artig zu erklären, daß nur noch wenig fehle und Klas bald fertig seyn werde.

„Mein theuerster Bruder," sagte Richard, als jener zurückkehrte, Du mußt Dich ankleiden! Du mußt Dir

einigen Zwang auferlegen. Die Freude und Dankbarkeit Deiner Mutter belohnt Dich dafür."

„Du hast recht, es kann nicht so fortgehen; ich bin indessen so sehr an die Einsamkeit meines Zimmers gewöhnt, wo die Bücher meine einzige Gesellschaft ausgemacht haben, daß mir auch die geringste Veränderung zuwider ist. Du lachst mich vielleicht aus, wenn ich Dir sage, daß ich nicht nur im Allgemeinen menschenscheu, sondern wirklich so schüchtern bin, daß ich mich in Damengesellschaft besonders genirt fühle."

„Aber vorderhand kann davon nicht die Rede seyn, wir sind ja Verwandte! So! jetzt habe ich den Koffer geöffnet — gib mir Deine Instruktionen, während Du mit der Waschschüssel und Haarbürste ins Reine kommst."

„Meinst Du, ich soll mich rasiren?"

„Gewiß; Du hast einen ungewöhnlich starken Bartwuchs. Ich sehe es mit Neid. Mein Schnurrbart macht nicht so viel Wesen aus sich."

„Richard!" sagte Baron Klas sehr ernst, indem er das Rasiermesser aus dem Futterale nahm und nach der Seifenschachtel langte, die vor ihm auf dem Toilettentische stand, „ich glaube wahrhaftig, Du bist ein Narr!"

„Nein, nicht gerade, mein bester Klas! Aber da ich überzeugt bin, daß unsere vorige Unterhaltung gerade zur rechten Zeit unterbrochen wurde, so ist meine Meinung, daß wir uns von dem Nachklange derselben befreien müssen. Glaube darum nicht, ich wisse Dein Vertrauen nicht vollkommen zu schätzen; ja noch mehr, ich will Tag und Nacht auf Mittel sinnen, um Dich gesund zu machen. Aber nun mußt Du selbst gestehen, daß es unangenehm wäre, wenn wir von einem neuen Booten überrascht würden."

„Es ist wahr!" Der Baron setzte sich mit dem Handtuch über den Knieen vor den Spiegel; der Lieutenant dagegen begann den Koffer aufzuschließen und seinen Inhalt auf den Stühlen umherzustreuen.

„Da haben wir keine große Auswahl, mein lieber

Klas! Der blaue Frack möchte vielleicht passiren, wenn die Knöpfe nicht zu schlecht wären. Hinten sind gar keine, wie ich sehe: Nun, da müssen wir uns an den braunen Ueberrock halten. Diese beiden schwarzen Fräcke hier sind gerade würdige Amtsbrüder von dem unsterblichen Fracke des ehrlichen Kapellmeisters, welcher, der Frack nämlich, soviel ich mich erinnere, seine Ahnen aus jener großen Epoche herzählt, wo der Alte sein Klarinet vor einem erlauchteren Publikum blies, als unsere sehr geliebten Tyringsholmer Bauern sind. Du erinnerst Dich doch noch des alten Alsing, hoffe ich?"

„Du meinst den Meßner? Ich sollte warm Wasser haben; das Messer ist stumpf."

„Possen! laß das nur seyn! So, das ist ja vortrefflich! Auf meine Ehre, Du bist ein ganz anderer Mensch! Aber was, ums Himmelswillen! thust Du denn mit der gräulichen Perrücke? Du mußt mir erlauben, Deinen Friseur zu machen." Der Lieutenant griff nach einer Scheere und ging auf ihn zu.

„Nein, ich danke, mache Dir keine Mühe! Ich bin daran gewöhnt, eine so lange Mähne zu tragen; und schön oder häßlich muß sie hingehen. Denn sie ist mir eine Art Gesellschaft. Wenn ich unbelästigt seyn will, so lasse ich sie wie einen schützenden Schleier über die Augen herabfallen; bin ich im Zuge, über etwas nachzugrübeln, befinde ich mich in einer Verlegenheit, oder bin ich mit Leib und Seele in meinen Studien begriffen, so beschäftige ich mich ausschließlich damit, sie um die Finger zu winden; kurz, mein bester Richard, Du mußt den Plan aufgeben, gegen meine Perrücke zu konspiriren, denn sie ist mein anderes Ich."

„Darüber wollen wir uns doch noch besinnen," dachte der Lieutenant, der selbst ein wenig schwach für eine hübsche Frisur, es nicht gerne sah, daß sein Freund der Gegenstand spöttischer Bemerkungen werden sollte. Indessen that er, als ob er die Gründe, die der Baron für seine Perrücke anführte, nicht hörte, sondern trieb

dafür an seinem trägen Freund, so sehr er konnte. Nach einer guten Stunde war endlich der bescheidene Besitzer des prächtigen Herrensitzes so weit ausstaffirt, daß er selbst mit einigem Vortheil zur Gesellschaft hinaufgehen zu können glaubte.

Baron Klas Malchus war ein langer und mehr als gewöhnlich schmaler und schmächtiger junger Mann. Sein Gesicht, schon von Natur mager, hatte durch die anhaltende Arbeit, der er sich überließ, noch dünnere Formen angenommen. Seine Hautfarbe war blaßgelb, und die Nase, auf die, wie wir wissen, der Oberst im Allgemeinen so viel Werth legte, weil er sie für das Kennzeichen einer ächten Aristokratie hielt, war unglücklicherweise ziemlich platt, die Stirne nieder. Man denke sich jetzt das schwarze, sich selbst überlassene Haar, das in einem langen Busche, über die Hälfte der linken Wange herabfiel, so stellt sich das Bild von Baron Klas nicht als sonderlich liebenswürdig dar. Und dennoch war er nicht ohne seine Vorzüge: Ein ausgezeichnet fein geschnittener Mund, schöne dunkle Augen, die, wenn er Jemand recht ansah — aber das that er selten — eine fesselnde Gewalt hatten; dazu kamen die weißesten Hände, die immer — Gott mag wissen, ob es nicht aus Koketterie geschah — etwas mit dem schwarzen Haar zu thun hatten, und ein schönes Organ, das, obschon er so leise sprach, als man möglicherweise nur sprechen kann, einen vollkommen klaren und reinen Ton, einen wahren Reiz hatte.

Mit ein Bischen Sorgfalt auf seine Person und seine Toilette, hätte der Baron sogar ein ausgezeichnet artiger Jüngling seyn können, aber leider war es gerade das, was ihm fehlte! Er hatte sich daran gewöhnt, gekrümmt zu sitzen, weil es bequem war. Er ließ sich selten einen neuen Rock machen, weil er dann erst recht in dem alten zu Hause war, er hatte stets geschlossene Westen, weil es ihm ein wahrer Abscheu war, beständig in neugestärkten Hemden zu gehen. Sie legten sich nicht

recht an den Körper, bis erst die Steife daraus weg war. Kravatten konnte er nicht leiden, weil es ihm vorkam, als gehe er wie aufgezäumt darin; und ein schwarz seidenes Tuch ohne Geschmack um den dünnen Hals geschlungen war ihm am liebsten. Diesen festgestellten Kleiderregeln huldigend, konnte sich Klas Malchus auch heute nicht dazu entschließen, denselben ganz zu entsagen. Der braune Oberrock hing in möglichster Freiheit um ihn her, obschon die zwei untersten Knöpfe zugeschlossen waren, um nicht eine vollkommene Uebersicht der abgewaschenen graugelben Weste zu gewähren. Ein schwarzgeblümtes seidenes Tuch, das der Baron eigens dazu gekauft hatte, um damit in Tyringsholm zu glänzen, und dessen Knüpfung für diesmal dem Lieutenant anvertraut worden war, vollendete eine Toilette, die, mit Ausnahme der Beinkleider und der Farbe des Halstuchs durch nichts an eine Trauer um den seligen Grosvater erinnerte.

„Nun laß uns in Gottes Namen hinaufgehen; aber warte nur: Wenn ich meine Bücherkisten bekomme, dann bleibe ich hier unten.“

„Bester Klas,“ sagte Richard, als sie an der Saalthüre standen, „biete Allem auf, um Dir einigen Zwang anzuthun! Ich betheure Dir, daß der Onkel nach seiner besten Ueberzeugung gehandelt hat. Jedermann hat seine Schwachheiten, daran erinnere Dich, und sey mild! Der heimkehrende Sohn soll es am wenigsten seyn, der Bitterkeit in die Heimath bringt.“

Der Baron drückte seinem Vetter die Hand, ohne etwas zu erwiedern; aber sein Auge schien diesen wohlmeinenden Worten Beifall zuzuwinken.

„Noch einmal herzlich willkommen, mein lieber Klas Malchus!“

Vater und Sohn tauschten eine Umarmung mit eben so großer Abgemessenheit aus, als ob es sich darum handelte, eine Menuette zu tanzen. Aber jetzt erröthete der Oberst, und maß den Baron Klas Malchus von

Tyringsholm mit einem Blicke vom Wirbel bis zur Zehe. Ein langes und würdevolles Kopfschütteln war der Vorbote der Versicherung, daß es höchst merkwürdig sey, wie ein Mann vom Stande sich auf diese Art kleiden könne! Und der Oberst warf einen halb verzweiflungsvollen Blick von seinem Sohne auf den Lieutenant, dessen eleganter Uniformsrock, ohne gerade angegossen zu seyn, doch so gut saß, wie ein gut gemachter Rock an einem gut gewachsenen Jüngling sitzt.

„Man sollte glauben," setzte der zärtliche Vater hinzu, „ich sey im Zutheilen Deines Taschengeldes entsetzlich-knickig gewesen; aber Du mußt entschuldigen, mein bester Klas Malchus, wenn ich Dir offen sage, daß meine Kassenbücher dieser Vermuthung widersprechen."

„Gewiß, es wäre undankbar, wenn ich anders sagen wollte," erwiederte der Baron demüthig. „Aber ich meinte, meine Kleider seyen recht gut, und brauchte das Geld zu den Büchern."

„Nun, Morgen bei Zeit schicken wir in die Stadt nach Tuch und einem Schneider; aber es wird auf alle Fälle Pfuschwerk, wenn es auf dem Lande gemacht wird. Wir müssen der Kammerräthin Dein Maß senden, so besorgt sie ein paar Anzüge von Stockholm. Der Brief kann gerade noch zu rechter Zeit hinkommen, daß die Kleider fertig werden, bis sie und Isabelle hieher reisen. Aber siehe da Deinen Onkel und Deine Cousine Virginie. Deine Tante ist bei der Mama drinnen. Wir werden sie bald Beide zu sehen bekommen, hoffe ich."

Dem Major wurde die Hand geschüttelt, und sie tauschten einige freundschaftliche Worte mit einander aus; aber Fräulein Virginie war eine junge Dame, und nur um sie nicht sehen zu dürfen, hätte Baron Klas gerne seinen schützenden Schleier herabgelassen. Dies wäre aber doch zu ungeschliffen gewesen. Er sah sich genöthigt, seine Finger zu einem kleinen artigen Handdrucke herzugeben; aber als sie ihm freundlich zu seiner Ankunft Glück wünschte und ihn fragte, ob er nicht viel unter-

wegs ausgestanden habe, antwortete er nur mit einer andern Frage, oder vielmehr mit der Vermuthung: „Ich hoffe, Virginie hat sich diese Jahre her wohl befunden."

Baron Klas sah ein, daß er seiner jungen Cousine sehr linkisch vorkommen müßte, und um sich diesem Urtheile nicht weiter bloß zu stellen, nahm er mit verdoppeltem Eifer seine Zuflucht zu dem Major, der seinerseits meinte, die Mondfinsternißphysiognomie des Majoratserben habe eine Stellung angenommen, welche ahnen lasse, daß die Verfinsterung im Abnehmen begriffen sey.

Zur Theestunde vereinigten sich die Baronin und die Majorin wieder mit der Gesellschaft. Mutter und Sohn saßen vertraulich beisammen; aber der Oberst, der keine angenehmere Abendunterhaltung kannte, als den Spieltisch, setzte sich mit dem Major, seiner Frau und Richard zu dieser seiner Lieblingsbelustigung. Vorher jedoch flüsterte er Klas Malchus in's Ohr: „Siehst Du, wie schön ich es einrichte? Es ist billig, daß für den ersten Abend die Mama Dich allein in Beschlag nimmt."

Niemand konnte dankbarer für diese Anordnung seyn, als die Baronin Eugenie, obschon sie etwas bezweifelte, daß dies um ihres Vergnügen Willens geschah. Da das Mutterherz indessen eine ganz ungestörte Stunde wünschte, so gingen sie in die innern Zimmer; und wenn man jetzt den Baron Klas gesehen hätte, wie er sich an die Brust seiner Mutter lehnte, wenn man die warmen, unaussprechlich zärtlichen Worte gehört hätte, die er ihr zuflüsterte, so würde man wahrscheinlich nicht geglaubt haben, daß dies dieselbe Gestalt sey, die sich eben gegenüber von den Uebrigen so steif gezeigt hatte.

„Wie soll ich Dir für dieses Opfer genug danken, mein geliebter, theurer Klas?" sagte die Baronin und streichelte seine Wange. „Ich weiß wohl, daß es Dir in der Heimath nie wohl war."

„Und warum, liebe Mama, war es so? Deßhalb weil ich so sehr litt, wenn ich die zärtlichste Mutter leiden sehen mußte. Jetzt bin ich aber kein Kind mehr: Ich

kann jede Last begreifen und tragen. Laß also ein Vertrauen zwischen uns seyn, ein unbegränztes Vertrauen, wie es Freunden geziemt, wie es vor Allem der Mutter und dem Sohne geziemt!"

„Was um's Himmelswillen meinst Du damit, Klas?" fragte die Baronin heftig. „Kein Vertrauen zwischen uns? Wie kommst Du auf einen so grausamen Gedanken? Wen liebe ich, wie Dich? Zu wem habe ich ein größeres Vertrauen, als zu Dir?"

Der Baron küßte die Hände seiner Mutter, drückte sie an seine Brust, an seine feuchten Augen. „Sage mir also, wenn es so ist," flüsterte er, „woher diese stille, verzehrende Traurigkeit kömmt, die nie von einer Abnahme weiß? Woher diese blassen Wangen, diese matten Augen, diese nervösen Zuckungen? Sie haben einen Grund, so wahr es einen Gott gibt, der uns in diesem Augenblicke sieht."

„Meine Kränklichkeit, mein von Natur trübes Gemüth hat mich so gemacht, bester, geliebter Klas! Mißtraue nicht Deiner armen Mutter, was argwohnst Du denn?"

„Ich weiß es selbst nicht. Aber mein Gefühl, oder vielleicht eher ein Instinkt sagt mir, daß in unserer Familie ein unglücklicher Saame liegt, der sich früher oder später entwickeln wird."

„Mein armer Klas! Du hast ein schlimmes Geschenk von Deiner Mutter erhalten. Das Leben an sich schon ist oft so schwer, daß es gerade nichts dankenswerthes ist, aber noch schlimmer ist es, wenn es von dieser angeerbten Schwermuth begleitet wird. Aber Du bist noch so jung, Du bist ein Mann, Du mußt diesem Uebel entgegen arbeiten."

„Es ließe sich die Möglichkeit denken, wenn ich die Wurzel des Uebels kennte. Aber die liegt hier!" Er legte seine Hand auf das heftig klopfende Herz der Baronin. „Höre, wie es schlägt! Meine theure, geliebte Mutter! wäre hier innen Alles ruhig, wie es seyn sollte,

so zitterte dieses arme Herz jetzt nicht, wie das eines erschreckten Vogels, und diese gesenkten Augen begegneten dann den meinigen!"

Die Baronin gab keine Antwort, ihre Wange, von einer dunklen Wolke gefärbt, sank auf ihre Hand herab, und ein halb erstickter Seufzer zitterte über ihre Lippen.

„Ist es nicht so, wie ich mir's dachte," sagte der Baron eher zu sich selbst als zu seiner Mutter: „Hier liegt ein Geheimniß, eine unbekannte Unruhe!"

„Nein, Klas, das sage ich nicht," versetzte die Baronin mit mehr Fassung. „Es ist ein Phantasiespiel von Dir, eine fixe Idee!"

„Eine fixe Idee?" wiederholte Klas langsam. „Es mag seyn! Aber ich fühle, daß diese Idee mein Leben verbittern wird, so lange mir noch ein Tag übrig bleibt. Ich habe inzwischen kein Recht, darauf zu bestehen; und ich möchte nur innig wünschen, daß sich Mamma überzeugen könnte, wie viel leichter es wäre, an eines Sohnes Brust zu weinen, als dies allein zu thun. Doch ich schweige und gehorche; denn ich sehe, daß es jetzt nichts mehr hilft, wenn ich auf Mammas Beschluß einzuwirken suche, der, wie ich glauben muß, einen giltigen Grund hat. Jetzt und nimmer ist es aber meine Ueberzeugung, daß, was für ein Kummer es auch seyn mag, der Mammas Gemüth bedrückt, es für uns alle besser wäre, wenn ich es jetzt erführe: Es könnte ein Tag kommen, wo Mamma diese Zurückhaltung zu spät bereute."

„Mein Klas, mein theurer, zärtlicher Klas, sprich nicht so, sprich nicht von Beschluß und Grund, von Reue und Zurückhaltung? Du machst mich ängstlich! Liebe Deine Mutter, liebe sie mit Deinem ganzen Herzen! Sieh', sie begehrt nichts Besseres, als an Deiner Brust weinen zu dürfen!" Und die Mutter schlang ihren Arm um den Hals des Sohnes. Heiß, wie Feuertropfen, fielen ihre Thränen auf sein Gesicht. Sie sprach

nicht weiter; aber zum erstenmal fühlte Klas Malchus, daß ein Vertrauen Statt finden kann, ohne daß man ein Geheimniß theilt. In diesem Augenblick war es ihm genug, ihren Kummer zu theilen.

Ohne Zweifel lag in der Seele der Baronin Eugenie eine geheime Qual, die dort in der Einsamkeit ihr Bette grub. Nur der erheuchelte Schmerz sucht die Welt auf, um sich die Haare zu raufen und seine falschen Seufzer herauszupressen. Die arme Eugenie wäre mit dem ihren gerne unter der Erde gelegen.

Ein paar Tage später, als Baron Klas alles gesehen hatte, was zu sehen war, und alles gehört hatte, was der Oberst an großen und kleinen Plänen mitzutheilen hatte, nachdem er sich ferner, da dieser an seinen Wunsch oder Geschmack appellirte, mit Allem vollkommen zufrieden erklärt hatte, was Papa für passend hielt, war der junge Baron von diesem ermüdenden Einerlei so sehr erschöpft, daß er sich die an ihm seltene Freiheit nahm, selbst auf einen andern Gegenstand überzugehen.

„Papa schrieb einmal von einem Plane, wie unser braver Richard näher an uns gefesselt werden sollte; da ich im Allgemeinen, was das Errathen betrifft, nicht sehr scharfsinnig bin, so muß mir der Knoten doch gelöst werden. Ich hege dabei blos die Furcht, daß Isabellen, so wie sie erzogen wurde, vielleicht schwer fallen würde, sich an einen solchen Wechsel zu gewöhnen.“

Der Oberst, der schon längst die kindische Folgerung vergessen hatte, die Klas Malchus aus seiner Hindeutung auf Richard zog, machte große Augen, als er diesen sonderbaren Sprung im Ideengange seines Sohnes vernahm. „Ich verstehe nicht, was Du damit meinst, mein bester Klas Malchus? Entweder hast Du etwas unrichtig aufgefaßt, oder habe ich gegen meine Gewohnheit mich nicht klar genug ausgesprochen.“

„Meinte Papa denn nicht eine Heirath zwischen Richard und Isabelle?“

„Ha ha ha!“ lachte der Oberst, „Du bist sehr

spaßhaft, wahrhaft sehr spaßhaft! Eine Heirath zwischen Isabelle und Richard — Isabelle, die, wie mir die Kammerräthin schreibt, zwei Grafen, drei Barone und wenigstens ein halb Dutzend Offiziere aus den höheren Graden abgewiesen hat! Ja, sie würde gerade dazu passen, einen neu gebackenen Lieutenant bei einem Landregiment, einen simpeln Edelmann zu nehmen!"

„Nun, aber was ist denn Isabelle für eine Dame?"

„Was sie ist!" Es war des Obersten Sache nicht böse zu werden; aber diese Frage war von einer Beschaffenheit, daß die Antwort nothwendig etwas spitz ausfallen mußte. „Sie ist eine geborene Freiherrin, und dazu noch wahrscheinlich oder vielmehr ohne alle Frage die Erbin der Kammerräthin, folglich die künftige Besitzerin von ihren vollgewichtigen hunderttausend Reichsthalern Banko. Das ist sie!"

„Meinetwegen! und wenn hunderttausend Reichsthaler und ein freiherrlicher Titel — den ich beiläufig gesagt, für die größte Geringfügigkeit halte — mit einer in jeder andern Hinsicht passenden Verbindung unvereinbar sind, so ist das ihre Sache; aber ich bin doch neugierig, zu wissen, was für ein Glück Papa für Richard bestimmte."

„Eines, das ihm gewiß besser ansteht, als das, welches Du supponirtest; und ich habe die gute Meinung von Richard, daß er, falls er uns gehört hätte, eben so sehr gelacht haben würde, wie ich. Was ich übrigens im Sinne hatte, war, sofern Du meine Ansicht theilst, ihm die Verwalterstelle hier am Gute anzubieten."

„Richard — mein Verwalter? Nein, nie soll er auf diese Art beschimpft werden, so lange mein Wort etwas gilt!"

„Du wählst sehr sonderbare Ausdrücke. Nach der Verwalterstelle in Tyringsholm würde ein Major mit allen Fingern greifen. Und was ist Dein Onkel anders,

als sein eigener Verwalter, und wie unendlich klein ist nicht Tjällstorp gegen Tyringsholm? Noch ist Richard diesem wichtigen Platze nicht vollkommen gewachsen; aber er könnte im Herbste hieher ziehen, und sich allmählig mit dem beschäftigen, was den Hof angeht. Unser jetziger Verwalter hat sich zu sehr dabei bereichert; er ist ein thätiger und tüchtiger Mann, aber zu alt für den Posten. Indessen kann ich Dich versichern, daß Richard nach einem Jahre ungefähr mit der größten Dankbarkeit eine Stelle annehmen würde, die, wie ich glaube, einem armen Subaltern nicht alle Tage angeboten wird."

„Richard hat viel Stolz; er wird nicht darauf eingehen wollen."

„Richard geht auf jeden Vorschlag ein, den ich einem Verwandten machen kann; denn er weiß, daß ich mich nie von den strengsten Anforderungen der Ehre und des Zartgefühls entferne. Und wenn ich nicht selbst Tyringsholm besäße, d. h. wenn Du es nicht besäßest, so würde ich mich keinen Augenblick besinnen, ein Gut unter meine Verwaltung zu nehmen. Hatte ich nicht Rönnäs im Pachte? Was übrigens Richards Stolz betrifft, so ist dies ein solcher, wie es sich für einen jungen Militär und Edelmann ziemt und ganz in der Ordnung; allein mit meinem Plane hat er nichts zu schaffen. Richard liebt überdies die Landwirthschaft, und besitzt einen vortrefflichen Lehrer an seinem Vater."

„Will Papa wenigstens erlauben, daß ich ihm diesen Vorschlag mache?"

Dies war eine Bitte, worauf der Oberst nicht gerne eingehen mochte, da sie ihn selbst der Aussicht beraubte, den Gönner und Beschützer zu spielen.

„Mein bester Klas Malchus," sagte er, „das könntest Du gewiß recht wohl, wenn Du die geringste Kenntniß von Geschäften hättest, oder von dem, was zu einer größeren Landwirthschaft gehört. Ich fürchte in der That, Du könntest die Sache nicht durchsetzen, und Richard wird sie besser beurtheilen können, wenn ich, der in die-

sen Dingen zu Hause ist, sie ihm vorbringe. Er könnte es auch für eine Herablassung Deinerseits halten, wovon bei mir nicht die Rede seyn kann, da ich eigentlich nichts anderes bin als Dein erster Verwalter."

Baron Klas ward durch den Schluß in dem feinen Summa Summarum des Obersten so sehr betroffen, daß er ohne Widerspruch seine Zustimmung gab, und die Hoffnung aussprach, Papa möchte sich stets als den eigentlichen Herrn von Tyringsholm ansehen, was dieser auch keineswegs zu unterlassen gedachte.

Neuntes Kapitel.

Ein paar Tage nach der oben angeführten Unterredung zwischen Vater und Sohn erhielt der Oberst die in mehr als einer Hinsicht unangenehme Nachricht, daß seine Schwester, um einen längst genährten Wunsch Isabellens zu erfüllen, im Sinne habe, zuerst nach Kopenhagen zu reisen, wo sie sich wahrscheinlich so lange aufhalten würden, daß sie erst gegen die Mitte Oktobers in Tyringsholm eintreffen könnten.

Dieß war, was man im gemeinen Leben einen Queerstrich zu nennen pflegt; wenigstens sah es der Oberst als einen solchen in seinen Plänen an. Zu Anfang desselben Monats hatte er von dem oben erwähnten General D— das Versprechen erhalten, daß er ihn besuchen und seine Tochter und Schwägerin mitbringen werde. Die Frau des Generals war schon vor mehreren Jahren gestorben, aber ihre Stiefschwester, ein altes Fräulein, erfüllte die doppelte Pflicht als Vorsteherin seines Hauses und Erzieherin seines einzigen Kindes.

Nun war es die Absicht des Obersten gewesen, daß jenes Fest für seine Gäste einen doppelten Glanz dadurch erhalten sollte, daß es durch seine Tochter, der wegen ihrer ausgezeichneten Schönheit und Grazie berühmten und bewunderten Isabelle, illustrirt würde. Daß

dieß indessen nicht geschehen konnte, wenn sie sich um diese Zeit in Kopenhagen befand, war ziemlich klar; aber im Kopfe des Obersten entstand eine große Sonnenfinsterniß, und er ging zu seiner Frau, um in einer kleinen Unterhaltung mit ihr sich von der Einwirkung derselben zu befreien zu suchen.

„Offenbar," sagte er, „hat Fräulein Isabelle noch einen Hieb von den Grillen, die sie unter Deiner Leitung erhielt. Du weißt selbst, meine beste Eugenie, und hast einen täglichen Beweis davon, daß Du es nie verstandest, einen Kindersinn zu bilden und zu biegen. Ich hätte sehen mögen, wie weit das gegangen wäre, wenn ich sie nicht zu meiner Schwester gebracht hätte! Mitten im späten Herbst nach Kopenhagen zu reisen, ist das nicht ein Einfall, der unverzeihlich ist, und der beweist, daß die Kammerräthin zu schwach gegen sie ist? Aber warte nur, meine gnädige Dame, es gibt hier eine Person, die sich nicht an der Nase herum ziehen lassen wird! Doch all das ist nur eine Folge der fehlerhaften oder, wenn ich das Wort aussprechen soll, unvernünftigen Erziehung, die sie in ihrer ersten Kindheit erhielt."

Bei dergleichen Ausfällen — man muß jedoch zugeben, daß sie nicht oft kamen, denn der Oberst sprach selten gerade heraus — pflegte die Baronin nur Ein Mittel anzuwenden, das Stillschweigen. Aber da es jeder Zeit eine wahre Linderung, ein Balsam für die Männer war, der wenigstens eben so vortrefflich, und seiner Natur und seinen Wirkungen nach eben so wohlthuend für sie ist, wie Hjärnes bekannte Salbe, wenn sie ihren Weibern alles Mögliche zur Last legen konnten, so machte sich der Oberst, der jetzt recht in Zug gekommen war, zu einem neuen Ergusse bereit, als Baron Klas, der ohne sein Wissen im andern Zimmer gesessen war, heraustrat und gerade auf ihn zuging.

Der Oberst trat zwei Schritt zurück und sah mit kalter Verwunderung auf den Sohn, auf dessen Gesichte sich Zorn und Bitterkeit malte. „Mein Vater," sagte

er, „ich muß mir ausbitten, daß ein solcher Ton, und solche eben so ungerechte als unzarte Vorwürfe nicht gegen meine Mutter angewendet werden! Ich kann das nicht aushalten.“

„Und ich, mein bester Klas Malchus,“ versetzte der Oberst mit seinem feinsten Lächeln, „will Deine Aufmerksamkeit darauf lenken, daß kein Mann von Erziehung seine Züge so sehr von dem Zorne hinreißen läßt. Dein Gesicht — entschuldige das Gleichniß — sieht aus wie das eines Trompeters; und Deine Stimme hat jenes kindische Zittern, welches beweist, daß Du nicht einmal dem Namen nach weißt, was Selbstbeherrschung sagen will. Das mußt Du ablegen, mein Sohn. Du setzest Dich sonst der Unannehmlichkeit aus, eine sehr lächerliche Rolle zu spielen! Indessen sollst Du eines freundlichen Rathes nicht entbehren, denn ich halte es für meine Pflicht, Dir jederzeit einen solchen zu ertheilen, wenn Du dessen bedarfst.“

„Die starke Röthe auf Baron Klas Wangen machte jetzt einer blau weißen, nicht jugendlichen Farbe Platz. Er zwang das überwallende Gefühl zum Schweigen, und antwortete in tiefem, aber leisem Tone: „Ich muß dem Papa erklären, daß es mein fester Entschluß ist, mich nicht leiten zu lassen. Mag man mich für lächerlich halten, wenn ich die Forderungen der Pflicht und Ehre auf meine Art befolge, ich befolge sie dennoch so ... und nicht anders; und wenn ich dieses letzte Jahr vor meinem Mündigwerden hier in Tyringsholm bleiben soll, so geschieht es nur unter der Bedingung, daß Mama mit mehr Schonung und Milde behandelt wird!“

Die Wahrheit zu sagen, müssen wir gestehen, daß der Oberst sich mit jenem Zeitpunkte nie fest vertraut gemacht hatt. Klas Malchus Eigenheiten und sein vollkommener Mangel an Ehrgeiz hatten bei dem Vater die Hoffnung erweckt, daß die Zeit des Mündigwerdens bei dem Sohne gar nie eintreffen werde. Es ist deßhalb nicht zu verwundern, wenn der Oberst einen Anfall

von seiner Gicht zu verspüren meinte, als er so unheilvolle Worte von den Lippen des Majoratserben hörte. Niemand glaube jedoch, daß er Jemand den Herzstoß merken ließ, welchen er durch diese Erinnerung erhielt. Ohne einen einzigen Zug seines Gesichtes zu verändern oder seine glatte Stirne in eine Falte zu legen, sagte er: „Es thut mir sehr leid, solche Aeußerungen von Dir zu hören, mein bester Klas Malchus! Ich glaube nicht, daß sich Deine Mutter über irgend Etwas zu beklagen hat, das Deine Drohung gegen Deinen Vater rechtfertigte oder gar forderte. Wir haben, Gott sey Dank! stets in einer Ehe gelebt, wie es sich für Personen unseres Standes ziemt; und wenn dabei, wie dießmal der Fall war, ein nicht genau abgewogenes Wort von dem einen oder dem andern ausgesprochen wurde, so ist es uns bisher nie eingefallen, darüber in Hitze zu gerathen. Ich muß Dich noch einmal erinnern, mein lieber Klas Malchus, daß sich unter gebildeten Personen keine Hitze finden darf. Wozu nützt Civilisation, wenn sie nur ein leeres Wort seyn soll! Was die Zeit Deiner Mündigkeit und Deine etwaigen Entschlüsse betrifft, so dürftest Du in diesen zehn Monaten Muße genug haben, um beide in Erwägung zu ziehen; ich will Dir darüber nur so viel sagen, daß, wenn ich an Deiner Stelle wäre, ich gewiß nicht einen Vater auf diese Art an den schon an sich hinreichend bittern Umstand erinnern würde, daß er dann ohne Dach über seinem Haupte ist."

Der Oberst spielte seine Karten mit gewohnter Geschicklichkeit aus. Klas Malchus glaubte etwas sehr Verletzendes gesagt zu haben, und war betrübt darüber. Er erinnerte sich nicht mehr, was für Worte ihm entfallen waren; aber es war ihm genug, daß der Vater sie in diesem Sinne genommen hatte, der seiner Absicht so ferne lag. Direkt wollte er ihn jedoch nicht um Entschuldigung bitten (denn er wußte nicht weßhalb); aber er wollte auch nicht in einem so gehässigen Lichte stehen, wie der Oberst angedeutet hatte.

Um daher seinen Stolz mit dem Gefühle dessen, was er für Recht hielt, zu vereinigen, reichte er seinem Vater die Hand und versicherte, daß hier ein vollkommenes Mißverständniß obgewaltet habe. „Wenn es nothwendig wird," setzte er hinzu, „daß Einer von uns Tyringsholm verläßt, so bin ich es."

Da der Oberst auf diese eigene Wendung vollkommen unvorbereitet und noch nicht ganz mit sich selbst einig war, wie er seinen Sohn behandeln sollte, begnügte er sich mit einigen allgemeinen Phrasen. Aber die Baronin, welche dem kurzen Wortwechsel aufmerksam gefolgt war, stand auf, ergriff Klas Malchus Hand, drückte sie zärtlich und sagte bittend:

„Nicht so, mein theurer, theurer Klas! Beschäftige Dich nicht mit Gedanken, die eben so grausam gegen mich, als gegen diejenigen sind, welche bald von Dir abhängen werden! Vergiß nicht, Klas Malchus, daß ganz Tyringsholm Anspruch auf Dich hat."

„Welch' unglückliche Einrichtungen doch diese Fideicommisse sind!" seufzte der junge Baron, als er etwas später auf der Landstraße hinaus wanderte, um seinem aufgeregten Gemüthe Zerstreuung zu verschaffen. „Eine solche Bürde auf mich zu werfen, der ich doch kaum mein eigenes Daseyn tragen kann," fuhr er in Gedanken fort. „Ich wollte, man ließe mich in Frieden, und gebe mir einen Fleck, nur so groß, als ich für mich selbst und meine Bücher bedürfte . . ." Meine Bedürfnisse sind gering, meine Sinne den Genüssen der Ueppigkeit verschlossen; ich begehre und wünsche nichts Anderes als Ruhe, aber eine saubere Ruhe wartet mein — bald wird das ganze Haus von meines Vaters Thorheit umgekehrt seyn. Und wenn erst die Unglückszeit kommt, wo diese Menge Leute, die Unterthanen von Osten und Westen, ein Recht dazu haben, mich mit ihren tausend Beschwerden und Bitten um Verbesserungen und Veränderungen und Tagewerke, und gemilderte Auflagen u. s. w. zu stören . . . Verdammt sey der, welcher Tyringsholm

zum Fideicommiß machte! Ich kann meinen Geist nicht auf diese Art zerstückeln lassen. Nein, ich habe weder Willen noch Kraft, weder Lust noch Muth, mich aus meinem Lebenskreise in einen neuen zu werfen."

Während der Baron mit seinen Gedanken beschäftigt war, hatten seine Füße, ohne daß er es selbst wußte, eine bedeutende Strecke Wegs zurück gelegt und erst als Klas Malchus zwei einander ganz entgegen gesetzte Laute vernahm, sah er sich mit einer raschen Wendung des Kopfes um, wo er sich befinde. Der erste Laut war ein grobes, lautes und unhöfliches Bellen; man konnte darin den Gruß eines wachsamen Hofhundes gegen einen Fremdling nicht wohl verkennen. Zweifelhafter war der Ursprung des andern.

„Kusch, kusch, Ulf!" Diese drei Worte waren an sich selbst nichts weniger als reizend; aber sie wurden so leise und doch so klar geflüstert, daß der Baron darüber nachzusinnen begann, ob es ihm nur geträumt habe, daß er sie höre. Es zeigte sich kein Mensch; aber da er sich von einem unsäglichen Durste auf die schnelle Wanderung gequält fühlte, klopfte er an die Thüre des kleines Hauses, in dessen Nähe sich der Hund aufhielt. Sie wurde sogleich geöffnet und Marie Alsing, die sich allein zu Hause befand, da Vater und Mutter bei einem Leichenzuge waren, verneigte sich mit eben so großer Schüchternheit vor dem Fremden, als dieser sich vor ihr verbeugte.

Hätte der Zufall unsern Baron an ein schönes großes Haus geführt, so würde es ihm ganz sicher nicht eingefallen seyn, ein Glas Wasser zu begehren; hätte ihn jedoch das Bedürfniß dazu gezwungen, so würde er es wenigstens nicht gewagt haben aufzusehen, da er ein junges Mädchen begegnete. Jetzt da das Haus so klein und anspruchslos war, erkühnte er sich beides zu thun; und der Zufall verschaffte ihm die erste Gelegenheit, wo er sehen konnte, wie schön ein junges Mädchen erröthet, wie reizend ihre schöne Verwirrung sich offenbart, wenn

sie sich unvorbereitet in einem solchen Verhältnisse befindet.

Marie hatte niemals in der Abwesenheit ihrer Eltern einen Fremdling gesehen. Sie kannte den Baron nicht und fürchtete sich ein wenig vor dem langen, so sonderbar aussehenden Herren. Baron Klas dagegen schöpfte gerade aus Mariens sichtlicher Schüchternheit Muth. Es machte ihm ein eigenes Vergnügen, an einem andern Wesen dasselbe Unbehagen zu erblicken, das er selbst so oft verrieth; und er fühlte eine Theilnahme für dieses junge Mädchen, die in ihm eine sehr angenehme Empfindung erzeugte.

„Gib mir ein wenig Wasser, wenn Du welches hast," sagte der Baron, und nahm auf einem hohen reingescheuerten Schémel, in der Nähe des Kamines Platz.

„Seyen Sie so gut, hier ist des Vaters Stuhl!" Marie rückte ein wenig an dem elegantesten Möbel des Hauses, und ging dann um Wasser zu holen.

Während ihrer Abwesenheit nahm Klas Malchus das Zimmer in Augenschein und fand es ausgezeichnet behaglich und rein. „Das ist, glaube ich, keine Bauernstube; ei, ein Klavier, was soll denn das seyn! O ich weiß — das ist das Meßnerhaus; das Mädchen ist also die Tochter des alten Kapellmeisters."

Marie kam mit dem Wasser zurück und bot ihrem Gaste ein Glas an, das dieser mit einer stummen Verbeugung nahm; dann setzte sich Marie an ihre Arbeit und dachte bei sich selbst: „Wenn er nur bald ginge!"

Aber Baron Klas befand sich recht wohl in dem roßhaargepolsterten Lehnstuhle, der nunmehr dem Kapellmeister angehörte und ehedem Klas Großvater, dem alten Barone gehört hatte. Da er einige Müdigkeit fühlte, und eine bequeme Stellung sehr liebte, so streckte er die Beine nach seiner ganzen Länge aus. Die schwarze Mähne fiel von selbst herab, und ihr Inhaber ließ ihr ihren Willen, da er durch sie hindurch Marien um so ungehinderter betrachten konnte. Zum ersten Mal in

seinem Leben fand Baron Klas, daß es eine Lust, eine ganz unerklärliche Lust sey, ein schönes Mädchen anzusehen: d. h. er empfand, daß es so war; er wußte es nicht, denn er kam nicht so weit, um über die Sache nachzudenken. Der alte Noah schwieg und trank; Klas Malchus schwieg und genoß. —

Marie begann inzwischen ihre Lage minder angenehm zu finden. Sie wußte nicht, wie sie sich mit einem so wunderlichen Menschen benehmen sollte, und wünschte innig, es möchte Jemand kommen. Aber Niemand kam; und nachdem Marie lange darüber nachgedacht hatte, wie sie das Stillschweigen unterbrechen und ihn vielleicht aufwecken könnte, falls er schliefe, stand sie auf, ging ein paar Mal im Zimmer auf und ab, stellte sich an das Fenster und sagte gleichsam bei sich selbst — und Marie meinte, diese Wendung sey nicht wenig pfiffig — „Ich möchte doch wahrhaftig wissen, welche Zeit es seyn kann?"

„Welche Zeit?" wiederholte Baron Klas und zog seine Uhr heraus. „Es ist beinahe zwei Uhr — das hätt' ich nicht geglaubt. Es muß eine gute Strecke zwischen hier und dem Herrenhofe seyn?" Er stand auf.

„Nur eine halbe viertel Stunde. Wohnt der Herr auf dem Herrenhofe bei des Obersten?" die weibliche Natur siegte, wie es sich gehörte, über Mariens Schüchternheit.

„Das weißt Du nicht? Ich bin Klas Malchus! Aber jetzt lebe wohl! Ich danke für das Wasser!" Er ging und nickte noch einmal unter der Thüre.

„Ei Du mein Himmel, das war der junge Baron!" sagte Marie und sprang in den Hof hinaus, um ihm nachzusehen, sobald sie glaubte, daß sie selbst nicht mehr gesehen werden könnte. Aber nun wollte es der Zufall, daß der Baron, eben da der Weg eine Krümmung machte, sich umsah, und als er Marien gewahr wurde, nickte er noch drei bis viermal, gleichsam um ihr für ihre Aufmerksamkeit zu danken.

Nach diesem Tag traf es sich immer, daß Klas Malchus' Spaziergänge, von wo aus er dieselben auch begann, stets am Meßnerhause endigten, ohne daß er je weiter darüber nachsann. Hier ruhte er dann aus und trank ein Glas Wasser. Der Kapellmeister, der sich durch die Ehre, die seinem Haus wiederfuhr, ungemein geschmeichelt fühlte, suchte die Aufmerksamkeit des Barons auf alle mögliche Art, durch Erzählungen von überaus lustigen Geschichtchen aus seinem Wanderleben im Lande her, zu unterhalten. Der Baron sah zufrieden aus, und meinte, es sey gut. Dann begann Mutter Christine in verblümten Worten von Gustav und seinem langen Verweilen unter der gnädigen Obhut der gnädigen Frau Mutter zu sprechen, was, wie Mutter Christine hoffte, dem Gustav eines Tages zum Besten gereichen werde.

Der Baron nickte und lächelte und hoffte dasselbe. Aber eigentlich hörte er weder das eine noch das andere; denn wenn es ihm schon im Allgemeinen lästig war, zu sprechen und sprechen zu hören, wie viel mehr mußte dies dann nicht in jenen Stunden der Fall seyn, die er im Meßnerhause zubrachte, wo all seine Seelenkräfte gewöhnlich in einem Sinne zusammen floßen — dem Gesichte! Wie an dem ersten Tage, so war es von nun an immer eine stille wohlthuende Lust für ihn, Marien zu betrachten. Aber weiter erstreckten sich seine Wünsche nicht; und ob er sie allein oder mit ihren Eltern traf, so machte er gleich wenig Wesens: Er setzte sich ruhig und herzlich zufrieden in den Lehnstuhl, wo er dann auch richtig sitzen blieb, bis er von Marien auf irgend eine Art daran erinnert wurde, daß die Zeit weit vorangeschritten sey.

Während Baron Klas so seinem eigenen anspruchslosen Vergnügen nachging, gab er kaum auf zwei neue Mitglieder Acht, welche die Gesellschaft in Tyringsholm vermehrt hatten. Er wußte zwar, daß sie da waren, und daß er beim Essen von dem unerschöpflichen Anekdoten-Vorrath des Einen, und dem prahlerischen Geschwatze

des Andern geplagt wurde, das gewöhnlich Dinge betraf, die Baron Klas nicht eines Gedankens würdigte; aber diese Herren ärgerten ihn nicht so sehr, als er geglaubt hatte, da sie die ihn so sehr ermüdende Aufmerksamkeit des Obersten von ihm auf sie selbst ableiteten, und wenn der Baron dieß sah, kam sie ihm sogar nicht so uneben vor. Sie waren, wie der Oberst geschrieben hatte, in der That zu etwas nütze.

Wir wollen hier eine kleine Federzeichnung der neu angekommenen Herren entwerfen; denn sie müssen doch auf irgend eine Art präsentirt werden.

Kapitän Brandler, ein fünf und vierzigjähriger Junggeselle, hatte schon seit seinem achtzehnten Lebens- und erstem Fähndrichsjahre aus Mangel an eigenen Einkünften ganz schön auf Kosten Anderer gelebt; dieß ist nicht so zu verstehen, als habe er sich durch Entlehnen und betrügerische Kniffe fortgeholfen: durchaus nicht! Er lebte von seiner Kunst. Ob indessen diese Kunst zu den schönen Künsten gerechnet werden kann, wagen wir nicht zu entscheiden, obschon, wenn wir nach Beweisen dafür suchen sollten, sowohl die römische als griechische Geschichte uns die Beredsamkeit als eine der schönsten unter den schönen Künsten bezeichnet. Wenn nun Kapitän Brandler gerade auch nicht beredt war, so lebte er doch von seiner Zunge; doch waren es gewöhnlich die Waarenlager Anderer, die er sortirte und preis gab. Er war einer jener heitern alten Knaben, die den Boden im Glase nicht sehen mögen und nie alt werden. Er hatte unzählige Bekanntschaften, und es fehlte ihm nie an Einladungen. Bei einem guten Freunde brachte er ein paar Monate zu, bei einem andern drei, bei einem dritten vier Wochen, bei einem vierten ein Vierteljahr, und war immer so in Anspruch genommen, so abgehalten und auf den Landsitzen so gesucht, daß man es für einen großen Gewinn hielt, wenn man den lustigen Brandler bekommen konnte. Alle diese Vorzüge verdankte der Kapitän seiner Zunge; auf ihrer Spitze wuchs Honig und

Gift, die er je nach den Umständen gebrauchte. In gewissen Fällen war er scharf wie ein Rasiermesser und verschonte weder seines Freundes noch seines Vorgesetzten Kinn. Sein Witz, der sich gewöhnlich in den bequemen Mantel der Anekdote kleidete, war sehr oft stechend und nicht selten bedeutend grobkörnig.

Aber wie kam es denn, daß sich ungeachtet all dieses Niemand von ihm beleidigt fühlte, daß Alle behaupteten, er sey ein Witzkopf, ein Original, was der Kapitän doch, so wahr ihm Gott helfen möge, durchaus nicht war? Vielleicht leitete sich dieses erstens und hauptsächlich davon her, daß eine Sache von geringer Glaubwürdigkeit durch öfteres Erzählen gleichsam ein ordentliches Privilegium ihrer Wahrhaftigkeit bekommt; zweitens durfte die dem Kapitän Brandler zugeschriebene Originalität auch davon herkommen, daß die Leute im allgemeinen weit mehr von einem Witzling ertragen, als von einem Dummkopf. Die Sottisen, die der erstere zu äußern beliebt, werden belacht und gepriesen; sie sind sogar unterhaltend. Hätte sie aber nicht ein Original gesagt, so wäre man genöthigt, sie auf sich zu beziehen: O dann gäbe es einen entsetzlichen Aufstand; mit einer solchen Person könnte man es durchaus nicht mehr aushalten. Da man sich jedoch jetzt in der ländlichen Einsamkeit sehr gut durch Brandler unterhalten fand, und es für das größte Unglück angesehen hätte, wenn man diese lebendige Chronik der Vergangenheit und Gegenwart hätte entbehren müssen, so gab es wohl keinen andern Rath, wenn man sich nicht vor einander kompromittiren wollte, als den Kapitän für eine Person anzusehen, deren überwiegendes Genie ein Stichblatt haben mußte; und was dieß betraf, so konnte man sagen: Heute mir, morgen dir — ergo mußte ihm Alles verziehen werden.

Der Kapitän kannte die Ueberlegenheit, die er mit den Jahren erhalten hatte; und man muß ihm die Gerechtigkeit wiederfahren lassen, daß er unter solchen Umständen wohl noch etwas bizarrer hätte seyn können, als

er wirklich war. Aber er hatte Klugheit genug, um die glückliche und sichere Stellung nicht aufs Spiel zu setzen, die er gegenwärtig in den sieben bis acht Familien inne hatte, die ihn abwechslungsweise unterhielten.

Der Stallmeister Günthers war nichts mehr und nichts weniger als eine gut ausstaffirte Puppe in Husaren-Uniform. Er hatte ein weißes und feines Gesicht, das sein Entzücken und seinen Stolz ausmachte, obschon es gerade von der Art war, wie man sie dutzendweise sieht, und weßhalb der Besitzer eines solchen das Glück hat, beständig hören zu dürfen: „Nein, aber wie der Herr N. N. meinem Freunde T—, A—, P—, H—, gleichsieht, und so das ganze Alphabet durch. Eine höchst erstaunliche und merkwürdige Aehnlichkeit im ganzen Ensemble! O es ist kaum glaublich!

Außer dieser Aehnlichkeit mit dem halben Menschengeschlecht, die natürlich nicht sein eigenes Verdienst war, hatte der Stallmeister noch einige andere. Er deklamirte Verse mit theatralischem Nachdruck, ritt mit ausgezeichneter Anmuth, tanzte ditto, galt für höchst artig, höchst fein und höchst eigenliebig. Was das Hofmachen betraf, so konnte er ganz gut drei bis vier, und wenn es verlangt wurde, auch fünf kleine Abenteuer zugleich betreiben; diese Anzahl überschritt er jedoch nicht. Er spielte auch beinahe alle gewöhnlichen Kartenspiele. Daraus bildete sich seine kleine Handkasse. Er hatte auch noch eine größere, von der wir vielleicht spater einige Worte zu sagen Gelegenheit haben.

Das Vergnügen, welches der Oberst bei der Ankunft dieser beiden Herren empfand, wurde bald noch durch den unbeschreiblich glücklichen Zufall vermehrt, daß der General, der ziemlich alt und kränklich war, einen Anfall von Podagra bekommen hatte, und welcher Umstand seine Reise wenigstens um vierzehn Tage verzögerte. Alles lachte also dem stolzen eitlen Obersten entgegen. Der Besuch der Familie D— und Isabellens Rückkehr in die Heimath konnten ja auf diese Weise zugleich gefeiert

werden. Was dann erfolgte, mußte die Zeit lehren; und wäre jetzt nur die geringste Aussicht vorhanden gewesen, aus dem Majoratserben etwas machen zu können, so würde wohl kein Mensch auf Erden glücklicher gewesen seyn als der Oberst. Aber du lieber Gott! Klas Malchus mit seiner Perrücke, seiner Lauheit, seinem nachlässigen Wesen, seiner Schweigsamkeit und seiner Zerstreutheit war ein Mensch, dem nur das Fideicommiß und ein verständiger Vater zu einer so ausgezeichneten Braut helfen konnte, wie Fräulein Hedda D— war.

„Ich muß Richard her holen, er soll mir an dem Dummkopf arbeiten helfen!" dachte der Oberst, und ritt an einem schönen Morgen nach Tjällstorp hinüber, um durch den oben erwähnten Antrag einer Verwaltersstelle seinem Wunsche, den Lieutenant nach Tyringsholm zu bringen, den Weg zu bahnen; da dieß von mehreren dem Oberst wichtigen Gesichtspunkten aus betrachtet, höchst wünschenswerth wäre.

„Willkommen, mein bester Onkel!" sagte der Lieutenant, den der Oberst im Garten traf, wo er in seinen einfachen Arbeitshosen und einem grünen Jagdrocke eifrig damit beschäftigt war, die Aepfelbäume zu okuliren. Er war ein sehr großer Freund des Gartenbetriebs.

„Der Major und die Schwägerin sind nach der Stadt, wie ich höre?"

„Leider; aber Virginie und ich sind zu Hause, und werden unser Möglichstes thun. Ist nicht Klas Malchus mit Ihnen? welch ein Taugenichts! Er war erst drei Mal hier, seit er ankam."

„Nein, Richard, ich sagte ihm heute nichts davon. Ich habe etwas mit Dir allein zu sprechen. Aber vielleicht eilt dieß da?"

„Durchaus nicht, mein bester Onkel, da ich mit den Befehlen des Onkels beehrt werden soll. Ich stehe ganz und gar zu Diensten. Aber wollen wir nicht erst

hineingehen, und ein Glas von Mamas Kirschengeist nehmen?"

Der Oberst gab seine Zustimmung zu erkennen, da er im Geheimen wünschte, es möchte ihm gelingen, den jungen liebenswürdigen Mann für seinen Vorschlag zu gewinnen; denn daß der Lieutenant eine Eroberung von Werth wäre, die man an manchen Punkten verwenden könnte, das war gar keine Frage.

Wir wollen unsere Erzählung nicht durch eine weitläufige Beschreibung von Tjällstorp aufhalten. Es sey genug darüber gesagt, wenn wir anführen, daß das Hauptgebäude und der Garten in einem tiefen freundlichen Thale lagen; dieses Thal ward von einem Flusse durchschnitten, der seinen Ursprung aus demselben Strome herleitete, der Tyringsholm bewässerte; und Thal sowohl als Fluß, Garten und Gebäude bildeten zusammen ein so harmonisches und passendes Ganzes, daß daß ganze Gemälde mit Kühen, Schafheerden, Rindern und anderem kleinen Gewürme das Bild einer heitern Idylle darbieten konnte.

Das Haus, nur aus einem Stockwerk bestehend, ohne die vier Giebelzimmer, war in seinem Innern eben so einfach, wie in seinem Aeußern. Aber wie die Herbstblumen auf dem schönen Rondelle des Gartens einen schönen bunten Farbenschmelz zeigten, der ihre sorgfältige Anordnung hervorhob, so leuchteten auch Tjällstorps heitere gemüthliche Zimmer von der besten Harmonie, dem besten Ordnungssinne. Virginie, eine so kleine liebliche Wirthin, als man nur irgend je sehen konnte, bot jetzt Erfrischungen an, und bekam dafür einen Kuß auf die Wange. Aber die hausmütterlichen Geschäfte, die in Abwesenheit der Mutter ihr oblagen, riefen sie bald hinaus, und nun sammelte der Oberst all' seine Beredtsamkeit, und richtete an den Lieutenant, der eben im Begriff war, die letzten Ueberreste von Virginiens Bewirthung zu expediren, folgende wolbedachte Worte:

„Mein bester Richard! ich bin überzeugt, Du läßt

mir die Gerechtigkeit widerfahren und erkennst, daß ich immer, so weit ich es vermochte, Dein Bestes zu bewirken suchte. Du weißt, daß Du durch meine Bemühung, obschon mit dem Gelde des seligen Schwiegervaters, das aber hiebei Nebensache war, Dein Lieutenantspatent erhieltest."

„Wo soll das hinaus?" dachte der Lieutenant, begnügte sich jedoch damit, nur ein beifälliges Zeichen von sich zu geben, um desto bälder die Hauptsache zu erfahren.

„Ich war immer der Ansicht," fuhr der Oberst fort, „daß Verwandte einander dienen sollten. Niemand kann dafür, daß er reich oder arm ist, indem ja beides reiner Zufall ist," — der Oberst bemerkte das Lächeln des Lieutenants nicht — „aber der Beglücktere hat auch größere Pflichten. Ich weiß nicht, ob Du mich verstehst, Richard; doch um kurz zu seyn — Du weißt, daß ich unnöthige Umwege verabscheue — so reicht der kleine Lieutenantsgehalt nicht einmal zur Hälfte Deiner jährlichen Equipirung hin. Ich habe Dir deßhalb einen Vorschlag zu thun, wodurch Du Deine Umstände verbessern kannst, ohne Dich in Schulden zu setzen, oder einen Gnadenlohn zu empfangen, was für einen Jüngling von Deinem feinen Ehrgefühl sehr empfindlich seyn müßte. Wolltest Du für den Anfang mir gegen einen entsprechenden Gehalt bei meinen Geschäften in Tyringsholm helfen? Wenn Du dann mehr Erfahrung erlangt haben wirst, kannst Du die Verwaltung des Gutes übernehmen. Dadurch bildest Du Dir eine vollkommen unabhängige Stellung, und wenn ich mich nicht sehr täusche, wird es Dir lieb seyn, daß Du nicht bei Deinen Eltern zu liegen brauchst, die, wie wir wissen, nichts Ueberflüssiges haben."

Richard, der in der That nichts mehr wünschte, als die Bürden seines Vaters in jeder Hinsicht erleichtern zu können, betrachtete das gemachte Anerbieten als ein Glück. Tyringsholm lag nicht so weit von Tjällstorp entfernt,

daß er nicht einmal in der Woche die Seinigen besuchen und mit seinem Vater über ihre eigene Wirthschaft sprechen konnte. Dazu wußte Richard wohl, daß ein so thätiger Landwirth, wie der Major, seinen kleinen Hof vortrefflich ohne andere Hülfe betrieb, selbst bei einer Erweiterung des Geschäftes; ungeachtet er, um Richards zartfühlende Bedenklichkeit aufzuheben, gethan hatte, als bezweifelte er dies.

Wohin also der Lieutenant die Sache wandte, erschien sie ihm vortheilhaft, und da ihn seine eigene Neigung ebenfalls zur Landwirthschaft trieb, gab er dem Oberst ohne weiteres Bedenken seinen Handschlag, und somit war die Sache abgemacht.

„Nun, das freut mich, mein bester Richard, daß Du so klug warst; es handelt sich jetzt nur noch darum, ob Du schon dieser Tage zu uns ziehen kannst, denn es ist gerade jetzt eine Zeit, wo Aufsicht nöthig ist. Das Getraide soll abgemäht und ein Theil fortgefahren werden; die Rechnungen müssen in Ordnung kommen, und der Holzbetrieb gibt vollauf zu thun. Ich muß Dir überdieß im Vertrauen sagen, daß man Blomgren den Daumen auf's Auge halten muß. Er hat zwar seine guten Eigenschaften, er treibt die Leute recht an und ist ein tüchtiger Landwirth; aber seiner Ehrlichkeit traue ich nicht besonders. Aus all' dem ersiehst Du, wie nothwendig Deine Ankunft ist, besonders da ich selbst auf den erwarteten Besuch des Generals und der Kammerräthin alle Hände voll habe. Ich weiß nicht, wie ich überall herumkommen soll! Mein lieber Junge, Du siehst ein, daß Du sobald als möglich kommen mußt."

„Mein bester Onkel," antwortete der Lieutenant mit seinem gewöhnlichen heitern und gutmüthigen Lächeln, „es ist mir nichts lieber, als wenn ich nützlich seyn kann. Unentbehrlich zu seyn, ist wahrhaft höchst schmeichelhaft, und ich weiß nicht, was mich hindern sollte, schon morgen Abend in Tyringsholm zu seyn. Ich setze durchaus

keinen Zweifel darin, daß Papa und Mama die Sache billigen werden; sie kommen heute Abend heim."

„Vortrefflich!" nickte der Oberst vergnügt. „Du bekommst ein paar hübsche Zimmerchen in demselben Flügel, den Klas Malchus bewohnt. Man dürfte dem Querkopf keinen andern Nachbar geben; aber Dich liebt er, und aufrichtig gesagt, mein lieber Richard," — der Oberst nahm dabei eine wichtige und betrübte Miene an, — „ich bin nicht ohne gegründeten Kummer wegen Klas Malchus! Was soll daraus werden, wenn er fortfährt, so ganz anders zu seyn, als andere Leute. Welch' ein linkisches Wesen, welch' ein Mangel an Gewandtheit in jeder seiner Bewegungen! Welch' eine Manier, sich zu kleiden, zu setzen, zu stehen und zu gehen! Und damit nicht genug: Er geht und träumt und phantasirt, und denkt an, Gott weiß an was alles, nur nicht an das, an was er denken sollte! Und dann solltest Du hören, wie reizbar er ist — er sieht so gleichgültig und phlegmatisch aus, als ob seinethalben die Welt einfallen könnte, ohne daß er sich umwendete; aber laß Einen nur ein schiefes Wort fallen lassen, das seine Mutter berührt — so ist er sogleich ergrimmt und benimmt sich wie ein Schuljunge. Ich bin wahrhaftig sehr betrübt darüber, um so mehr, da sein Eigensinn und seine verkehrte Eigenliebe ihm nicht einzusehen erlauben, wie gut ich es meine, wenn ich ihn bisweilen zu verbessern probire."

Der Lieutenant begriff die ganze Mißlichkeit dieses Vertrauens. „Mein bester Onkel! man muß mit einem Charakter, wie der von Klas Malchus, einige Nachsicht haben; und die Welterfahrung, der sichere Blick des Onkels haben, wie ich aus der Aeußerung des Onkels ersehe" — der Schelm machte sich kein Gewissen daraus, dem Obersten eine Meinung anzulügen, die dieser gewiß nie gehabt hatte, die er aber Richard eingeflößt zu haben, sich sehr geschmeichelt fühlte — „sie haben schon in dieser kurzen Zeit entdeckt, daß man einen neuen Weg bahnen muß, um auf einen Menschen von so ungewöhn-

lichen Eigenschaften einwirken zu können. Ich meines Theils billige die Meinung des Onkels vollkommen, und bestärke ihn darin. Vorwürfe und Zurechtweisungen sind, wie der Onkel zu bemerken beliebt, ganz umsonst, und von Befehlen kann bei seinem Starrsinn in gewissen Fällen durchaus nicht die Rede seyn. Ich würde dem Onkel rathen, ihn im Anfang seinen Eigenheiten zu überlassen, bis er erst recht an die Heimath gewohnt wäre, und dann die Unterhaltung geflissentlich nie auf seine Kleidung, sein Wesen u. s. w. zu lenken. Nach der Hand — denn man muß auf sein Herz wirken, und nicht sein Gemüth in Aufruhr bringen — kann man durch Sanftmuth und einen zufällig ausgesprochenen Wunsch über dieses oder jenes viel zu Wege bringen. Seine ungewöhnlichen und eigenmächtigen Grundsätze trotzen jedem Umwandlungsversuche; aber seine Seele birgt ein gutes Gold für den, der es daraus zu holen versteht, und das wird dem Onkel, wie ich nicht bezweifle, mit der Zeit gelingen."

Der Oberst hatte die Bemerkungen des Lieutenants mit großer Aufmerksamkeit angehört, und war besonders davon überrascht, daß dieser seine eigenen Gedanken so gut geahnt hatte. Doch in einem Punkte stimmten sie nicht überein. Der Lieutenant sprach von der Einwirkung der Zeit, und der Oberst hatte so wenig Zeit. Was aus Klas Malchus gemacht werden konnte, mußte in der nächsten Zeit und vor der Ankunft des Generals und dessen Tochter gethan seyn; denn der erste Eindruck — der Oberst wußte, was das heißen wollte und seufzte bei sich selbst: „Wenn man ihn wenigstens dazu brächte, daß er äußerlich wie andere Menschen aussähe" — dieser mußte durch Richard auf das Vortheilhafteste besorgt werden.

„Es ist merkwürdig," sagte der Oberst nach einer kleinen Pause, „daß wir die Dinge von so gleichen Gesichtspunkten aus betrachten. Ich muß Dir indessen sagen, mein bester Richard, daß mein höchster Wunsch erfüllt

würde, wenn es uns gelänge, vor der Ankunft des Generals Klas einige Farbe und Tournüre beizubringen. Wir werden dann viel Leute sehen, und kurzum, Du wirst meine väterliche Unruhe ganz natürlich finden; eine solche Mähne zum Beispiel! man wird den Jungen für einen Tollhäusler ansehen. Und wie hängt der Frack an ihm herunter? Wie sitzt seine Weste? Auf meine Ehre, Richard, Du mußt wohl oder übel etwas an ihm thun; denn im Vertrauen gesagt, es liegt mir am Herzen, daß er in den Augen des jungen Fräuleins nicht allzu lächerlich erscheint."

„Ich versichere den Onkel," versetzte Richard lachend, „daß ich schon lange mit heimlichen Anschlägen gegen seine Perrücke umgehe. Ueberlassen Sie die Sache nur mir. Ich will mein Möglichstes thun!"

„Gott segne Dich dafür, Richard! Ich will nichts von der Verbindlichkeit sprechen, worein Du mich versetzen würdest, wenn es Dir gelänge, einige Gewandtheit an ihn hinzubringen; aber sey überzeugt, daß ich ein erkenntlicher Vater bin. Jetzt muß ich heim; meine vielfachen und dringenden Geschäfte hindern mich, Deine Gesellschaft länger zu genießen. Willkommen auf morgen, mein bester Richard; und wenn Du Mama bereden kannst, daß sie Virginien mitgehen läßt, so wirst Du bei Deiner Tante doppelt willkommen seyn."

„Das hab' ich fein angegriffen," dachte der Oberst als er heimritt. „Der Lieutenant wird jetzt ein großer Gewinn für unsere Abendzirkel; hätte ich ihn nur als Gesellschafter verlangt, so würde weder er, noch der Major eingewilligt haben. Man kann nichts dafür, wenn man weiß, wie die Leute behandelt werden müssen, um sie dahin zu bringen, wo man sie haben will! Nun, es ist sehr schön, daß ich jetzt eine zuverlässige Aufsicht über meinen lieben Herrn Blomgren bekomme. Von dem wesentlichsten Nutzen wird mir der Lieutenant jedoch bei Klas Malchus seyn."

Ein paar Tage nachher war Lieutenant Richard

als Viceverwalter und „Alles in Allem" auf Tyringsholm installirt. Der Major begleitete selbst seinen Sohn, um dem Oberst für seine väterliche Güte gegen Richard zu danken, der, wie er hoffte, seinem Platze vollkommen gewachsen seyn werde.

Mit verbindlicher Artigkeit nahm der Oberst die Erkenntlichkeit seines Schwagers auf, und gab ihm die Versicherung, daß er in Richard stets einen theuren Sohn sehen werde, dessen Zukunft ihm sehr am Herzen liege. Er habe Richard wegen seines offenen freimüthigen Wesens stets geliebt, und er wünsche dem Major Glück zu einem Sohne, um den ihn der Oberst seinerseits oft beneidet habe.

Entzückt, und überzufrieden kehrte der ehrliche Major zu den Seinen zurück. Er konnte die Folgen seiner Bereitwilligkeit natürlich noch nicht berechnen, und freute sich aufrichtig über die Vortheile, welche Richard daraus erndten sollte.

Die Majorin war nicht so ganz damit zufrieden; allein sie mußte zugestehen, daß das Anerbieten ein vortheilhaftes sey. Ach, sie hätte ihren Richard doch so gerne zu Hause behalten!

Klas Malchus sah den Einzug seines Vetters mit großem Vergnügen. Er war ihm nie beschwerlich; denn Richard hatte eine Art an sich, die, obschon der gerade Gegensatz von dem Wesen des Barons, dennoch nie eine Ueberlegenheit, eine Selbstliebe oder einen Meisterton hervorschimmern ließ. Auch in seinen Widersprüchen gegen die Einfälle und Ideen des Barons, lag etwas innig Warmes und Wohlgemeintes; Klas Malchus fühlte, daß Richard ihn liebte, deßhalb duldete er von seiner uneigennützigen und munteren Laune Vieles, was er von Andern nicht gelitten hätte. In Kurzem entstand zwischen ihnen nicht gerade eine Sympathie oder Harmonie, aber ein herzlich gutes Verhältniß.

In den folgenden Tagen war Baron Klas sehr beschäftigt. Seine Bücherkisten waren angekommen und

das Ordnen dieser Schätze nahm ihn so ganz und gar in Anspruch, daß er darüber seine gewöhnlichen Vormittagswanderungen ganz vergaß. Aber wie das nun ist, er fühlte bald, daß ihm etwas in seinem gewöhnlichen Comfort fehle; und ohne darüber nachzudenken, was es eigentlich war, glaubte er nur der frischen Luft zu bedürfen. Richard bot ihm seine Gesellschaft an, aber er erwiederte ohne Komplimente, daß er am liebsten allein gehe; und damit waren die Besuche im Meßnerhause wieder im Gang. Dort war es so angenehm zu ruhen, diese Bewegung that ihm so gut, und das Glas Wasser aus Mariens Hand schmeckte ihm immer besser.

Der Oberst bemerkte mit Vergnügen, daß diese Idee zu Fuße herum zu traben, die gute Wirkung hatte, daß Klas Malchus bis zum Mittagessen einige Farbe bekam; und da diese Zeit beinahe die einzige des ganzen Tages war, wo er zur Familie heraufkam, so wünschte der Oberst, diese Wuth möchte recht lange andauern, obschon er seinem Sohne gern einen Wink gegeben hätte, daß es sich schicke, seine Wanderungen bisweilen im Wagen oder zu Pferde zu machen, wie es seinem Stand und seiner Würde ziemte.

Die erhaltene Verstärkung machte indessen, daß die Zeit in Tyringsholm recht passabel verging. Der Schneider hatte den neuen Anzug des Barons vollendet, die Gastzimmer waren zehnmal ausgelüftet, und endlich kam der erwünschte Tag, wo die Kammerräthin und Fräulein Isabelle erscheinen sollten. Aber am Tag vor dieser erwarteten Epoche wurde Klas Malchus von zwei bedeutenden Unfällen heimgesucht, über die wir im nächsten Kapitel Rechenschaft ablegen werden.

Zehntes Kapitel.

Als Baron Klas Malchus von Tyringsholm am Morgen dieses begegnißreichen Tages erwachte, so war

seine erste Sorge, daß er wie gewöhnlich mit allen fünfen durchs Haar fuhr; es war ihm immer so angenehm gewesen, sich mit dieser passiven Bewegung zu ermuntern, aber wer beschreibt sein Erstaunen, seinen tiefen Kummer und gerechten Zorn, als seine liebe, seine geliebte Mähne, sein Anderes Ich, nicht mehr an Ihrem Platze, sondern radikal fort war!

In der ersten Hitze des Augenblicks begann Klas Malchus aus allen Kräften nach seinem Bedienten zu schellen, der, dieser Eile etwas ungewohnt, beinahe Hals über Kopf hereingestürzt kam. Er glaubte, der Baron sey krank.

„Höre, wie hast Du es wagen können, Jemand hereinzulassen! Wer hat meine Mäh — mein Haar gestohlen? Stehe nicht da und gaffe mich an! Ich bin ja rasirt, siehst Du denn nicht?“ Der Bediente dachte, was er immer gedacht hatte, daß nämlich der Baron etwas weniges verrückt, diesmal aber der Böse ganz losgekommen sey.

„Ich weiß wahrhaftig nichts davon, daß Jemand hier gewesen seyn sollte; vielleicht hat der Herr Baron selbst im Schlafe ...“

„Geh' und sage dem Lieutenant, er möge herein kommen.“

„Niemand anders kann mir diesen Possen gespielt haben,“ dachte Klas Malchus, sobald er im Stande war, über die Sache nachzudenken. „Aber das war schlecht von Richard: Ich hätte ihm eine solche Büberei nicht zugetraut.“

„Befiehlt der Herr Baron Etwas?“ fragte der Lieutenant, und streckte den Kopf mit der harmlosesten Miene von der Welt herein.

„Komm' herein, Richard! Du hast gehandelt wie ein wahrer Diebsgeselle! Konnte es Dir ein Vergnügen machen, mir meine armen Haare im Schlafe zu rauben? Jedermann hat seine Eigenheiten, und es mag seyn, daß ich meine Lächerlichkeiten habe; aber ich meine,

man sollte die Schwachheiten Anderer achten, und sich dafür mit seinen eigenen beschäftigen."

Klas Malchus sprach mit großem Ernst, und seine Worte machten Eindruck auf den Lieutenant, der recht wohl einsah, daß er in den letzten zwei Punkten vollkommen Recht habe.

„Mein bester und theuerster Klas Malchus! ob Du mir nun glaubst oder nicht, doch ich hoffe, Du wirst es thun, es schmerzt mich sehr, daß ich etwas gegen Deinen Willen thun mußte. Es war mir indessen als Deinem besten Freunde, wie Du wohl einsehen wirst, rein unmöglich, Dich auf diese Art zu sehen! Wenn Du z. B. ißt — erinnere Dich nur, wie kurzsichtig Du bist — so hängt Dir ja das Haar in den Teller hinab; und ich konnte das Lächeln der Herren nicht sehen, und dabei denken, daß Du wahrscheinlich ihre Zielscheibe werden würdest, wenn unsere Damen kommen, ohne mir selbst das Versprechen zu geben, Dich auch auf Gefahr Deiner Ungnade hin des Haarschopfes zu berauben. Daß Du nie Deine Einwilligung dazu geben würdest, wußte ich zum voraus. Ergo blieb' nichts anderes übrig, als Dir während des Schlafes Gewalt anzuthun."

Es war etwas zugleich Ernstes, Scherzhaftes und Gutgelauntes in der Erklärung des Lieutenant; aber sie besänftigte den Baron nicht.

„Du bist also sehr schwach für das Urtheil Anderer, Richard?" sagte er. „Du würdest es also nicht ertragen können, daß man über Dich lachte?"

„Nein, hierin hast Du sehr recht; ich will es auch Niemand rathen."

„Mag seyn, Niemand wird es wohl auch thun. Aber welch' ein Recht hast Du, den Leuten nicht zu gestatten, daß sie über mich lachen, wenn es ihnen beliebt? Willst Du mir wohl sagen, ob diese Vorsorge sich aus Rücksicht für mich oder für Dich selbst herleitet?"

„Welche Frage! — aus Rücksicht für Dich natürlicher Weise.“

„Ich zweifle. Glaubst Du denn, daß es mir Kummer mache, wenn ich Gelächter errege?“

„Nein, leider Gottes! Dir nicht; aber die Deinigen werden desto mehr dadurch gequält.“

„Siehst Du,“ sagte Baron Klas, und nickte bedeutungsvoll, „es geschah also nicht aus Rücksicht für mich; Du wußtest sehr wohl, wie gleichgültig mir Beifall und Tadel ist. Aber es geschah deßhalb, weil es Lieutenant Richard am Herzen lag, daß sein Vetter nicht lächerlich erscheinen soll; um also Deine eigene Selbstsucht und Eitelkeit zu befriedigen, machst Du mit mir, was Dir gut dünkt. Ich soll das Recht nicht haben, eine Schwachheit zu besitzen, weil sie der Deinigen im Wege steht! Ich möchte doch wahrhaftig wissen, mein bester Richard, wer von uns der größte Narr ist: Ich, der ich mich mit meinem eignen Beifall begnüge, oder Du, der nach dem der Andern jagt?“

Unser junger Lieutenant fühlte sich durch die Worte seines Vetters allerdings etwas geschlagen, und zum ersten Male lag das Uebergewicht auf Klas Malchus Seite. Der Baron sah — denn wenn er sehen wollte, fehlte es ihm gewiß nicht an Scharfsinn — daß seine Worte Eindruck gemacht hatten. Er glaubte, es thue Richard leid, ihm durch diese Handlung jugendlichen Leichtsinnes beleidigt zu haben; und mehr bedurfte es nicht, um Klas Malchus zu gewinnen, dessen warmes Herz die Niedergeschlagenheit des Freundes, die seinem gewöhnlichen heitern Muthe so sehr widersprach, nicht sehen konnte, ohne ihn zur Versöhnung zu helfen.

„Laß uns Frieden schließen, Richard,“ sagte der Baron und streckte ihm die Hand hin. „Aber da Du Dein Friseuramt auf eigene Faust begonnen hast, so sollst Du es zur Strafe auch vollenden; denn ich weiß meiner Seele nicht, was ich mit dem anfangen soll, das Du mir noch gelassen hast.“

Der Baron hatte sich unterdessen angekleidet, und als er mit saurer Miene seinen Schaden im Spiegel überschaut hatte, griff Richard trotz seiner kleinen Reue mit geheimer Freude zu Scheere, Kamm und Bürste. Das Haar war an sich selbst weich, und als Baron Klas nach vollendeter Strieglung einen Blick in den Spiegel warf, hatte er die Güte zu sagen, daß er sich recht passabel finde. Dieß war jedoch nicht der Fall: Er fand sich im Gegentheile sehr übel; aber er hoffte auf den Beistand der Zeit, denn das Unglück hatte wenigstens das Glück, daß es nicht unheilbar war.

Der Oberst hätte beinah einen Freudenschrei ausgestoßen, als er seinen Sohn beim Frühstücke ohne die fatale Mähne sah, die einer hohen, zierlichen Frisur Platz gemacht hatte. „Ach der Richard, der vortreffliche Junge!“ Der Oberst warf dem Lieutenant einen vielsagenden Blick zu und drückte ihm leicht die Hand; weiteres wagte er nichts, bis sie allein waren.

Ungeachtet die Witterung nicht günstig war, trat Klas Malchus doch seine gewöhnliche Vormittagswanderung an; er bedurfte heute der Zerstreuung. Als er der Hütte ganz nahe kam, hörte er einen weichen und vollen Gesang. Er hatte Mariens schöne Stimme noch nie gehört; aber er lauschte dennoch mit Bewegung, denn er wußte oder spürte vielmehr, daß es sie war. Als sie geendet hatte, trat er ein. Es war Niemand zu Hause als Marie. Bei dieser Entdeckung gerieth unser Baron heute in einige Verlegenheit. Er vergaß den Lehnstuhl und blieb mit einer stummen Verbeugung mitten im Zimmer stehen.

Marie, die nach und nach etwas weniger schüchtern geworden war, als im Anfang, fragte den Baron, ob er heute nicht sitzen wolle.

Klas Malchus antwortete ihr sonderbar genug mit einer andern Frage. „Meinst Du, das stehe mir besser als mein langes Haar?“ Er bildete sich wahrscheinlich ein, sein Kopf habe ihre Aufmerksamkeit erregt.

Marie erröthete leicht, als sie hörte, mit welch unerwarteter Artigkeit er diese Frage ihrem Urtheil unterwarf; und nachdem sie einen, zwei, drei, ja vier scheue prüfende Blicke auf den Baron geworfen hatte, dem diese Musterung sehr wohl that, sagte sie: sie glaube allerdings, daß diese Art, das Haar zu tragen, hübscher sey, als jene, deren sich der Baron früher bedient habe; und gewiß würden Andere derselben Meinung seyn.

„Gleichviel, was Andere meinen!" rief Klas Malchus und Niemand würde in diesem Augenblicke bestritten haben, daß ihn dabei eine schöne und frische Farbe überflog. „Ich bekümmere mich nicht um Andere; aber wenn Du, Marie, sagst, daß es hübsch sey, so soll es bleiben dürfen."

Das war etwas stark. Marie wußte nicht, wo sie nach einer Aeußerung hinsehen sollte, die zwar im Ganzen genommen, insofern sie von Baron Klas kam, der ja nicht war wie andere Menschen, nicht besonders viel zu bedeuten gehabt hätte, wenn nicht der Blick, der sie begleitete, so — so gar sonderbar gewesen wäre.

Da die Unruhe, die Klas Malchus dadurch bei ihr hervorgerufen hatte, merklich genug war, so ward er sie gewahr; und dunkel fühlend, daß er etwas sagen müßte, um sie davon zu befreien, ließ er ein paar Worte über den Gesang fallen, den er bei seinem Eintritt gehört hatte.

„Wünscht der Herr Baron vielleicht, daß ich das kleine Lied noch ein Mal singe?" Marie empfand keine gewaltige Begierde, mit ihrem geringen Talente zu glänzen; aber sie glaubte, daß es ihr die kleine Verlegenheit überwinden helfen könnte. Sie hatte keine Erziehung, aber sie besaß ein feines und richtiges Gefühl, das so zart und strenge war, als es irgend gefunden wird, wo eine frühzeitige Belehrung es einschärfte.

Klas Malchus gab seine Zustimmung ohne einen Ueberfluß von Worten zu erkennen, denn er sagte nur: „Danke!" auch sprach er nichts, als Marie geendet hatte.

Aber seine Blicke begleiteten sie mit einem immer sonderbareren Ausdruck; und deßhalb nahm sie in ihrer Herzensangst ihre Zuflucht zu dem Chorale, den der Vater so sehr gerühmt hatte. Aber kaum hatte sie die brillanten Favorit-Präludien des Kapellmeisters begonnen, als sich die Hand des Barons mit einigem Nachdruck auf die ihrige legte. Es war klar, daß er den herzzerreißenden Ton des alten Klaviers jetzt nicht so gut aushielt, als vorhin, wo Mariens Gesang ihn unhörbar gemacht hatte.

Erschrocken sah Marie empor. Der Baron stand stille; aber die Hand hielt er zurück.

„Laß das," sagte er mit einer freundlichen, aber Marien jedoch ganz unerklärlichen peinlichen Unruhe.

„Und warum denn?" fragte sie unschuldig.

„Es klingt so schlecht. Das Klavier taugt nichts; und überdieß greifst Du fehl; es muß so seyn!" Baron Klas ließ schnell Mariens Hände fahren, und schlug selbst einige Accorde des Chorales an. Ein leises „Ach!" schwebte über Mariens Lippen. „Lehren Sie mich das," sagte sie arglos.

Klas Malchus ergriff ihre Hand wieder, streckte ihre kleinen Finger aus, die weder roth noch grob waren, und legte sie auf die bestimmten Tasten. Marie war äußerst gelehrig und griff den Accord bald richtig.

„Liebst Du die Musik, Marie?" fragte der Baron heftig. „Ich meine, ob Du sie verstehst, ob Du sie genießest?"

„Ja, das thu ich gewiß," antwortete sie mit überzeugender Stimme. „Ich liebe die Kirche um der Orgel willen; und ich schäme mich oft, daß mir mein eigner Gesang Thränen aus den Augen lockt."

„Und wie geschieht Dir denn dann? Du fühlst doch etwas, wenn Du weinst?"

„Ja, viel! Bald ist meine Brust schwer und gepreßt; bald ist es mir, als ob ich fliegen wollte. Ich bin so

glücklich, so leicht und frei; und am allerbesten ist es, wenn ich allein bin."

„Marie," sagte Klas Malchus nach einigem Stillschweigen, „ich werde Dir ein gutes Instrument verschaffen. Ich will Dich auch nach einer andern Methode spielen lehren, als Du bisher thatest."

„Ist das möglich?" fragte Marie zitternd vor Freude. „Sollte der Herr Baron das wirklich wollen?"

„Ich will es gerne; aber das Letztere darfst Du Niemand sagen, denn ich will Dich nur lehren, wenn wir wie heute allein sind. Ich kann es nicht leiden, wenn man vor Andern spielt; Musik soll man nur für sich selbst haben."

„Ich bin oft allein," versetzte Marie, ohne zu erröthen, denn jetzt war alle ihre Verlegenheit vorüber. „Ich gehe selten mit an die mancherlei Orte, wo Vater und Mutter sind."

„Und warum nicht?"

„Ich weiß nicht, aber es ist mir immer am wohlsten zu Hause bei mir allein. Ich habe kein Vergnügen an dem, was andere junge Mädchen erfreut, und deßhalb lachen sie mich oft auch aus."

„Armes Mariechen!" sagte Klas Malchus leise.

Unterdessen war in Tyringsholm die Stunde des Mittagessens herangekommen.

Die Baronin, Virginie, die auf Besuch war, der Kapitän, Richard und der Stallmeister, alle fanden sich ein; nur Baron Klas Malchus ließ sich nicht sehen. Der Oberst war sehr genau in Beobachtung der Tischstunde, und gab mit einiger Feierlichkeit zu erkennen, daß der Baron nachher essen sollte.

Man setzte sich. Während des ersten Gerichts, welches gewöhnlich die Tugend hat, den Mund zu stopfen, wurden nur wenige Worte gewechselt. Bei dem zweiten jedoch, als man den Wein einschenkte, sagte Kapitän Brandler, indem er das Glas zwei bis dreimal an die Lippen führte, ohne jedoch den Inhalt zu leeren: „Dieser

Wein, Herr Oberst, erinnert mich an eine hübsche Geschichte von zwei lustigen Käuzen, die einmal in einem Wirthshause beisammen saßen, um eine heitere Stunde zu genießen. Der Eine von ihnen, der sich einen kleinen Fisch verschafft hatte — es muß aber doch ein verflucht kleiner Fisch gewesen seyn! — ließ ihn unvermerkt in das Glas fallen, worauf er heftig nach dem Wirthe rief, und darüber zu lärmen anfing, daß er einen Fisch im Weine habe. Der Wirth seinerseits rief den Kellner, gab ihm eine Ohrfeige und schrie: ‚Hab' ich Dir nicht gesagt, Du sollst den Wein mit Brunnenwasser verdünnen und nicht mit Seewasser!' Ha, ha, ha! eine ausgezeichnete Geschichte!"

Der Oberst biß sich in die Lippen; aber der Kapitän war ja ein Witzkopf, und wenn er auch noch mit zwanzig Geschichten kam, so wurde doch keine Weinflasche von echtem Gehalte vor Ankunft des Generals geöffnet.

„Aber wohin mag sich Klas Malchus verirrt haben?" fragte Virginie, um dem Kapitän nicht Zeit zu lassen, mit einer andern Anekdote herauszurücken.

„Sollte das gnädige Fräulein wirklich das zu wissen wünschen?" sagte der Stallmeister. „In diesem Falle mache ich mich anheischig, eine bestimmte Meldung darüber zu erstatten, wo er sich in diesem Augenblicke befindet."

„Wirklich? — das riecht etwas nach Hexerei" — lächelte Virginie; „aber lassen Sie uns doch hören."

„Welch ein Glück für mich, dem Wunsche des Fräuleins entsprechen zu können! Vielleicht bin ich so beneidenswerth, ein Versprechen dafür zu erhalten, um welches ich gestern vergebens flehte?"

„Was denn? — ich erinnere mich nicht."

„Welche Grausamkeit, sich nicht erinnern zu wollen, daß ich zwei Stunden lang um das Vergnügen bettelte,

das gnädige Fräulein bei der ersten Schlittenfahrt in dem kleinen hübschen Reiberschlitten fahren zu dürfen!"

„Apropos," fiel der unverbesserliche Kapitän ein, der zugleich einen halben Barsch in den Mund steckte, um desto schneller die Gelegenheit zu erhaschen, den jungen feinen Herrn zu demüthigen, den er unmöglich sprechen lassen konnte, „da erinnert mich die Vorliebe des Stallmeisters für Reiberschlitten an einen Einfall des Probsten T—, der sie ebenfalls sehr angenehm fand. Einmal auf einer Winterfahrt begegnete er dem Baron M—, einem seiner Pfarrkinder. ‚Ei,' sagte der Baron, als sie hielten, um mit einander zu plaudern, ‚was der Herr Bruder für einen abscheulichen Schlitten hat! Der Bruder sollte sich einen von dieser Form anschaffen!' — ‚Nein, mein Schlitten ist recht gut,' erwiederte der Probst, ‚denn auf diesem sitzt der Hundsfott hinten!"

„Sehr hübsch! sehr ergötzlich!" lachte der Oberst, der höchlich damit zufrieden war, daß die Reihe an einen Andern kam.

Der Stallmeister wurde flammend roth und stellte eine ganze Batterie von Brodkrumen auf, während sich Richard mit einer Frage wegen morgen an seine Tante wandte. Aber Virginie erklärte mit einem etwas ungnädigen Blick auf den Kapitän, daß ihr seine Geschichten ziemlich ungelegen kämen, daß sie über ihnen nicht erfahre, wie der Stallmeister seine Behauptung erweisen wolle.

„Hüten Sie sich, gnädiges Fräulein, etwas über die Neugierde zu sagen! Es geschah dem seligen Fräulein Engenborg, — ich erinnere mich der Sache, als ob sie gestern passirt wäre — daß . . ."

„Nein, um Gotteswillen!" unterbrach ihn Virginie, „thun Sie mir den Gefallen, und vergessen Sie Alles, was Sie sich erinnern, Herr Kapitän! Es kann wohl nichts Geistreiches mehr über einen so abgenützten Stoff wie diese unsere liebenswürdige Schwachheitssünde gesagt werden. Herr Stallmeister! ich fordere doch nicht zu

viel, wenn ich die Erfüllung eines freiwilligen Versprechens verlange?"

„Ich möchte jedoch glauben, Du verlangest mehr, als wahrscheinlicher Weise erfüllt werden kann," versetzte Richard, der in den Blicken des Stallmeisters etwas gelesen hatte, das den Wunsch in ihm erregte, dieser Gegenstand möchte nicht weiter fortgesetzt werden. Aber der Stallmeister, der sich auf jene widerwärtige Unterbrechung wieder erholt hatte, erwiederte schnell: „Dennoch wag ich zu behaupten, daß sich der Baron im gegenwärtigen Augenblick entweder auf dem Wege nach dem Meßnerhause befindet, oder dort verweilt. Der Weg dahin ist malerisch: Die Hütte selbst, so einfach und ländlich sie ist, hat ihre Reize; und Niemand, der dort war, kann behaupten, daß sie nicht etwas Anziehendes in sich verschließe."

Die Anmerkungen des Stallmeisters gaben seiner an sich schon ungerufenen Aufklärung eine Zweideutigkeit welche auf die Gesellschaft mit Ausnahme des Obersten einen unangenehmen Eindruck machte.

Richard erröthete über die Boßhaftigkeit des Nutzers, die sich unter der Maske des Scherzes nur schlecht verbarg, und fühlte sich von Zorn und Unruhe erfaßt. Die letztere war sichtlich von der Baronin getheilt; aber der Oberst fand die Sache so äußerst lächerlich — Klas Malchus auf verliebten Gängen! — daß er laut lachte, bei sich aber bedauerte, daß der naive Gedanke des Stallmeisters keinen Grund habe. Dieß konnte ihn jedoch nicht verhindern zu wünschen, es möchte wirklich so seyn; „denn," dachte der Oberst, „ein kleines Abenteuer, obschon es jetzt freilich etwas ungelegen käme, würde ihn wahrscheinlich zu einem ordentlichen Menschen machen. Aber dem Klas Malchus würde es bei seinem Phlegma nicht einmal einfallen, ein schönes Mädchen anzusehen."

Die kleine Sensation, die durch die Mittheilung des Stallmeisters entstanden war, hatte sich noch nicht ganz

gelegt, als die Thüre aufging, und Baron Klas eintrat. Er verbeugte sich und entschuldigte sein Ausbleiben mit kurzen Worten. Er war weit entfernt zu ahnen, daß ihn heute noch etwas Schlimmeres als der Verlust seines geliebten Haarschopfes bedrohte; aber bald mußte er erfahren, daß sein vornehmstes Vergnügen, seine Wanderungen nach dem Meßner-Hause andern Leuten ein Dorn im Auge waren. Man darf also nie etwas in der Welt für sich selbst haben!

„Du wirst angegriffen," rief der Oberst scherzend, und ohne auf Richards Husten und schnelles Blinzeln Acht zu geben. „Du wirst hart angegriffen, und wie ich glaube von einem Nebenbuhler. Kannst Du uns sagen, woher Du kommst?"

„Ich komme von einem Spaziergang," erwiederte der Baron kurz, indem er den freien Platz einnahm.

„Ich appellire an den Herrn Obersten, ob dieses Ausweichen nicht ein Zeichen ist, daß meine Behauptung einigen Grund hat," lispelte der Stallmeister und leerte sein Weinglas.

„Hörst Du, Klas Malchus, vertheidige Dich jetzt, sonst bist Du übel daran! Der Stallmeister behauptet, er wisse nicht allein, wohin Du alle Tage promenirest, sondern auch das Ziel dieser Promenaden."

Baron Klas wurde blaß, wie die Serviette, womit er sich über das Gesicht fuhr. „Ich wußte nicht," sagte er, und warf einen verächtlichen Blick auf den Stallmeister, „daß es dieser Herr der Mühe werth hielt, meine Schritte auszuspioniren! Aber da ich dies jetzt weiß; so muß ich ihn auch bitten, mir seinen Beweggrund zu erklären."

„Ei behüte, mein lieber Sohn, man macht aus einem guten Spaß kein so ernstes Ding! Du kannst überdies nicht wohl verlangen, daß der Stallmeister eine solche Beichte in Gegenwart der Damen ablegen soll."

„Aber ich verlange es dennoch," erwiederte der Baron barsch.

Der Stallmeister wurde roth und ließ einige Worte darüber fallen, daß es nur ein unschuldiger Scherz gewesen sey. Er habe zufällig einigemal in der Nähe gejagt und dabei die Wahrnehmung gemacht, daß der Herr Baron das kleine hübsche Meßner-Haus zum Ruhepunkt seiner Wanderungen ausersehen habe. Seinerseits sehe der Stallmeister daran nichts Merkwürdiges, er selbst sey einige Male in dem Hause gewesen und habe Alles sehr hübsch gefunden.

Der Lieutenant merkte an den hastigen Bewegungen des Barons, daß sein Blut in ungewöhnlich heftige Aufwallung gerathen sey. Klas Malchus selbst fühlte dasselbe. Er meinte beinahe ersticken zu müssen, aber zugleich empfand er eine mächtige Begierde den Stallmeister niederzudrücken. Sein Kopf war bald in einer so totalen Verwirrung, daß es nur eines einzigen aufreizenden Wortes bedurft hätte, und der geringen Selbstbeherrschung, die ihm noch blieb, ein Ende zu machen; und wahrscheinlich hätte das Essen mit einem nicht sehr angenehmen Auftritt geschlossen, wenn nicht das Rollen eines Wagens die Aufmerksamkeit erweckt und getheilt hätte.

Der Oberst erhob sich hastig. „Wenn das die Kammerräthin und Isabelle waren, die uns die Surprise machten, einen Tag früher zu kommen! Solche Surprisen sind durchaus nicht nach meinem Geschmack," setzte er mit einem flüchtigen Blick nach dem Seitentische hinzu, wo die leeren Schüsseln standen. „Aber bei meiner Ehre, es sind zwei Damen! Richard, Klas Malchus, lauft, lauft! Es ist so, wahrhaftig es ist die Kammerräthin und das Fräulein!"

Ehe der Oberst noch ausgesprochen hatte, war der Lieutenant schon unten. Aber Klas Malchus saß, wo er saß, und dort blieb er auch sitzen, als die ganze übrige Gesellschaft mit Ausnahme des Kapitäns in den Saal eilte. Der Kapitän, der Ehrenmann wollte weder seinen jungen Wirth, noch den eben aufgetragenen Auerhahn verlassen. Er blieb ebenfalls sitzen; aber keiner belästigte den andern. Der Kapitän aß und trank auch, obschon

er dabei stets dem Weine zugrinste. Der Baron leerte ebenfalls gegen seine Gewohnheit einige Gläser, aber er aß nichts; er schien nur damit beschäftigt, Löcher in die Serviette zu stechen.

Der Oberst und Richard kamen indessen gerade herab, als die Wagenthüre geöffnet wurde. Zuerst erschien ein älteres Frauenzimmer in Seide und Spitzen gehüllt. Gegenseitige Ausdrücke der Freude und des Entzückens! Es war Schwester Katharine Sophie, die Kammerräthin, die endlich auf den Arm ihres Bruders gestützt, wohlbehalten auf dem Boden stand. Als sie heraus war, trat eine Erscheinung anderer Gattung aus der halb geschlossenen Kutsche. Isabelle — Isabelle, von der der Ruf die volle Wahrheit nicht sagen konnte, denn was sie war, konnte Niemand sagen — Isabelle, deren Schönheit beständig neu war, und alle Minuten einen andern Charakter annahm, deren Augen von einer Farbe waren, der Niemand einen Namen geben konnte. Man sagte, sie seyen blau, wenn die tieferen Bewegungen der Seele sich darin abspiegelten; wenn sie aber lachte und scherzte, seyen, meinte man, die Strahlen zu feurig um eine nähere Beschauung zu dulden; doch hielt man allgemein dafür daß sie schwarz seyen, wenn sie von Zorn oder einer unterdrückten Empfindung unangenehmerer Art blitzten.

In der Welt der Jugend und Schönheit gibt es wie in der der Astrologen Sterne ersten und zweiten Rangs; aber bisweilen schwebt zwischen ihnen ein einsamer Stern höherer Ordnung. Sein Kreislauf, so nahe er liegt, trennt sich doch von denen der andern Sterne. Einer dunklen Sage gleich geht er dahin. Alle wollen ihn zurückhalten, aber Niemand kennt die Zauberformel, die das Räthsel löst — er entschlüpft und entschwebt frei.

Der überglückliche Richard durfte der hohen edlen Gestalt die Hand reichen, einer Gestalt, deren weiche Formen jenen reinen Styl verriethen, welcher das Auge des Kenners und Künstlers entzückt.

„Du bist mir über den Kopf gewachsen, Richard,"

sagte sie lächelnd, indem sie beim Heraussteigen die Hand auf seine Schulter legte; „aber es verlohnt sich nicht der Mühe sich darüber zu ärgern, es ist ja eines eurer Vorrechte, daß ihr im Allgemeinen uns Weiber übersehet.“

„Wenn es so ist,“ erwiederte Richard heiter und führte die Hand der Cousine an seine Lippen, „ist es gewiß deßhalb so, weil unser Herr, die Quelle aller Barmherzigkeit, einsah, daß hierin die geringste Gefahr für uns liegen werde.“

Mit stolzen und zufriedenen Blicken musterte der Oberst seine Tochter, als er ihre Umarmung erwiederte. „Der schwarze Seidenpelz kleidet Dich vortrefflich, Isabelle! Wie schlank und wahrhaft klassisch Deine Figur ist! Keine hochrothen Blumen auf den Wangen — diese vornehme Bläße ist scharmant und . . .“

„Um Alles in der Welt, Papa, lassen Sie uns hinauf eilen,“ unterbrach ihn Isabelle, der es nicht sehr mit der väterlichen Schmeichelei gedient schien.

„Ganz gewiß! . . Darf ich Dir den Arm geben, meine beste Katharine Sophie!“ Richard hätte seiner Cousine gerne dieselbe Artigkeit erwiesen, aber Isabelle sagte schnell; Geh Du voraus, Richard! Ich bin keine Freundin von Ceremonien! Ei wie sich hier Alles verändert hat, wie umgegossen und Neu Alles ist!“

„Ja, meine Liebe, nicht wahr?“ Der Oberst hätte gerne mit seinen kleinen Bemerkungen angefangen, wenn man jetzt nicht an der Saalthüre und Isabelle schon drinnen gewesen wäre.

Mutter und Tochter begrüßten einander mit jener schönen innigen Zärtlichkeit, die das vertraulichste Band mit sich bringt. Bemerkenswerth war jedoch, daß die Baronin durch diese Begegnung nicht so heftig angegriffen ward, wie durch jene mit dem Sohne. Ihr Gefühl schien jetzt ruhig und gefaßt, obschon die Seligkeit des Wiedersehens ihrem Auge einen vorübergehen den Glanz gab. Die Begrüßung der beiden Schwägerinnen trug dagegen das Gepräge jener ausgezeichneten Artigkeit, welche das

Merkzeichen der feineren Sitte ist und mit der das Herz nichts zu schaffen hat. Sie vereinigten und bekomplimentirten sich noch, als Virginie und Isabelle einander schon längst den Schwesterkuß gegeben, und die letztere den Pelz abwerfend sich in einen großen rothen türkischen Schawl gehüllt hatte. Wo ist Klas Malchus?" fragte Isabella.

„Vermuthlich hat er sich im Speisesaal ganz vergessen," erwiederte der Oberst. „Aber sieh hier einen jungen Mann aus unserem Gesellschaftskreise — Stallmeister Günthers!"

Isabelle verneigte sich leicht und artig vor dem sich tief bückenden Stallmeister; aber anstatt auf den artigen Glückwunsch zu merken, den dieser Herr sich selbst machte, indem er das längst ersehnte Vergnügen habe, die Bekanntschaft des celèbren Fräulein von X— zu machen, wiederholte sie die Worte ihres Vaters. „Im Speisesaal? Nun, das ist vortrefflich! Wir sind ja sehr hungrig, nicht wahr, Tantchen? denn das Frühstück war schmal; und wenn die Mama es erlaubt, gehen wir gleich, um Klas Malchus Gesellschaft zu leisten."

„Aber, meine Liebe," sagte der Oberst mit seinem süßesten Lächeln, „willst Du nicht vielleicht ein wenig warten? Wir waren beinahe schon am Aufstehen, der Tisch dürfte also ziemlich übel arrangirt seyn, um neue Gäste zu empfangen. Aber während die Damen, wie ich vermuthe, ihre Toilette machen, soll er in Ordnung kommen, so gut es sich eben thun läßt, da wir das Vergnügen, Euch zu sehen, erst auf morgen erwarteten."

„Toilette?" rief Isabelle. „Mein bester Papa, wir werden uns doch wohl nicht hier auf dem Lande mit dem Zeug abquälen? Ich meines Theils komme mir ganz recht vor, und die Tante sieht ja aus, als ob sie zu einem großen Diner gehen wollte."

Der Oberst war etwas verblüfft. Er sah ein, daß es seine Schwierigkeiten haben würde, die junge Dame zu leiten. „Ein Mittagessen," fuhr er mit einem ge-

wissen Nachdruck im Tone fort, „erfordert stets einige kleine Rücksichten. Ueberdieß pflegt man nach einer Reise etwas unwohl zu seyn.“

„O nicht im Geringsten!“ Isabella nahm den Arm ihrer Mutter, und es blieb dem Obersten jetzt nichts anderes übrig, als daß er der Kammerräthin den seinigen anbot. Man war bereits mit den Fischen und Vorgerichten fertig. „Ich möchte wissen, was Katharine Sophie dazu denkt!“ Dieß waren die Gedanken des Obersten, als er die Thüre zum Speisesaale öffnete.

„Sieh', da sitzt ja Klas Malchus!“ und in einem Nu war Isabelle an seiner Seite, ihre Arme schlangen sich um seinen Hals und ihre Lippen drückten sich auf den Mund des betroffenen und überraschten Bruders, der sich aus allen Kräften dagegen sträubte. „Nein, was soll denn das seyn?“ sagte er und wand sich hin und her.

„Was das seyn soll?“ versetzte Isabelle mit einem warmen und herzlichen Lachen. „Das soll Dich überzeugen, daß Du eine Schwester hast, die Dich liebt, und die Dich noch einmal küssen will, nur deßhalb, weil es Dir nicht recht ist.“

„Nun, so thue es denn!“ sagte Klas Malchus, und ließ sich ganz bescheiden küssen, ohne diese Schmeicheleien jedoch im mindesten zu erwiedern.

„Klas,“ flüsterte Isabelle und klopfte ihm auf die Wange, „wir werden gute Freunde! Ich sehe schon einige kleine Sympathien ... Du Queerkopf, der nicht einmal aufsieht.“

„Isabellchen,“ begann der Oberst, nachdem er dieselbe Ceremonie mit der Kammerräthin vorgenommen hatte, „erlaube mir, Dir einen andern Freund des Hauses, einen Deiner Jugendbekannten, vorzustellen: Kapitän Brandler!“ Dieser, der gerade mit seiner zweiten Portion Wildpret beschäftigt war, stand auf und verbeugte sich, setzte sich jedoch sogleich wieder nieder.

„Herr Kapitän,“ sagte Isabelle, indem sie den

Stuhl, den ihr der Stallmeister anbot, artig ablehnend auf den Kapitän zuging und den leeren Platz an seiner Seite einnahm, „entschuldigen Sie, daß ich, von Ihrer vortrefflichen Eßlust begeistert, mich zu Ihrer Nachbarin mache! Darf ich um das Geflügel bitten."

Kapitän Brandler, der mit Messer und Gabel beschäftigt war, legte Beides mit möglichster Artigkeit bei Seite, reichte dem Fräulein den begehrten Teller, und begann seine Arbeit auf's Neue.

„Entschuldigen Sie, mein bester Kapitän, daß ich Sie schon wieder störe; ich bin noch nicht fertig — die Sauce, wenn ich bitten darf, und den Salat . . . bitte tausend Mal um Verzeihung! Sie sind gar zu gütig, aber wir sind ja alte Bekannte. Einige Tropfen Wein würden vielleicht auch nicht schaden."

„Meiner Seele, nein! schaden wird der gewiß nicht," erwiederte der Kapitän mit einem schlauen Lächeln. „Ich habe die Ehre, Ihnen zu sagen, mein gnädiges Fräulein, daß dieser nicht aus den Trauben des alten Noah gepreßt ist."

„Isabellchen," sagte der Oberst, und bemühte sich sehr verwundert auszusehen, „Du merkst nicht, daß der Bediente Deine Befehle erwartet. Stensson, in der Bouteille dort" — mit einem Winken auf einen Seitentisch zur Rechten — „ist schwächerer Wein: Bediene die gnädige Frau und das Fräulein."

„Verzeihen Sie, Papachen: Ich dachte nicht daran, daß Papa jetzt Bedienten zum Aufwarten hat! Aber auf alle Fälle muß Papa gestehen, daß Kapitän Brandler diese kleinen Dienste mit so großer Artigkeit verrichtet, daß es mir ein Vergnügen machen muß, sie von ihm zu begehren."

„Aber ist das nicht eine kleine Ungerechtigkeit? Heißt das nicht ein beinahe zu großes Uebermaß von Glück in eine Hand legen?" flüsterte der Stallmeister, der sich gar zu gerne bemerklich gemacht hätte, und in dem Isabelle augenblicklich einen jener unbedeutenden

Narren erkannte, mit denen die Weiber nach Belieben spielen.

„Von welchem Glück spricht der Herr Stallmeister?“ fragte sie.

„Von welchem andern als dem beneidenswerthen, das Fräulein als ihr Sklave bedienen zu dürfen?“

„Wenn Sie das für so beneidenswerth halten, und es nicht nur eine Redensart ist...“ Das feinste Lächeln füllte diese kleine Pause, und ermunterte den Stallmeister zu betheuren, daß er es in vollem Ernste meine.

„Nun wohl, wenn Sie es so wünschen, so stellen Sie sich hinter meinen Stuhl.“

Günthers, der bisher noch nie an eine so eigenmächtige Herrscherin gerathen war, erröthete und hustete, und wußte nicht recht, wie er diesen Scherz nehmen sollte, indessen glaubte er nichts Besseres thun zu können, als wenn er ihr Begehren erfüllte; denn von einer gefeierten Dame sich beleidigt zu fühlen, ging durchaus nicht an. Mit ziemlicher Fassung nahm er den Platz ein, den ihm Stensson mit einem naseweisen Lächeln überließ.

Nachdem Isabelle ein wenig Geflügel gegessen hatte, reichte sie den Teller dem Stallmeister hin, ohne sich umzusehen, und während dem plauderte sie immerwährend mit dem Kapitän, den sie fleißig mit der neuen Weinflasche bediente, welche sie Stensson ganz ungenirt befohlen hatte, da zu lassen. Sie selbst trank jedoch nur einige Tropfen in Wasser.

„Mit was hab' ich das Glück aufwarten zu dürfen: Mit Bouillon oder Milch?“ fragte der Stallmeister und hielt sich dadurch schadlos, daß er sich soweit als möglich vorwärts beugte.

„Mit Bouillon, wenn ich bitten darf.“

Er brachte es. Aber jetzt fand Isabelle, daß sie sich getäuscht habe; sie gab die Suppe zurück und sagte: „Wollen Sie mir ein wenig Milch dafür bringen.“

Der Oberst sah finster drein. Er konnte es nicht

hinunter bringen, daß eine so übermüthige Gewaltthätigkeit mit dem guten Tone vereinbar seyn sollte. Aber Klas Malchus ergötzte sich ordentlich an der Verlegenheit des Stallmeisters, besonders als dieser genöthigt ward, den letzteren Befehl auszuführen.

„Dieß, meine Schwester, ist in der That, wenn ich mich nicht täusche, vielleicht ...“

Der Oberst kam nicht weiter, denn die Kammeräthin, die indessen mit der Baronin gesprochen hatte, verstand seine Meinung und flüsterte leise zurück: „Ich weiß, was Du sagen willst; aber wir sitzen heute nicht an einem gewöhnlichen Mittagstische, überdieß ist sie nicht wie andere Mädchen; sie hat die Schmeicheleien und Vergötterungen so satt, daß sie mit einem Theile der Männer wie mit Puppen spielt. Es ist handgreiflich, daß sie mit diesem Angriff das fade Bemühen des Stallmeisters auf immer abschneiden will.“

„Aber, meine beste Katharine Sophie, für ein wohlerzogenes Frauenzimmer, für eine Dame, die vollkommenen Ton haben soll ...“

„Geht es immerhin an, Launen zu haben, mein Bruder! Sey übrigens nicht wegen Isabellens Ton bekümmert; so wie sie ist, habe ich die größten Elogen wegen ihrer Education erhalten; und ich darf Dir sagen, daß Baron A—, Graf L— und Andere sich für beneidenswerth halten würden, wenn sie den Platz einnehmen dürften, den der Herr Stallmeister gegenwärtig inne hat.“

Der Oberst merkte jetzt, daß er einen Fehlgriff gethan hatte; und da er nichts so sehr fürchtete, als gegen die zehntausend Reichsthaler der Kammerräthin zu verstoßen, begann sogleich von etwas Anderem, und verzog sogar selbst den Mund, als der Stallmeister mit dem Milchteller zurückkam, das Isabelle nahm, ohne ihm die geringste Aufmerksamkeit zu schenken; ebenso ließ sie sich das Desert geben.

„Aber warum ist sie so artig gegen den Kapitän!“ flüsterte der Oberst wieder seiner Schwester ins Ohr.

„Weil er sich nicht um sie zu bekümmern scheint.“

„Höchst sonderbar! Ich möchte doch wissen, ob Richard dieses merkt? Er verhält sich so stille. Ein prächtiger Junge sonst, der Lieutenant oder nicht?“

„Eine schöne Figur und vortreffliche Haltung! Du hast ja seine Erziehung geleitet.“

„Ich schmeichle mir damit.“

„Man muß Dir Glück wünschen! Aber es sieht aus, als ob es Dir mit Deinem eigenen Sohne nicht so gut gelungen wäre: Ich habe ihn noch nicht den Mund öffnen hören.“

Der Oberst erröthete, erwiederte jedoch mit viel Fassung: „das kommt wahrscheinlich davon her, weil ich selbst nicht Hand an seine Erziehung legen konnte. Klas Malchus hat sie auf der Universität erhalten; und wenn er wenig Politur besitzt, so hoffe ich, hat er desto mehr Gelehrsamkeit.“

Wie der Oberst bemerkt hatte, der Lieutenant erschien ungewöhnlich stille. Er war ganz mit Isabellen beschäftigt. Indem er ihre reine ungewöhnliche Schönheit bewunderte, erstaunte er gleichwohl über ihr freies Wesen, das sich so sehr von dem unterschied, was er an andern jungen Damen gesehen hatte. Er fürchtete, sie möchte trotz all der Reize, die sie umstrahlte, seiner Mutter nicht gefallen; und das Urtheil seiner Mutter stellte Richard, wenn es sich um Schönheit handelte, beinahe höher als sein eigenes.

Als die Gesellschaft vom Tische aufstand, winkte Isabelle Klas Malchus, der um des Streiches halber, den sie dem Stallmeister gespielt hatte, sich ziemlich bereitwillig näherte und ihr erlaubte, daß sie ihren Arm unter den seinigen schob.

„Nun, mein lieber Stallmeister,“ sagte der Kapitän, der sich bei diesem ersten Zusammenseyn mit den beinahe ganz unbekannten Damen etwas belästigt fühlte, „was sagen Sie zu der Sache?“ Der Stallmeister stand etwas verblüfft da. Er hatte auf die Belohnung gerechnet, die

Klas Malchus zufiel, aber leider wurde er nur mit einem leichten Kopfnicken abgefertigt.

„Was wäre darüber zu sagen, als daß sie höchst bezaubernd ist.“

„Ja, das ist auch meine Meinung: denn sie bewies mit vielem Takt, daß meine letzte Anekdote doch nicht so dumm war.“

„Die Freiheiten des Herrn Kapitän sind zum Sprichworte in der Gegend geworden; aber ich für meine Person,“ sagte der Stallmeister mit glühenden Wangen, „muß mir ausbitten, daß Sie mich mit solchen Zweideutigkeiten verschonen.“

„Zweideutigkeiten? Auf meine Ehre nicht im geringsten zweideutig! Der Probst T— fand, daß der Hundsfott am brauchbarsten sey, wenn er hinten s i t z e; was mich betrifft, so kann er auch hinten s t e h e n!“ Der Kapitän ging ganz ruhig seiner Wege, und überließ es dem Stallmeister, eine Antwort nach Belieben auszusinnen.

Aber ein junger Offizier, ein Mann von so feinem Ehrgefühl, mußte jetzt natürlich übler Laune werden, was Günthers auch that; denn er faßte den Kapitän mit einigem Nachdruck beim Arme, und da die Herren jetzt allein im Speisesaale waren, so ersuchte er den Kapitän mit ergrimmten Worten, daß er ihm die Ursache einer solchen Beschimpfung erklären möge.

„Mit dem größten Vergnügen,“ sagte dieser. „Ihre Unverschämtheit gegen Baron Klas setzt Sie meiner Ansicht nach in gleiche Linie mit jedem Hundsfotte. Wer geht beständig seiner Spur nach? Wer benützt seine Zeit so edel? Wer war es, dem vor ein paar Tagen wegen seiner Unverschämtheit von dem schönen Mädchen die Thüre gewiesen wurde? Und wer suchte durch einen elenden Spaß einer Mutter und noch einer andern Dame die Ueberzeugung einzuflößen, daß der Baron das Meßner-Haus in gewissen Absichten besuche? Braucht es mehr — oder habe ich mich hinlänglich erklärt?“

Der Stallmeister von der Sachkenntniß, die der Kapitän hiebei an den Tag gelegt hatte, geschlagen, zog mit der kahlen Ausflucht ab, daß er Niemand über seine Handlungsweise Rechenschaft zu geben denke.

Der Kapitän lachte, ging zur Saalthüre hinaus und begab sich auf sein Zimmer, wo ihm die Pfeife und das Mittagsschläfchen zu den süßesten Genüssen winkten. Heute wurden diese auch noch durch die Befriedigung erhöht, „den schindelbeinigten Bengel," gedemüthigt zu haben, denn so nannte der Kapitän in einsamer Vertraulichkeit mit sich selbst den Stallmeister, der ihm stets ein Stein des Aergernisses war und doch unglücklicherweise überall angetroffen wurde.

Eilftes Kapitel.

Was dachte die Baronin von ihrer Tochter? Sie schob ihr Urtheil auf, bis es sich besser befestigen würde, was Jedem empfohlen wird, der möglicherweise schon geneigt seyn könnte, ein Urtheil über sie auszusprechen.

Isabelle gehörte nicht zu den alltäglichen Wesen, die man bereits von Anfang bis zu Ende durchgelesen zu haben meint, wenn man sie nur einen Tag, eine Stunde gesehen hat. Ihre Fehler — und sie hatte daran keinen Mangel — stachen in die Augen: Sie schien stolz, launisch, beinahe ein wenig gewaltthätig, denn sie war verzogen. Dagegen besaß sie einige Verdienste, die sorgfältiger verborgen lagen.

Bei der Rückkehr in den Saal setzte sich Isabelle auf einen Schemel zu den Füßen ihrer Mutter. Die Baronin hatte die eine, die Kammerräthin die andere Sophaecke eingenommen.

Richard stand am Fenster, und that als ob er hinaussehe; aber er sah doch öfter nach dem Sopha, und dieser Anblick kam ihm weit schöner vor, als der, welcher sich bei Tische dargeboten hatte. War diese Isabelle,

die mit einem so schönen Gesichte die Hände ihrer Mutter streichelte und von Sehnsucht und Liebe sprach, war es dieselbe, die ein Vergnügen daran gefunden hatte, sich an dem Stallmeister zu reiben und mit dem Rittmeister zu kokettiren? Richard konnte sich nicht von dem Gedanken losmachen, daß auch in ihrem Uebermuth eine Art Koketterie liege. Vielleicht hatte er Recht; und wenn man jetzt noch Gefallsucht zu den übrigen Fehlern Isabellens legt, so gibt es eine ganze Liste. Aber wie das auch seyn mochte, weder Richard noch sonst Jemand konnte läugnen, daß sie eine Art dabei hatte, die auch ihren Fehlern einigen Reiz verlieh; und das würde gerade das Gefährlichste gewesen seyn, wenn nicht Isabelle sich und das Fahrwasser, das sie zu besegeln gewohnt war, hinlänglich gekannt hätte.

„Aber haben die Damen keine Kammerjungfer bei sich?“ fragte der Oberst, der von Allem Kenntniß nahm.

„Nein, mein Bruder! Da es gerade Wanderungszeit war“ — die Kammerräthin war in gewissen Fällen sehr haushälterisch — „so ließ ich meine Jungfer wandern. Ihr habt wohl eine überflüssige, hoffe ich.“

„Das versteht sich; aber ich glaubte, Isabelle würde eine Stockholmer Jungfer lieber haben. Sie haben mehr Gewandtheit in der feineren Toilette.“

„Possen!“ sagte Isabelle. „Ich mache mir wenig aus dem Anzug. Er wird schon recht werden.“

„Höchst eigen das,“ bemerkte der Oberst lächelnd. „Aber ihr habt doch wohl einen Bedienten, obschon ich keinen gesehen habe.“

„Nein, wahrhaftig! Ich hätte es für sehr unartig gehalten, Dein Haus mit so viel Troß zu beschweren, Bruder Malchus.“

„Wir bekommen auch gewiß an Gustav einen kleinen artigen Diener. Er ist doch noch da?“ fragte Isabelle.

„Ja,“ versetzte der Oberst mit einer etwas verächtlichen Miene, „er ist wohl noch da, aber nicht als Bedienter; Deine Mutter läßt ihn nur Blumen begießen

und die Nase über Bücher hängen, die ihm gewiß zu großem Nutzen gereichen werden! Du mußt Dir also jede Bedienung von dieser Seite her aus dem Sinne schlagen."

„Es kann also auch keine Rede davon seyn, sie zu verlangen," erwiederte Isabelle artig. „Gustav wird etwas besseres werden können, und das hat Mama wahrscheinlich eingesehen, da sie ihn auf eine andere Art erzieht."

Die Baronin beugte sich herab und küßte ihre Tochter auf die Stirne, während Klas Malchus ganz ungebeten Isabellens Nastuch aufhob, das sie hatte fallen lassen.

„Du thust Wunder," lachte der Oberst und deutete auf seinen Sohn; „ich glaube nicht, daß er der Königin selbst diese Aufmerksamkeit erwiesen hätte."

„Seltene Artigkeiten haben immer einen doppelten Werth," versetzte Isabelle und lächelte Klas Malchus anmuthig zu, der, selbst nicht wenig über seine Aufmerksamkeit erstaunt sich scheu zurückzog.

„Apropos von Gustav! Da fällt mir auch seine Schwester ein: Ist Marie noch immer gleich hübsch? Ich kann mich nicht erinnern, ein schöneres Gesicht gesehen zu haben."

„Hm! Da war das Fräulein wohl im Schlaf als sie sich selbst im Spiegel sah," flüsterte der Oberst, und schien über das kleine Kompliment entzückt, das zugleich so väterlich lautete.

„Wahrhaftig, mein bester Papa," erwiederte Isabelle scherzend; „das schmeckt etwas nach dem alten Style! Wenn ein junger Mann diese Artigkeit geäußert hätte, so wäre er meiner Ansicht nach unrettbar verloren gewesen. Die alten Herren auf dem Lande sollten sich nie auf Galanterie verlegen, denn es ist sehr natürlich, daß sie hinter ihrer Zeit zurückbleiben müssen."

„Ei, Du bist mir eine artige Tochter," sagte der Oberst, der alle Mühe hatte, bei so viel Kühnheit seine

Fassung beizubehalten. „Wahrlich, sehr artig — ha, ha, ha! Welch eine kleine Närrin!“

„Sag' mir, liebe Virginie, denn Du bist gewiß unpartheiisch: ist des Kapellmeisters Marie noch so schön, wie vor einigen Jahren?

„Ja, das will ich meinen. Ueberdieß hat sie so viel Anmuth.“

Unwillkührlich war Klas Malchus ein paar Schritte näher getreten. Es war ihm, als habe Virginie selbst noch nie so hübsch ausgesehen wie in diesem Augenblick.

„Ich werde dieser Tage das Meßner-Haus besuchen und sehen, ob wir wirklich eine so gefährliche Nebenbuhlerin haben.“

„Sie besuchen? Man kann ja nach ihr schicken,“ meinte der Oberst.

„Um zu sehen, wie schön sie ist? Nein, Papachen, ich würde es nie Jemand erlauben, zu diesem Endzweck nach mir zu schicken. Ueberdies hab ich seit meiner Kindheit stets eine kleine Liebe zu der Mutter Meßnerin gehabt, ich möchte auch gerne hören, ob der Kapellmeister seine alten Theaterbrocken noch immer hübsch deklamirt.“

Im Lauf dieses ersten Abends fand Richard einige Male Gelegenheit Isabellen zu unterhalten. Sie beschäftigte sich, ohne jedoch irgend Jemand zu vernachlässigen, zumeist mit ihrer Mutter und Klas Malchus, da es ihr ein Vergnügen zu machen schien, diesen zu studiren. Die Damen erbaten sich auch ein frühzeitiges Abendessen, worauf sie gleich zu Bette gingen.

Es war Sitte im Hause des Obersten zusammen zu frühstücken. Dies geschah in dem kleineren Zimmer, wo Kaffee und Thee nebst Butterbrödchen servirt wurde. Die Kammerräthin fand sich jedoch nicht in diese Einrichtung. Um halb zehn Uhr, der gewöhnlichen Versammlungsstunde im Herbst und Winter, lag sie noch; auch wollte sie ihren Kaffee im Bette haben. Und obschon Isabelle demselben Geschmacke huldigte, besaß sie hinlänglich Achtung vor den Wünschen ihres Vaters, um

dieselben nicht zu überschreiten, wenn sie nicht, wie bisweilen geschah, bis zu einer lächerlichen Genauigkeit gingen, für welchen Fall sich Isabelle vorgenommen hatte, ihren eigenen Willen zu haben. Sie kannte die Schwachheiten ihres Vaters vollkommen; und da sie zum voraus wußte, in wie manchen Dingen sie ihm mißfallen würde, machte sie sich ein Vergnügen daraus, ihm in diesem Punkte zu Willen zu seyn: Sie war die Erste im Frühstückzimmer.

Zwei kleine gedeckte Tische nebst dem prasselnden Kaminfeuer und einem freundlichen Sonnenstrahle, der zum Fenster herein blickte, gaben dem kleinen an sich schon heitern und gemüthlichen Zimmer etwas recht Behagliches. „Hier," dachte Isabelle, und sah sich einen Platz fur ihren Nähtisch aus, „hier wird es mir viel wohler seyn, als in dem weitläufigen Saale und den ängstlichen Staatszimmern!" Sie ging herum und ihre leuchtenden Blicke schienen sich an allem zu freuen, alles zu umfassen; aber auf einmal blieb sie stehen, und fuhr schnell mit der Hand unter den großen rothen Schawl, der auch heute ihre Gestalt umhüllte. In diesem Augenblicke wurden ihre Augen schwarz. Sie sah mit einem Ausdruck himmlicher Unruhe nach der Thüre, und da Alles stille war, setzte sie sich auf einen Stuhl an das Feuer. Die schönen Glieder fielen über einander, aber es war klar, daß sie keine Ruhe fanden, denn der schwarze Glanz des Auges nahm jetzt sogar einen wilden Charakter an. So blieb sie einige Minuten; da hörte man schnelle Schritte aus dem Oehrn her dem Speisesaal sich nähern. Sogleich hatte Isabelle die freie Anmuth in ihren Manieren wieder angenommen: die Augen strahlten in höherem Glanze, als der heraufsteigende Tag, die Lippen lächelten, und von dem weißen Gewölbe der Stirne verschwand jede Runzel, die noch eben dort hatte weilen dürfen.

Es war Richard. Er, der an den Vormittagen

gewöhnlich viel auszurichten hatte, war auch der Erste beim Frühstück. Eine Wanderung nach der Sägmühle hatte seinem Gesichte eine frische warme Röthe verliehen, und so trat er hereinund war nicht wenig angenehm überrascht, Isabellen schon vorher da zu finden.

„Ei, wenn ich nur das gedacht hätte!" sagte er und ergriff mit dem glücklichen Privilegium eines Vetters ihre Hand, als sie aufstand, um ihn zu begrüßen. „Welch' eine kleine, weiße und schöne Hand, Du darfst mich nicht so hart strafen, wenn ich es nicht unterlassen kann sie zu küssen! Aber — liebe Isabelle, wie bleich bist Du heute! Ich glaube, Du gleichst eher einem Kunstwerk in Marmor als einer lebendigen Schönheit."

Isabelle lächelte. „Du bist noch kein vollkommen artiger Cavalier, Richard," sagte sie. „Ich sehe, ich muß Deine Erziehung vollenden. Meinst Du, um mit Papa zu sprechen, es zeuge von Welt, wenn man einer Dame sagt, sie sehe aus wie ein Steinbild? Ich bin genöthigt, Dich für den Anfang mit einer Tasse Thee zu bedienen und Deine Ideen aufzufrischen."

„Nein, um Alles in der Welt keinen Thee Morgens. Die Ideen würden dann gewiß den ganzen Tag über wässerig seyn. Wenn ich mir dagegen eine Tasse Kaffee von Deiner Hand ausbitten dürfte."

„Es ist nur die Frage, ob ich Dich nicht auf diese Art eigentlich verziehe! In demselben Augenblick eine Gnade zurückzuweisen und eine neue zu begehren ist etwas stark, und läßt sich nur in so fern entschuldigen, als Du ein . . ."

„Landjunker bist, meinst Du?"

„Meinetwegen! obschon ich hinzusetzen wollte: Als Du ein Vetter bist. Aber in dieser doppelten Eigenschaft als Vetter und Landjunker bist Du auch doppelt entschuldigt."

„Es ist hart," sagte Richard lachelnd, „der Besitzer zweier Titel zu seyn, die so zweideutig sind, daß sie uns die Nachsicht einer jungen Dame verschaffen, ohne sie

verschuldet zu haben! Ich wäre im Grunde bereit beiden zu entsagen."

„Laß das bleiben, Richard! Wenn es für einen jungen Mann nicht immer das Angenehmste ist, Vetter zu seyn, so ist es desto bequemer und angenehmer für ein junges Frauenzimmer einen solchen zu haben. Die lieben Verwandtschaftsverhältnisse entschuldigen eine Menge Freiheiten, Aufträge, Ansprüche, Lasten und Obliegenheiten aller Art und ein Vetter muß sich ganz unentbehrlich machen. Er ist der glücklichste Inbegriff alles Gesagten und Ungesagten."

„Und was genießt dieser glückliche Inbegriff alles Gesagten und Ungesagten, für Gegenprivilegien?"

„Verschiedene — so z. B. wagt er Kaffee zu begehren, wenn man ihm Thee anbietet. Er darf die vertraulichen Worte hören: Geh Deiner Wege; ich will allein seyn! etwas was man Andern nur durch saure Mienen kund thut. Dazu darf er bisweilen vorlesen, bisweilen Gesellschaft leisten, und mag sich immerhin an Weihnachten, sowie an Namens- und Geburtstagen auf ein Portefeuille, eine Jagtasche oder dergleichen gefaßt machen."

„Nicht so übel, das muß ich gestehen! Wenn nur das Gesagte und Ungesagte nicht gar zu weitläufig wird... Aber da kommt der Onkel."

„Wie — schon auf, Isabelle? Guten Morgen, mein lieber Richard! Willst Du so gut seyn und Deiner Tante sagen, daß wir auf sie und den Kaffee warten. Du bist etwas blaß auf die Reise, mein Kind! Du hättest erst später aufstehen sollen."

„Aber ich weiß von Alters her, daß es der Papa gerne sieht, wenn wir zusammen frühstücken."

„Meine liebe Isabelle," sagte der Oberst höchst erfreut über die Artigkeit seiner Tochter, und küßte sie förmlich und zierlich auf die Wange, „dies ist eine Aufmerksamkeit; wofür ich Dir sehr danke, aber ich würde

ihr doch gerne entsagt haben, wenn ich dafür eine etwas bessere Farbe an Dir gesehen hätte."

„Wenn ich mich recht erinnere, so wünschte mir Papa gestern gerade Glück, daß ich keine Farbe habe?"

„Daß Du nicht zu blühend seyest, meinte ich, denn das kleidet ein Frauenzimmer nicht gut, was Du an unserem Virginchen sehen kannst, die auf jeder Wange eine Gichtrose hat. Aber eine gewisse feine Röthe, wie Du sie eben gestern hattest, ist sehr hübsch."

„Ach!" sagte Isabelle mit einem leichten Seufzer, „diese Röthe hatte ich von der Reise her. Im Allgemeinen bin ich beinahe immer so blaß wie jetzt."

„Auch das hat seinen großen Reiz. Sey nicht betrübt darüber, mein Kind! Deine Weiße ist sehr rein, beinahe durchsichtig, und ein ganz klein wenig ... Nun, guten Morgen, Kapitän! Wir haben heute ein ausgezeichnet schönes Wetter. Ich denke, der General wird sich bei dieser Lage der Dinge auf den Weg machen."

„Gott gebe, daß er so thun möchte," erwiederte der Kapitän ernsthaft. „Ich sehne mich ordentlich nach seiner Ankunft. Das Fräulein hat gut geschlafen, hoffe ich — obschon nach dem Auss.hen zu urthei!..." Der Rest des Wortes wurde von einem großen langen Gähnen verschlungen.

„Mein lieber Kapitän! lassen sie uns nicht nach etwas so Ungewissem wie dem Aussehen urtheilen! Sie wollen sagen, es sehe aus, als hab' ich nicht geschlafen! Was sagen Sie dazu, wenn es mir vorkommt, als schlafen Sie selbst noch?"

Der Kapitän verbeugte sich und nahm etwas betroffen eine Prise Tabak. Entweder war er noch nicht recht munter, oder war etwas an Isabellen, das seinen gewöhnlichen erfinderischen Geist hemmte. Vielleicht fand er auch den Stich gerecht; denn mit einem Frauenzimmer gähnend zu sprechen... ei, ei... Aber gestern war sie ja so gnädig! Ja gestern — als ob die Frauenzimmer jemals heute wären wie gestern!

„Ich wußte nicht," sagte der Oberst, um den Faden wieder aufzunehmen, „daß der Kapitän ein so großer Freund von dem General D — ist. Doch dieß ist ein sehr liebenswürdiger, anziehender alter Mann, es ist also ganz natürlich!"

„Ja, ganz natürlich," fuhr der Kapitän fort, der jetzt wieder in seinem Elemente war. „Ich zähme meine Geduld dadurch, daß ich mir in Gedanken stets den Satz wiederhole, den der Pfarrer S — bei Gelegenheit sagte, als er einmal mit einem Fähndrich in einen Kaufladen trat. ‚Was kostet ein sogenannter Pfarrersknaster?' fragte der Geistliche, und bekam zur Antwort: ‚Einen Reichsthaler!' — ‚Pfui Teufel!' rief der Fähndrich, ‚wie kann man solches Zeug kaufen! Ich rauche nur Generalsknaster für zwei Banko!' — ‚Hm!' versetzte unser Mann, ‚wenn ein General nicht mehr kostet, welch' einen elenden Werth muß dann nicht ein Fähndrich haben?' — Nun weiß zwar Gott, daß ich keinen Anspruch darauf mache, einem luftigen Fähndrich zu gleichen; aber dessen ungeachtet kann ich nicht unterlassen, mich an die gesunde und rechtgläubige Logik des Pfarrers zu halten, an den Unterschied nämlich, der zwischen einem armen Fähndrich oder einem ditto Kapitän einerseits, und einem General andererseits besteht. Ja, Brandker, sag' ich zu mir selbst, das ist ein großer Unterschied, Du kannst es nicht läugnen; aber verflucht hart ist es doch, daß Du keinen Schimmer von rothem Lack vor — der Ankunft des Generals zu Gesichte bekommen sollst; Du magst Dich also darnach sehnen!"

Der Oberst drohte mit der Hand. „Man darf unserem braven Kapitän nicht böse werden," sagte er gleichsam entschuldigend zu Isabellen. „Ich versichere Dich übrigens, daß der Wein sehr gut ist."

„Und ich versichere Sie, daß der Herr Oberst sich nicht im Geringsten auf den Wein versteht."

„Das ist etwas stark, mein Kapitän."

„Nein, sehr schwach, behaupte ich."

„Ich meine nicht den Wein, sondern Ihren Ausdruck! Zu sagen, daß ich nichts verstehe!"

„Da kann ich nicht helfen. Ich sage immer rein heraus, wie ich denke, und das ist: daß ein wahrer Weinkenner nie einen solchen Wein kostete oder ihn auf seinen Tisch kommen ließe, wenn er sich einen andern halten könnte."

Da der Oberst nie zugestehen wollte, daß es etwas gebe, worin er nicht vollkommener Richter sey, so ward er jetzt genöthigt, seine Ehre als ächter Kenner — obschon ihn dieß eine neue Weinauflage kostete — auf eine feine Art zu retten.

Mit einem nicht übel gelungenen Gelächter rief er: „Mein lieber Kapitän! wenn es drauf und dran kömmt, so hat Stensson vielleicht zwei Sorten heraufgenommen. Der, den ich gewöhnlich beim Essen benütze, ist guter Portwein; denn aufrichtig gesagt, ich bin ein zu alter Versucher, um mich prellen zu lassen. Aber im Keller ist ein Bret mit schlechteren Weinen für das Gesinde. Es muß von dieser Sorte nur gegen meinen Willen auf den Tisch gekommen seyn."

Der Kapitän war mit dieser Erklärung sehr zufrieden. Er wußte, daß man von sogenannten Hausfreunden viel verlangte. Ueberdieß hatte er seinen Endzweck erreicht, und somit war es gut.

Den Rest des Vormittags über half Virginie Isabellen beim Auspacken ihrer Garderobe, oder vielmehr, Virginie packte sie aus; denn Isabelle war müde und lag auf dem Sopha und sah zu. Ein paar Mal wollte sie allerdings Virginie bei ihren Bemühungen helfen; aber die freundliche, artige Virginie, die kein größeres Vergnügen kannte, als andern zu dienen, bat sie so herzlich, keine Hand anzulegen, daß Isabelle es hingehen ließ; und da stand nun Virginie wie ein dienstfertiges Kammerjungferchen, wenn sie die Sachen ihrer Gebieterin ordnet.

„Willst Du es so haben, liebe Isabelle? In den

Kasten rechts vom Alkov hänge ich Deine schönen seidenen und Florkleider, und in dem links die einfacheren Zeuge, die Tibet, Battist, Indienen, Kattunkleider und wie sie alle heißen... Ach wie viele Blouseröcke! Wann ziehst Du denn die an?"

„Beinahe jeden Tag! Ich habe eine ordentliche Passion für solche Kleider, und es ist mir in andern nicht recht wohl."

„Nun, das ist merkwürdig! Ich meine, sie sitzen so lose und häßlich."

„Und ich liebe Alles, was leicht anliegt. Unsere gewöhnlichen Kleider quälen und peinigen mich entsetzlich."

Die Mädchen fuhren in ihrer Toilettenunterhaltung fort, und waren davon auf Verschiedenes gerathen, als sie von der Botschaft überrascht wurden, daß sie zum Essen kommen sollten.

„Ach ich habe mich ganz vergessen!" rief Virginie ängstlich, „ich bin nicht angezogen!"

„Wie so? Du bist ja sehr nett, sehr hübsch!"

„Ja freilich, in dem alten Rock da, den ich dreimal gewendet und gefärbt habe! Glaubst Du, ich wolle mich in dem bei Tische zeigen? Nein, ich werde mein schwarzes Tibetkleid und meinen neuen Kragen anziehen, wenn ich auch einen Verweis bekomme, daß ich auf mich warten lasse!" Und mit ein paar leichten Sprüngen war Virginie weg.

„Tante!" rief Isabelle durch die halbgeöffnete Thüre, „was kann lächerlicher seyn, als hier auf das Land zu gehen, und sich einigemale des Tages mit Umkleiden zu quälen, wenn man doch gut und vollkommen angezogen ist!"

„Liebe Isabelle, mein Zuckermädchen, sey nicht ungeduldig! Thu' mir den Willen und ziehe etwas anderes an! Den grauen seidenen Rock da."

„Nein, durchaus nicht — er sitzt so fest! Hätt' ich das gewußt, so..."

„Nimm wenigstens das Zitzkleid da, und einen an-

dern Shawl: Nur damit Dein Vater eine kleine Aenderung sieht.“

„Nein, meinen rothen Shawl lege ich nicht ab, aber das Kleid will ich wohl anziehen, obschon das, welches ich jetzt anhabe, weit hübscher ist.“

„Du wirst auch Deinen schönen blauen Shawl nehmen,“ bat die Kammerräthin schmeichelnd, „wirst Du nicht, Isabellchen?“

„Ach, wie die Tante so... lieb ist!“ Isabelle küßte mit einem etwas zweideutigen Lächeln die Hand der Tante.

„Ich versichere Dich, mein artiges Mädchen, bei Deinem Wuchs und Deiner Figur sitzen Blousekleider so scharmant, daß Du sie nicht durch einen großen Shawl zu verhüllen brauchtest. Es würde auch etwas vollständiger gekleidet aussehen, wenn Du einen Spitzenkragen um den Hals legtest.“

„Wenn ich mich nicht in meinen Shawl hüllen darf, Tantchen, so bin ich in einem solchen Kleide eben so genirt, wie in einem Andern. Die Tante weiß ja, daß, wenn mich das nicht so quälte...“

„Kein Wort mehr, mein Engel! Da hast Du den herrlichen Shawl. Gott segne Dich! Laß mich Dir helfen!“ Und Tante Katharine Sophie setzte auch mit dem blauen ihren Willen durch. Isabelle zog den Shawl vor dem Spiegel an, und nachdem sie ihren Haarputz einige Male übersehen hatte, — denn hierin war sie außerordentlich genau, — nahm sie den Arm ihrer Tante und wanderte nach dem Speisesaal.

Der Oberst hatte darauf gerechnet, seine Tochter wenigstens heute in einer ordentlichen Toilette zu sehen. Aber aufs Neue hierin getäuscht, erachtete er einen kleinen Vorwurf für durchaus nothwendig, als sie sich nachher allein in dem Nebenzimmer befanden.

„Meine liebe Isabelle,“ hieß es, „ich kann nicht umhin, wie wahrscheinlich auch die übrige Gesellschaft mich darüber zu verwundern, daß eine Stockholmer Dame sich von einem Landmädchen verdunkelt sehen will. Das

Kleid Deiner Cousine Virginie hat einen süperben Schnitt und sitzt meisterhaft. Ihre Chemisette ist von der feinsten Stickerei, und ihr leichter schwarzer Langshawl, etwas so geschmackvoll an einem jungen Mädchen, seht Ihr unstreitig viel b.sser, als wenn sie wie Du ihre ganze Figur in ein großes Tuch eingehüllt hätte. Oder hab' ich nicht recht, Mama?" Der Oberst meinte in diesem Falle der Sicherheit halber an seine Frau apelliren zu können, die selbst einen reich garnirten Trauerkragen an hatte.

„Mein bester Malchus," erwiederte die Baronin sanft, „wenn Isabelle Deinen Wunsch in dieser Hinsicht kennen wird, so bin ich gewiß, daß sie sich ein wenig mehr Zeit zu ihrer Toilette nimmt."

„Ich für meine Person," bemerkte die Kammerräthin und nahm eine wichtige Miene an, „finde an Isabellens Toilette nichts zu bemerken! Wenn sie, wie es gewöhnlich der Fall ist, ein wenig friert, so muß man ihr wohl das Vergnügen lassen, sich in ihren Shawl hüllen zu dürfen."

Der Oberst verbeugte sich sehr zierlich und versicherte, es solle künftig in den Zimmern doppelt geheizt werden. „Aber," setzte er hinzu und wandte sich wieder an seine Tochter, „ich muß Dir sagen, mein Isabellchen, daß es mir äußerst unangenehm wäre, wenn des Generals, die wir jeden Augenblick erwarten können, das Fräulein von H— am Abend in einem passablen Morgenanzug fänden."

Isabelle erwiederte kein Wort auf diese Zurechtweisung; aber ihre blaßblühende Wange ward von einer Wolke bepurpurt, und die Lippe trat über zwei weiße Zähne, die sich fest in ihren Korallenrand drückten.

Der Oberst sah, daß sie verdrießlich war; er faßte daher ihre Hand und führte sie nach dem innersten Zimmer der Baronin. „Laß uns einige Augenblicke allein mit einander sprechen," sagte er, „wir werden einander dann vielleicht besser verstehen."

„Die Unbedeutendheit des Gegenstandes," entgegnete sie beinahe kalt, „verdient nicht, daß man so viel Gewicht darauf legt."

„Der Gegenstand ist nicht unbedeutend; und ich hoffe, Du läßt Dich davon überzeugen, wenn ich Dich versichere, daß es mir von der größten Wichtigkeit ist, daß wir sämmtlich dem General und seiner Familie die höchste Aufmerksamkeit erweisen. Ich gestehe, ich suche ihn besonderer Absichten halber zu gewinnen, und der Alte sieht sehr auf eine geziemende Aufmerksamkeit, das ist einmal seine schwache Seite."

„Ich werde es," versetzte Isabelle mit einem halben Lächeln, „gewiß nie an der geziemenden Aufmerksamkeit für Papa's Gäste fehlen lassen; aber ich hoffe, der General dehnt seine Ansprüche auf Aufmerksamkeit nicht so weit aus, daß man deßhalb den Shawl ablegen und sich in Gala kleiden muß."

„Nicht ablegen, das gewiß nicht; aber er kann wenigstens verlangen, bei Tische die Damen des Hauses ordentlich gekleidet zu sehen! Und da Du mich überdieß noch besonders dadurch verbindest, so ..."

„Wenn Papa und der General selbst nicht schon seit längerer Zeit den Abschied genommen hätten, so möchte ich glauben, Papa mache ihm den Hof, um befördert zu werden. Nun aber hiervon durchaus keine Rede seyn kann, ist es mir unmöglich zu begreifen, was wir Frauenzimmer ausrichten können und zu welchem Endzweck."

„Das sollst Du wissen, mein Kind! Der Plan ist tief überlegt, und es braucht nur ein wenig Diplomatik, um ihn durchzusetzen. Ich will Dir nämlich in größtem Geheim und als den besten Beweis meines Vertrauens mittheilen, daß ich eine Heirath zwischen der Tochter des Generals und Klas Malchus zu Stande zu bringen wünsche."

„Ich glaube, es wird keine geringe diplomatische Geschicklichkeit bedürfen, um den Letztern dazu zu ver-

mögen, wenn die Sache nur von Papa's eigenem Wunsche unterstützt wird," wandte Isabelle ein.

„Bisher hatte sie keinen andern Bundesgenossen; aber ich gestehe, daß ich auf Dich, auf Deine Klugheit und Deinen scharfen, feinen Blick rechnete. Der General, obschon selbst nicht von eigentlicher Familie, besitzt doch einen durchaus befriedigenden Rang und Vermögen. Das Fräulein ist hübsch und anziehend. Eine Dame mit allzu großen Pretensionen und einem größeren Reichthum würde ihr Auge nicht auf Klas Malchus werfen."

„Das thut vielleicht Fräulein von D— auch nicht."

„Sie ist noch so jung, daß sie wahrscheinlich noch nicht unter Vielen zu wählen hatte; und wenn es wahr ist, was man behauptet, daß junge Mädchen von allem Eigenen und Ungewöhnlichen gefesselt werden, so habe ich in dieser Hinsicht gute Hoffnung, denn Gott weiß, daß es Klas Malchus nicht an Eigenheiten fehlt: Er ist die wunderlichste Figur, die unser Herr erschaffen hat! Aber ich brauche in dieser Sache einen Vertrauten, denn ich konnte Mama nicht weiter als einen halben Wink darüber geben."

„Ich fürchte," entgegnete Isabelle aufrichtig, „Papa hat in mir nur ein geringes Talent zu Intriguen entdeckt. Auch fürchte ich, daß Papa Klas Malchus' Charakter nicht recht beurtheilt. Er hat ein tiefes Gefühl und einen hohen Begriff von Ehre; und ich wage zu glauben, daß Papa nie nach Gutdünken über ihn verfügen kann."

„Aber Du mußt doch selbst einsehen, mein Isabellchen, daß dieses Gutdünken, wie Du es zu nennen beliebst, nur sein Bestes sucht; und ich glaube, Du wirst gestehen, daß Klas bei seinem einseitigen Charakter, seiner Neigung für die Einsamkeit und seinen übrigen Narrheiten ohne Zweifel weit glücklicher würde, wenn er je eher desto besser ein gutes Weib bekäme, das Geduld mit ihm hätte und nach ihm sähe."

„Das glaub' ich auch, wenn die Wahl seine eigene

wäre. Ich will indessen seine Gedanken in dieser Hinsicht ausforschen. Laßt uns dann die zugedachte Braut betrachten! Dießmal wird es wohl auf keinen Fall eine Werbung absetzen."

„Nein, sofern dies nicht durch einen Coup de main geschehen könnte. Und ich glaube bestimmt, daß, wenn es einmal gut ausgeführt wäre, er sich damit zufrieden geben würde: Er ist so passiv!"

„Ich begreife nicht," sagte Isabelle und sah fest in das schlaue Gesicht des Vaters, „was für einen Vortheil Papa daraus ziehen kann, wenn Klas so bald verheirathet wird! Wozu denn diese Eile?"

„Vor einigen Tagen," sprach der Oberst und seine Züge nahmen einen bedenklichen und unruhigen Ausdruck an, „würde ich Dir auf diese Frage geartwortet haben: Es eilt durchaus nicht, und der ganze Vorschlag ist nur ein natürlicher Wunsch, das Eigenthumsrecht des Fideicommisses durch einen neuen Sprößling in unserer Linie befestigt zu sehen. Klas Malchus dürfte nicht alt werden; und auf alle Fälle muß ein Vater auf das Glück seines Sohnes bedacht seyn, welches durch eine Verbindung mit dem Fräulein von D — ohne Zweifel begründet werden würde. All das möchte ich Dir damals geantwortet haben; aber heute muß ich mit Kummer hinzusetzen, daß, wenn wir Klas Malchus nicht verheirathet haben, ehe er mündig wird, wir ein Unglück erleben dürften, das ich beinahe nicht Muth habe, auszusprechen."

„Papa setzt mich in das größte Erstaunen."

„Nimm Platz, mein Kind, und laß uns vertraulich mit einander sprechen! Was ich Dir bis jetzt anvertraut habe, ist nur ein Geringes gegen das, was ich jetzt sagen will. Ich bitte Dich nicht, mit diesem Geheimniß vorsichtig zu seyn: Es liegt in der Natur der Sache, daß Du das bist! Und ich bezweifle auch nicht, daß Du die außerordentliche Attension zu schätzen verstehst, die ich Dir erweise, indem ich in dieser eben so kitzlichen als wich-

tigen Affaire an Dein Urtheil appellire und Deine Mitwirkung begehre."

„Mein Gott!" dachte Isabelle, „wenn wir doch aus dieser Einleitung draußen wären!" Ihre Augen sprachen, so deutlich als Augen nur sprechen konnten, daß sie die Aufmerksamkeit selbst sey.

Der Oberst zog einen Stuhl ganz nahe zu seiner Tochter und nachdem er das Nastuch herausgezogen, gehustet und sich geschneuzt hatte, sprach er in flüsterndem Tone: „Klas Malchus ist jetzt, wie Du weißt, ungefähr sechs Wochen lang daheim; während dieser Zeit hat er beinahe täglich einen mehrstündigen Spaziergang gemacht, ohne daß ich jemals — denn es fällt mir nicht ein, meinen Kindern nachzuspioniren — gefragt oder nur daran gedacht hätte, wohin er ging. Gestern blieb er länger als gewöhnlich aus, und wir waren genöthigt, uns ohne ihn zu Tische zu setzen. Ich weiß nicht, wie es kam, aber Virginie wunderte sich über sein Ausbleiben, worauf dann der Stallmeister einige Winke fallen ließ, die mir damals lächerlich erschienen. Er wollte nämlich mit Bestimmtheit wissen, daß Klas Malchus nur Einen Zielpunkt seiner Wanderungen habe — nämlich das Meßner-Haus, wo ihn eine Anziehungskraft halte, die sich leicht errathen lasse. Als der Stallmeister diese Saite berührte, argwohnte ich gleich, daß eine kleine Eifersucht mit im Spiele sey, denn der feine Herr macht auch seine ziemlichen Morgenspaziergänge. Inzwischen lachte ich bei mir selbst und dachte, eine kleine Liebschaft würde wahrscheinlich mehr Leben in Klas Malchus bringen, als alle Versuche auf gewöhnlichem Wege. Während dieser Gegenstand noch abgehandelt wurde, trat er ein. Es machte mir ein Vergnügen, ihn ein wenig in Verlegenheit zu bringen; aber ich wollte, ich hätte es nicht gethan, denn es fiel nicht gut aus; und wir hätten uns gewiß eine Scene nicht sehr angenehmer Art bereiten können, wenn Eure Ankunft nicht eine willkommene Unterbrechung dargebracht

hätte. Klas Malchus aufgeregte Gemüthsstimmung konnte meiner Aufmerksamkeit nicht entgehen; und da ich ihn diesen Vormittag Hut und Stock nehmen sah, um sich auf die gewöhnliche Fahrt zu begeben, kam es mir in den Sinn — denn der Pflicht eines Vaters muß man natürlich viel nachsehen — ihm in einiger Entfernung zu folgen, und kurz und gut zu sehen, wie die Sache stünde.

„Ich kam ungefähr eine halbe Stunde später als er selbst an dem Meßner-Hause an, und war mit dem Vorwande versehen, daß ich mit dem Kapellmeister über das Impfen sprechen wolle, falls dieser zu Hause seyn würde. Aber ich erfuhr schon unterwegs, der Alte sey nach dem Pfarrhofe gegangen. Nun, so ging ich denn zu, und da ich des Spioniren wegens gekommen war, legte ich das Auge an das große Schlüsselloch unter der Thürklinke und dort sah ich alles eben so gut, als ob ich im Zimmer selbst gewesen wäre.

„Da saß nun Jungfer Marie am Tische, mit einem Gesichte roth wie eine Rose, und Klas Malchus im Lehnstuhl des Kapellmeisters in möglichst bequemer Lage. Ich hatte gehofft, etwas Weniges über irgend ein tölpelhaftes Manöver lachen zu dürfen, wie er etwa dem Mädchen einen Kuß stehlen wollte, oder so etwas; aber es bedurfte nur einen einzigen Blick in sein Auge, um zu wissen, wie es sich eigentlich verhielt, und ich kann Dich versichern, daß niemals die heilige Maria von einem enthusiastischen Maler mit einer tieferen Bewunderung, einer erhabeneren Anbetung betrachtet wurde, als jetzt in dem Auge unseres phlegmatischen Klas Malchus für diese allzuirdische Maria leuchtete. Nun weißt Du, Isabelle, daß ich nicht allein einige Weltklugheit besitze, sondern auch das menschliche Herz genau kenne; und deßhalb sehe ich voraus, daß, wenn Klas Malchus aus seinem Phlegma erwacht, wenn, was Gott verhüte! ein unseliger Zufall dieses bloße Wohlseyn, das er jetzt empfindet, in Leidenschaft verwandeln würde, das Feuer an

allen Ecken ausschlagen wird und dann mag, wer kann, zu löschen und einen solchen Kopf zur Vernunft zu bringen versuchen! Bei dem bloßen Gedanken daran sehe ich im Geiste die schrecklichen Auftritte, welche die Zukunft herbeiführen wird; aber all diesem Uebel könnte man ohne Mühe zuvor kommen, wenn man ihn in größter Eile verlobte und verheirathete. Die ganze Sache verginge dann, ohne daß er jemals wüßte, daß er in Meßners Marie verliebt war; denn wenn es keine Zufälligkeiten in der Welt gäbe, könnte er ganz sicher Jahr aus Jahr ein seine gewissen Stunden an jedem Tage neben dem Mädchen sitzen, ohne daß es ihm einfiele, auch etwas Anderes zu thun."

Was in dieser ganzen Erzählung Isabellens Verwunderung am meisten erweckte, war der Scharfsinn ihres Vaters. Sie mußte sich gestehen, daß sie ihm nie zugetraut hätte, so tief schauen zu können; aber sie sah ein, daß die Furcht dießmal seinen Blick so außerordentlich geschärft hatte.

„Mein bester Papa," sagte sie und legte in ihren Ton eine weit feinere Schmeichelei, als die Artigkeit selbst enthielt, die sie ihm sagen wollte, um ihn auf das Vortheilhafteste zu stimmen, „ich gestehe, daß Papa eine Feinheit im Urtheil, eine Sicherheit im Blicke besitzt, die meine Bewunderung erregt."

„Man hat nicht umsonst gelebt, mein Kind! Man besitzt einigen Takt und einige Observationsgabe!" Der Oberst sah sehr zufrieden aus.

„Und ich bezweifle nicht, daß Papa die Sache von einem richtigen Gesichtspunkte aus betrachtet. Nehmen wir also an, eine jener unglücklichen Zufälligkeiten komme mit ins Spiel, wer hätte denn das Recht, sich Klas Malchus Wunsche entgegenzusetzen, wenn er auf seine eigene Art glücklich seyn wollte?"

„Niemand hat ein eigentliches Recht dazu, wenn Klas das Alter der Mündigkeit erreicht hat, und ich bin

überzeugt, daß man auf meinen Befehl oder Wunsch keine Rücksicht nehmen würde; aber merke wohl, was ich sage: Wenn es je so weit käme, daß er seiner Familie diesen schmutzigen Schimpf zufügte, so gehe ich mit meinem Weib als Bettler von Tyringsholm fort; denn so wahr ich ein Edelmann bin, ich werde nie von einem solchen Schurken von Sohn einen Bissen Brod annehmen, und nie meine Einwilligung zu dieser Erniedrigung geben, wenn er auch selbst und Du und Deine Mutter auf Euren Knieen mich darum anflehtet, das schwöre ich! Ich weiß, wie sehr er seine Mutter liebt. Er würde sie nie wieder sehen dürfen, nicht einmal auf ihrem Todtenbette; denn zu meiner Thüre, wo sie nun auch wäre, würde er nie eingelassen, und wenn er vor Reue stöhnend auf ihrer Schwelle läge!"

Isabelle hielt ihren Vater für fähig, Wort zu halten: Sie wußte, daß er Glanz, Wohlstand und Pracht sehr liebte, daß er aber das, was er für seine Ehre hielt, noch höher schätzte; und sie fühlte sich von diesem Zutrauen beunruhigt, das er ihr nur darum geschenkt hatte, damit sie ihm in seinen Plänen beistünde. Sie hatte überdieß einen tiefen Abscheu vor jeder Art Intriguen, und nur um ihren Vater durch einen bestimmten Widerstand nicht zu einem übereilten Schritte zu reizen, versprach sie über die Sache nachzudenken. „Aber," setzte sie hinzu, „ich erinnere mich zum Voraus, daß die höchste Vorsicht nothwendig ist."

„Glaubst Du, mein Kind, so etwas brauche man mir zu sagen? Ich gehe ja beinahe wie auf Eiern, weil ich fürchte, man möchte eine weitere Anspielung auf seine Besuche im Meßner-Hause machen, aber kannst Du denn kein Mittel ausfindig machen, das ihn davon abhielte, ohne daß er es selbst merkte?"

„Unmöglich! Wenn er einen Plan argwohnte, so wäre, wie Papa vorhin sagte, das Feuer sogleich los. Aber wie kam Papa wieder fort?"

„Ich schlich mich weg, wie ich gekommen war:

aber stille! Geht da nicht Jemand — Deine Mutter?“ Der Oberst blinzelte und flüsterte, indem er nach einer andern Seite hinging: „Ich baue auf Deinen Scharfsinn, mein Kind, und hoffe, Dir nicht umsonst ein so großes Vertrauen geschenkt zu haben!“

„Ein schönes Vertrauen!“ dachte Isabelle bei sich selbst, „was wird aus All dem werden? Aber zur Mitspielerin gebe ich mich nicht her. Armer Klas! Wenn Du wüßtest, daß Dein Geheimniß schon ausgekundschaftet, nach allen Seiten gewendet und überlegt ist, ehe Du selbst weißt, daß Du eines hast, daß Du einen so umsichtigen Vater hast, der den ganzen Kreislauf Deines Lebens zum voraus aussteckt und bestimmt, was Du fühlen und nicht fühlen, thun und nicht thun sollst! Vielleicht werde auch ich bald der Gegenstand einer ähnlichen Berathung, nur auf einer anderen Seite. Aber mein geehrter Vater, nimm Dich vor den unvorhergesehenen Zufälligkeiten wohl in Acht!“ Bei dem letzten Gedanken flog ein Seufzer aus Isabellens Seele, und verweilte eine flüchtige Sekunde lang auf ihren Lippen.

Zwölftes Kapitel.

Virginiens Abendbülletin an ihre Mutter.

„Liebes Mamachen!

Ich möchte wahrhaftig wissen, was Papa und Mama von diesem Spektakel dachten? Ach der schöne Truthahn und der Rahmkuchen! Ich wußte, daß Mama Rahmkuchen hatte. Aber wie der Kapitän sagte, als er meine Betrübniß sah: „mein kleines Fräulein, Sie müssen sich zufrieden geben; denn wer kann gegen das Schicksal streiten?“ Ja, aber das war auch ein Schicksal! Doch ist wahr: die Tante, der Onkel, die Kammerräthin und Isabelle nebst unsern vier wilden Pferden,

ich meine unsere jungen Herren bitten sammt und sonders um Entschuldigung wegen ihrer Unart. Man darf aber auch billig fragen, was wohl unartiger seyn könne, als sich zuerst einladen, und dann Papa und Mama, und den Truthahn und Rahmkuchen vergebens warten lassen? Aber Mama wird bereits ahnen, daß etwas Außerordentliches vorgefallen seyn mußte, wenn der Onkel, dieser aufrichtige Verehrer aller steifen Ceremonien, einen solchen Fehler gegen den „guten Ton" begehen konnte: Beiläufig gesagt, wie spaßhaft der Onkel doch mit seinem „guten Ton" ist! Und dazu noch erst jetzt ein Gegengebot, wo es es schon so spät am Abend ist, daß sich Papa und Mama gewiß schon niedergelegt haben! Ja, dieß ist um so ärger, als der Hirtenjunge nicht dazu zu bringen ist, noch heute Nacht zu gehen, sondern erst morgen früh fort will, obgleich ich jetzt am Abend noch schreibe.

Aber man höre, was vorgefallen ist; und falls Papa noch etwas ungnädig ist, weil er heute das Essen spät und kalt bekam, so grüße ihn von mir, und sage ihm, daß er sich vollkommen ausgesöhnt fühlen würde, wenn er wie ich Zeuge von der Angst des Onkels gewesen wäre.

In meinem gestrigen Billet wurde gemeldet, daß das ganze Tyringsholmer Personale heute Mittag Tjällstorp die Ehre schenken werde, und dabei erwähnte ich auch, falls es Mama bemerkte, da es an der Seite heraufstand, daß der Onkel Briefe erhalten habe, welche die Ankunft des Generals auf übermorgen ankündigten. Gott verzeihe mir, es war mir recht verdrießlich, immer von des Generals und wieder von des Generals hören zu müssen, und ich sah wohl, daß es auch Isabellen nicht sonderlich damit gedient war. Ach, sie wußte nicht, wie viel wir von ihr und meiner Schwester, der Kammerräthin, „zum Voraus" hören mußten; aber das ist ungleich, denn es ist ja vorüber. Ich bin begierig, mit wem der Onkel das nächste Mal groß thun wird.

Nun, mein liebstes Mamachen, denke Dir nur, welch' ein ärgerlicher Zufall! Die Wagen waren schon angespannt, die Tante gab der Hausmamsell die letzten Vorschriften, Isabelle knüpfte den Hut vor dem Spiegel, die Kammerräthin legte die Stickstreifen wohl eingewickelt in den Beutel, Klas Malchus ging mit zugeknöpftem Rocke und die Hände in den Taschen, hinab, der Onkel stopfte seine Reisepfeife; Richard stand im Hofe und klatschte mit der Peitsche, der Kapitän schloß eben seine letzte Anekdote, und der Stallmeister, der nach seinem ersten mißlungenen Versuche, sich Isabellen angenehm zu machen, seinen Galanteriegeist etwas gezügelt hatte, begann, weil ihm versprochen war, daß er in ihrem Wagen fahren dürfe — denn das, daß ich auch darin fahren würde, hatte nichts zu bedeuten — bereits wieder aufzuschwellen und seine Pfauenfedern auszubreiten, da o Himmel! sah ich, die hinabgesprungen war, um etwas in die Wagentaschen zu stecken, eine Kutsche mit viel Geräusch und großer Eile durch die Allee herauffahren. Schneller als ein Gedanke war ich wieder im Saal. „Was gibts, meine Kleine?" fragte der Oberst; und da ich gleich durch seinen Ton daran erinnert wurde, daß es sich für ein wohlerzogenes Mädchen nicht schicke, so daher zu springen, bot ich, obschon sogleich wegen unsers Mittagsessens unruhig, Alles auf, um so gefaßt und anständig als möglich auszusehen, als ich antwortete: „Onkel, des Generals sind hier!"

Aber jetzt hätte ich gewünscht, daß Mama Alle zusammen und vor allem den Oberst gesehen hätte! Er wurde wahrhaftig ganz gelb im Gesichte. Ich begriff wohl, was ihn peinigte: da wir Alle fort wollten, so war kein Mittagessen gerichtet; und was in der Eile zubereitet werden konnte, würde, wie er gewiß glaubte, nicht vortrefflich und lecker genug werden. Es war also gerade wie bei der Ankunft der Kammerräthin, oder eher noch etwas schlimmer. Armer Onkel, immer muß das Vorzüglichste auf die Ankunft der hohen Fremden auf-

gespart werden, und dann machen sie ihm zum Dank dafür immer den Verdruß, daß sie zu bald kommen! Mama wird indessen wohl einsehen, daß wir nicht wie festgewachsen stehen blieben; denn die Fremden mußten doch empfangen werden.

„Eugenie," flüsterte der Onkel der Tante ins Ohr, „ich bitte Dich, biete Deinen ganzen Scharfsinn auf, um ein passendes Mittagsessen bis halb vier Uhr zu Stande zu bringen! Setze das ganze Haus in Bewegung! Ich muß selbst hinab; die Artigkeit erheischt, daß ich diese Pflicht nicht versäume."

„Sie werden wohl mit dem vorlieb nehmen, was man in der Eile zuwege bringen kann," erwiederte die Tante und nahm die Sache ganz ruhig.

„Vielleicht gar mit Rühreiern und gewärmtem Braten?" fragte der Onkel verächtlich. „Könnt Ihr denn nicht einem halben Dutzend Hühnern den Hals umdrehen? — welche Rathlosigkeit! Jetzt hält der Wagen! Ums Himmelswillen, Eugenie, laß uns nicht zu Schanden werden!" Und der arme Onkel sprang mehr hinab als er ging. Richard war ihm jedoch schon zuvorgekommen, und stand artig und komplimentirend am Wagen, was ich sah, als ich in aller Eile den Kopf durch die Gardinen streckte. Isabelle legte mit einem mißvergnügten Gesichte den Hut hinweg; aber Klas Malchus murmelte etwas von „jetzt vollkommen complett" seyn, worauf er sich fortschlich, und so that auch ich, um, wie die Mama sich wohl denken kann, der verwirrten Hausmamsell und der keuchenden Haushälterin eine hülfreiche Hand zu reichen. Und ich wundere mich nicht, daß sie keuchte. „Wenigstens fünf Gerichte bis ein halb vier Uhr!" während doch das arme Weib sich eben darauf bereitet hatte, einen ihrer seltenen Festtage zu feiern, einen solchen nämlich, wo sie durchaus nicht an das Essen denken durfte. Eine Haushäterin hat nie Rast noch Ruhe, und da ist es denn doch gar zu hart, wenn es sich einmal so glücklich schickte, daß die Herrschaft nicht zu Hause speisen

sollte, und sie nun anstatt des erwarteten süßen Friedens in ihrer Kammer bei der Kaffeekanne, dem Kartenspiel und etwas später am Abend der großen General-Musterung ihrer Schubladen, jetzt auf einmal ihre Thätigkeit vervielfacht in Anspruch genommen sieht, und Hals über Kopf — sie mag es nun anfangen wie sie will — ein Mittagessen anschaffen soll.

Und ein Mittagessen wurde es, und das erst noch ein recht prächtiges! Aber nichts konnte vortrefflicher seyn als der Onkel selbst. Er erschöpfte sich in Artigkeiten gegen den alten General und die Fräulein. Ja, ich meinte, daß er etwas gar zu viel Wesens machte.

Wenn ich jetzt in aller Eile der Mama die Fremden beschreiben sollte, da ich noch keine Lust zum schlafen habe, und Mama es lesen kann, wenn sie will und Zeit hat, so würde ich sagen, daß der General ein alter mit der Gicht behafteter Herr ist, der gar nicht wie unsere jetzigen feinen Militärs aussieht, die wir im Lustlager bei — — sahen. Ja, das waren andere Generale! Ich habe immer an die prächtigen und stattlichen Herren gedacht, wenn der Onkel von dem erwarteten Gaste sprach; aber das ist nun etwas ganz anderes! General D— hat eine weniger noble Haltung, als unser zierlicher Feldwebel Bjurmann; und der einfache Rock mit Band und Stern sieht eher aus, als sey er für einen invaliden Lieutenant gemacht, der in früheren Schlachten die Tapferkeitsmedaille erhielt, als für einen General. Herr Gott! was doch ein General so klein und unbedeutend aussehen kann! Aber damit ists noch nicht genug. Er macht zugleich ein Gesicht, als ob er beständig eine übelschmeckende Arznei auf der Zunge hätte. Doch dieß Alles ist etwas unartig von mir: denn wenn der General etwas weinerlich und kränklich aussieht, so war er doch gewiß in früheren Tagen ein wackerer und tüchtiger Offizier, sonst hätte er sich wohl nicht zu einem Grade heraufgearbeitet, der ihm einen Abschied als General verschaffte. Wie manche andere mürrische Greise findet er

ein Vergnügen daran, artig gegen die Damen zu seyn, und nimmt sich verschiedene Freiheiten heraus; aber am Spieltische muß er höchst ungnädig, sogar unerträglich seyn, denn bei all seinem Takt wechselte der Onkel ein paar Mal die Farbe. Auch beliebte der Kapitän nach seiner freien Art eine Menge Dinge zu äußern, die den Onkel offenbar in Angst versetzten und die kleinen Schleichwege zu rechtfertigen schienen, die er eingeschlagen hatte, um den Kapitän nicht bei der Parthie zu haben; aber da Tante Katharine Sophie, die das Spiel angefangen hatte, aufstand und dem Kapitän winkte, die Karten zu nehmen, so half es jenem nichts. Doch anstatt daß, wie der Onkel zu fürchten schien, zwischen dem General und Kapitän, der sich auch im Spiele keine Mühe gibt, artig zu seyn, Streitigkeiten entstanden, lief es sehr gut ab, obschon ich dem Onkel ansah, daß er ein Schwitzbad nach dem andern durchzumachen hatte.

Ueber die Fräulein wäre viel zu sagen; aber das muß ich noch aufsparen. Die ältere, die Tante des Fräulein Hedwig, ist eine jener alten bescheidenen Jungfern, deren es so viele Exemplare in den Familien gibt. Sie kommen immer ins Haus, um die Kinder zu erziehen und die Haushaltung zu besorgen, wenn die Frau stirbt oder fortreist. Diese alten Fräulein sind ohne Zweifel ein Segen, da sie ungeachtet ihrer vielen Spitzen um die Haube und ihrer bisweilen auch spitzigen Nasen, doch das wohlwollendste Herz und die unermüdlichste Geduld haben. Sie sind gewiß mit mehr als fünf Sinnen begabt, um alle Wünsche, Pretensionen und Commissionen ihrer Verwandten erfüllen zu können; und glücklich diejenigen unter ihnen, die am Ende einmal einen Ort erreichen, wo sie in Gottesnamen auch einmal Wirthinnen und Hausmütter seyn dürfen. Fräulein Gunilla mag wohl bei vielen sehr vornehmen Familien gewesen seyn, ehe sie nach dem Tode ihrer Stiefschwester ihre gegenwärtige Heimath in dem Hause des Generals erhielt. Sie sieht gutmüthig und freundlich aus; aber es läuft

mir eben wie kalt Wasser über den Rücken herab, wenn ich denke: „Gesetzten Fall, meine liebe Virginie, Du würdest selbst so ein von Haus zu Haus wanderndes Fräulein mit Spitzenhaube, Tabacksdose und einem stets demüthigen Gesichte!“ O wir armen Fräulein! Ich werde just melancholisch, wenn ich an die Zukunft denke; und mit einer gewissen innern Sympathie fühle ich mich zu dem freundlichen Fräulein Gunilla hingezogen, die wohl auch einmal eine frohe und schöne Heimath hatte. Gott sey Dank! daß ich sah, wie sie die Brille verlegt hatte, und sie ihr hervorholte.

„Das kleine Fräulein,“ wie man Hedwig heißt, ist das jüngste von vielen Geschwistern und das einzig lebende. Sie ist nur sechzehn Jahre alt, wild, fröhlich und kindlich. Wir sind schon die besten Freundinnen; aber es scheint mir, als sey sie nicht so schön, wie der Onkel gesagt hat. Nein, da hielt er bei Isabellen besser Wort! Isabelle, ja das ist Etwas! Ich schäme mich jetzt recht, wenn ich daran denke, daß ich mir noch vor einigen Tagen einbildete, selbst einige kleine Reize zu besitzen. Jetzt dagegen finde ich, daß ich recht häßlich bin, und so meine ich, muß Alles neben ihr aussehen. Vor Allem ihr Wuchs! — ich habe große Frauenzimmer stets um ihre hohe Figur beneidet; aber an Isabellen kann ich nichts beneiden, denn sie muß Alles haben. Doch die Anmuth ihres Wuchses liegt gewiß nicht darin, daß sie so groß ist; denn, wenn sie auch nicht länger wäre als ich oder Hedwig, würde sie doch gewiß dieselbe feine Grazie besitzen. Es ist die Haltung und freie Beweglichkeit des Körpers, was mich entzückt. Ich versuchte es neulich vor dem Spiegel, eine dieser leichten Manieren anzunehmen, aber ich mußte lachen, denn es wollte sich durchaus nicht thun. Das Beste von Allem ist aber vielleicht doch die Art, wie sie ihre Hände bewegt. Ich begreife nicht, wie die Hände eine solche Rolle spielen können, aber die ihrigen thun es! Es ist ein wahrer Styl in ihren Händen, so fein, so weiß und

sammetweich sind sie. Aber Niemand darf auch läugnen, daß jene wechselnden wasserhellen Steine in ihren brillanten Einfassungen das ihrige dazu beitragen. Isabelle kleidet sich sehr einfach, ich möchte beinahe sagen, mit einer gewissen Nachlässigkeit; aber ihre Hände schmückt sie mit verzeihlicher Koketterie, sowie auch ihr Kopfputz äußerst geschmackvoll ist, und ihre kleinen hübschen Füße stets außerordentlich zierlich bekleidet sind. Allein, wenn sie auch in einem Zwilchkittel ginge, würde sie, glaube ich, doch stets die Schönste seyn! Wer kann einen Shawl in solche Falten legen wie sie! Sie geht sehr gerne in einem Shawl; aber ich denke an den großen Ball in der nächsten Woche wie an ein wahres Fest, denn da werden wir sie natürlich ganz festlich gekleidet sehen. Ich habe noch kein Wort von ihrem Gesichte gesagt. Ach Mammachen! wie glücklich ist die, die ein solches Gesicht hat! Mir würde es aber doch nicht passen; ich bin überzeugt, daß das, welches ich habe, am meisten mit meiner Kinderei und Alltäglichkeit harmonirt.

Isabellens Stirne klar und weiß, mit den feinsten blauen Adern, wölbt sich leicht bis zum Haare hinauf, und ihre Locken, weich wie Seide und von dunkler nußbrauner Farbe, fallen bis zum Halse herab. Von ihren Augen spreche ich gar nicht; ich möchte nur wissen, ob Mamma je solche gesehen hat, und ob Mamma nicht auch meint, daß es hier und da aussieht, als ob sie einen leidenden Ausdruck haben, und daß man sich dann fast etwas fürchtet, hineinzusehen? Wenn sie aber heiter lacht — denn sie lacht auf verschiedene Arten — wo gibt es dann ein Gleichniß für ihre Augen? Auch der kleine Schatten unter ihnen steht ihr gut; denn sie ist so unbeschreiblich weiß und lilienhell, daß das Blaue gut läßt. Ich möchte nur wünschen — denn etwas muß doch immer zu wünschen übrig bleiben — ich könnte ihr ein wenig von meiner überflüssigen Farbe geben. Die Röthe auf ihren Wangen ist beinahe gar zu fein.

Ihr Wesen wünschte ich besser verstehen zu können.

Bisweilen scheint es die liebenswürdigste Offenheit zu seyn, oft aber ist, wenn ich mich nicht ganz irre, etwas Erkünsteltes in ihrem leichten Tone. Daß sie ihre Mutter liebt, scheint klar zu seyn; aber es kommt mir hier und da vor, als ob sie von den kleinen Schwachheiten des Onkels etwas ermüdet würde. Gewiß ist, daß sie dieselben nicht theilt. Ihrer Tante erweist sie große Achtung und Zärtlichkeit; aber daß sie die etwas steife Kammerräthin zugleich vollkommen lenkt, ist handgreiflich. Gegen Klas Malchus ist sie Herz und Seele. Gegen den Kapitän stets gnädig, gegen den Stallmeister launisch, gegen Richard freundschaftlich, und gegen mich ganz entzückend gut und freundlich. So ist Isabelle, die ich jetzt so ausführlich beschrieben habe, weil mir Mamma im gestrigen Billete vorwarf, dies allzu eilfertig gethan zu haben, und weil überdies unser altes Uebereinkommen ist, daß ich der Mamma über alle meine Eindrücke schreibe.

Gegen des Generals ist „Ihre Hoheit" wie ich sie scherzweise nenne, ein wenig wie wir sagen, gespannt. Die alten abgenützten Artigkeiten des Generals gehen bei ihr ganz verloren, und Hedwigs einnehmender Wildheit begegnet sie mit einer gewissen herablassenden Güte. Gegen das alte Fräulein Gunilla ist sie am artigsten. Sie hat mit ihr mehr gesprochen, als ich sie dies mit irgend Jemand thun sah.

Ehe ich meine Epistel schließe, muß ich einen kleinen Umstand berichten, der Klas Malchus betrifft, und der gewiß den Onkel heute Nacht kein Auge zuthun läßt.

Bei dem allgemeinen Aufbruch zum Souper hatte Klas Malchus, der zwischen den beiden Mahlzeiten nicht sichtbar gewesen war, anstatt wie die andern Herren bei den Damen zu bleiben, sich in eine Ecke versteckt. „Ach Du Schelm!" rief der Onkel in einem Tone, der besonders heiter und schlau lauten sollte, „das ist recht bequem für Dich, so unter dem Schutze meines großen Volumens unsern reizenden Gast ungestört zu betrachten.

Aber man darf sich nicht in dem Grade fesseln lassen, daß man die kleinen Aufmerksamkeiten darüber vergißt. Alles in gehöriger Ordnung: Bieten Sie dem Fräulein den Arm, mein Herr."

Ich kann nicht begreifen, was den Onkel zu der Idee veranlaßte, Klas Malchus für einen tiefen Bewunderer von Fräulein Hedwig gelten zu lassen; aber gewiß ist, daß der Versuch so unglücklich ablief, wie er es von seinem Herrn Sohn wohl hätte zum Voraus erwarten können. Klas Malchus sah mit großen verwunderten Augen empor. „Wer — ich?" sagte er. „Ich sah nicht auf das Fräulein, sondern auf den hübschen Burschen da," er streichelte den Hund des Generals. Hat Mamma je etwas so närrisches gehört?

Jetzt that es mir wirklich leid um den armen Onkel, und auch um die kleine artige Hedwig, die schrecklich roth wurde. Aber wissen Sie Mamma, jetzt war Isabelle recht lieb! Sie nahm Hedwigs Arm unter den ihrigen und sagte mit unvergleichlicher Anmuth und Liebenswürdigkeit: „Unser zahmer Bär versteht es noch nicht, mit Frauenzimmern umzugehen, aber wir wollen ihn schon ziehen. Inzwischen laßt uns zusammenhalten."

Nach Tische gab mir der Onkel einen Auftrag, den ich auf die Letzte aufgespart habe. Es ist nämlich beschlossen worden, dem Papa und der Mamma, den Truthahn und Rahmkuchen die glänzendste Genugthuung zu geben, indem der Onkel morgen Nachmittag nebst seiner und des Generals Familie Tjällstorp mit höchst Ihrer Gegenwart beglücken will. Als der Onkel mir die Hauptsache auseinander gesetzt hatte, hieß es in einem vertraulichen Anhang: „Höre, Virginchen, glaubst Du — Aber das ist nicht wohl möglich!"

„Was ist nicht wohl möglich?"

„Daß Deine Eltern — aber ich fürchte, es würde sie inkommodiren, wenn . . ."

„Wenn, Onkel?"

„Wenn der General seine Parthie wünscht, und es sich darum handelte zum Souper zu bleiben.“

„Wie so, Onkel?“

„Ich dachte nur, ich weiß nicht, ob ihr mit Wein versehen seyd? — Entschuldige meine gute Absicht; aber der General trinkt gerne sein Glas, und der Kapitän, meiner Seele trinkt seine Bouteille für sich allein. Ein Erztrinker, der Kapitän! — aber das sind gewöhnlich die Witzköpfe! Glaubst Du, daß Ihr Wein daheim habt, mein Kind?“

Ich versicherte, daß wir wenigstens zwei Dutzend Bouteillen im Keller hätten.

„Das glaub ich wohl, wenn es nur nicht Stachelbeerwein und süßes Bier ist.“

„Wirklicher Wein, Onkel; ich versichere Sie, daß der Papa nie ohne welchen ist.“

„Nun, so schreibe denn, mein Mädchen, daß wir sammt und sonders, wenn es nicht genirt, und auch des Generals, — vergiß ja nicht des Generals besonders zu erwähnen — auf morgen Nachmittag nach Tjällstorp kommen. Die Soupers der Schwägerin sind stets delikat.“

Ich verneigte mich im Namen der Mama; und nachdem mich der Onkel auf die Stirne geküßt und gesagt hatte, ich sey sehr lieb, weil ich mir so viel Mühe gegeben habe, Fräulein Hedwig zu unterhalten, ging er seiner Wege und ich setzte mich nieder, um alles das hier hinzuschreiben.

Und jetzt gute Nacht, Mamachen! Grüße den Papa und küße unsere kleinen Wagenpferde, falls Mama Zeit dazu hat, da — des Generals kommen!

Deine Virginie.

P. S. Ich wollte mich eben entkleiden, als es mir einfiel, daß ich noch einmal an den Schreibtisch zurück müsse. Ich erinnerte mich, daß ich noch kein Wort von Hedwigs Aeußerung gesagt hätte, was auf alle Fälle eine Ungerechtigkeit wäre, da ich so viel über Isabelle gesprochen hatte. Ich glaube, Mama wird derselben Mei-

nung seyn wie ich, daß sie nämlich aussieht, als ob sie noch mit Puppen spielte. Sie tanzt mehr als sie geht, und ihre kleinen netten Füße berühren kaum den Boden, sie ist kleiner als ich, aber ihr Wuchs feiner und schlanker. Ihre Augen haben eine schöne braune Farbe, und das glatt herabgekämmte Haar gibt ihr ein kindliches und gutmüthiges Aussehen. Es sieht aus, als ob sie den Richard auszeichne, wenigstens scheint sie sich gerne mit ihm zu unterhalten; aber ich fürchte, Richard hat nicht mehr viel Aufmerksamkeit für sie übrig, denn obschon er sich keineswegs emsig mit Isabellen beschäftigt, so nimmt sie ihn doch gewiß in Anspruch. Es wird am besten seyn, zwei Spieltische parat zu halten, zumal weder Tante Katharine Sophie noch Fräulein Gunilla heute Abend ihre Parthie machten, während es doch beiden Bedürfniß und Unterhaltung ist. Liebes Mamachen, bereite jedenfalls etwas recht Gutes, damit sich das Herz des Onkels erfreuen kann! Bedenke, wie entzückt er würde, wenn Mama mit ihren feinen Gelées daher käme! Die hiesige Hausmamsell kann kein recht gutes Gelée machen; ich habe ihr versprochen, ein vollstänziges Rezept von Mama zu verschaffen. Nein, jetzt gute Nacht, das wünscht

Deine Virginie.

Es würde mir außerordentlich angenehm seyn, wenn Mama so gut seyn wollte und durch die Kammergrete mein graues Zitzkleid waschen und bügeln ließe, damit ich es dann mit mir zurücknehmen könnte, denn ich habe hier nur meinen Rock und das schwarze Tibetkleid, das wohl nicht gut dabei fahren wird, wenn ich es jeden Tag benütze. Sie könnte auch zugleich meinen Schneppkragen und den kleinen Kragen und einige Chemisetten waschen und bügeln. Ueber den Ballputz können wir morgen ein näheres sprechen. Gott lasse nur mein weißes Florkleid nicht zu kurz geworden seyn!"

„So, heute ist der ganze Haufen in Tjällstorp?" sagte Mutter Christine, als Gustav, der auf Besuch heimgekommen war, die unterbrochene Mittagsreise sowohl

als die Ankunft des Generals und noch vieles Anderes mitgetheilt hatte. „Ja, ja, die Vornehmen machen sich Vergnügen, und sie haben auch sonst nichts zu thun! Hast Du gehört, ob Fräulein Isabelle noch an das Meßnerhaus denkt?"

„Ja wohl thut sie das! Ich habe nur noch nicht davon sprechen können. Vorgestern sagte sie zu mir; daß sie sich recht sehne die Mutter Meßnerin und die schöne Marie zu sehen, und daß sie bald hieher kommen wolle."

„Nein, was Du sagst! — sagte sie das wirklich? Sie sagen, sie sey entsetzlich vornehm geworden und so stolz, daß der Stallmeister hinter ihren Stuhl habe stehen müssen, um ihr aufzuwarten wie ein rechter Bedienter. Das geschah dem Tanzmeister ganz recht, wenn es wahr ist."

„Es war nur am ersten Mittag des Spaßes halber," erklärte ihr Gustav; „nachher ist es nicht mehr geschehen. Stensson sprach davon, daß sie mich zur Bedienung verlangt habe, aber da habe der Oberst gemeint, die gnädige Frau werde mich nicht lassen wollen, weil ich die Blumen begießen und die Nase über die Bücher hängen müsse, die mir gewiß von Nutzen seyn würden."

„Ei, sieh Einer den Narren! — Du solltest nichts anders thun, als Blumen begießen! Aber der Oberst war immer ein schlimmer Mensch; er kann es nicht leiden, daß die gnädige Frau etwas aus Dir machen will. Aber ich frage den Henker darnach, ob es ihm recht ist oder nicht, denn Baron Klas wird doch einmal, wie der Vater sagt, auf seinem eigenen Gute ein Wort mitsprechen; und wenn Du so alt wirst und Verstand genug hast, um einem derartigen Amte vorzustehen, so wirst Du Verwalter — darauf wette ich! Du legst doch schon Hand an bei dem Geschäft?"

„Ja freilich thu' ich das, und das beinahe überall! Seitdem die gnädige Frau zu dem Verwalter sagte, daß er mich verwenden solle, hat er mich so warm gehalten,

daß ich kaum Zeit hatte, um ihre Blumen zu begießen, geschweige denn die Nase über die Bücher zu hängen."

„Nun, das ist schön, mein Junge, das gefällt mir! Stell Dich nur wohl an, und wenn Dir die Arbeit noch so schwer vorkömmt, so gib nicht nach, sondern denke nur an das Ende, wenn Du Herr Verwalter wirst! Gott sey Dank, mit unseres Herren Hülfe werde ich Freude an Dir erleben! Aber wisse, mein lieber Gustavus, um jetzt von etwas Anderem zu sprechen, ich muß Dir im Vertrauen sagen, daß ich dem Stallmeister recht gram bin. Er läuft früh und spät hieher und macht Deiner Schwester Dummheiten vor. Und man kann ihn doch auch nicht fortweisen. Ich fürchte zwar nichts für Marie, denn sie hat Gott sey Dank! so gut Verstand als eine, und läßt sich nicht von einem solchen Spiegelfechter bethören; aber es macht mir Schmerz wegen des Einflusses, den er über den Vater erhalten hat, und ich glaube, es ist nicht viel Gutes an all dem Geschwätz, womit er den Alten bestürmt, daß er Marie nach Stockholm schicken solle, um eine Opernsängerin, und Gott weiß was aus ihr zu machen. Du weißt, daß der Vater lange selbst aus demselben Ton gepfiffen hat; jetzt kommt es ihm gar nicht mehr aus dem Kopf: Er trägt sich immerwährend mit der Sache herum, obschon ich thue, als merk' ich es nicht."

„Marie soll nicht von hier fort," erwiederte Gustav mit ziemlich viel Entschlossenheit für seine fünfzehn Jahre. „Zu was sollte es gut seyn, wenn sie auf diese Art im Lande herumreiste und um ihr Brod sänge, da sie es zu Hause ohne so viel Ungemach haben kann? Und die Ehre! dafür bedank' ich mich! Der Vater hat so viele Dinge in seinem Kopf, die ich nicht verstehe; aber hiebei hat die Mutter eben so gut mitzusprechen als er. Und sollte aus dem Spiele Ernst werden, so spreche ich mit Baron Klas, Mutter — ich glaube nicht, daß er Marien fortreisen läßt."

„Meinst Du, daß er sich ihrer annimmt? Er be-

kümmert sich ja beinahe um nichts, denn er geht hier Tag für Tag aus und ein, uud ist gerade wie „guten Morgen, Holzblock!“ Da sitzt er wie ein Klotz in Deines Vaters Lehnstuhl, und sagt kaum guten Tag oder Adieu!“

„Das ist so seine Art; er spricht auch zu Hause nicht viel. Aber wohl hab' ich es gehört, daß klügere Leute als die Mutter und ich glauben, der Baron sehe die Marie gern.“

„Was in Jesu Namen, meinst Du Gustav?“ Die Augen der Mutter Christine strahlten von Erwartung und Verwunderung. „Sprich, was hast Du gehört, mein Junge?“

„Ja wenn die Mutter zu schweigen verspricht! Es ist vielleicht nicht Recht, wenn ich es sage, denn ich weiß wohl, daß ein Diener das nicht ausschwatzen soll, was die Herrschaften untereinander sprechen; aber da dieß Marie betrifft, und die Mutter vor keiner Christenstenseele ein Wort davon sagt, so mags es darum seyn.“

„Sprich, sprich nur; ich schwöre den Mund nicht zu öffnen.“

„Nun, vorgestern Abend gerade, als ich in das kleine Kabinet vor dem Schlafzimmer der Baronin eingetreten war, wo ich in freien Stunden verschiedene kleine Geschäfte für die gnädige Frau zu verrichten pflege, und wo ich nun einen großen Korb voll alter vergoldeter Armleuchter poliren sollte, hörte ich, daß man im Schlafzimmer sprach. Ich erkannte die Stimmen des Obersten und des Fräuleins. Was sie einander vorher gesagt hatten, weiß ich nicht; aber der Oberst sprach eben davon, daß er dem Baron Klas bis hieher an das Meßnerhaus nachgeschlichen sey und dann durch das Schlüsselloch gesehen habe; wie der Baron Marie betrachtete, als ob es die heilige Marie wäre. Ich kann nicht gerade sagen, wie seine Worte lauteten, denn es ging in die Quere und im Zickzack, aber so viel verstand

ich doch, daß der Oberst glaubte, es könnte sogar geschehen, daß der Baron einmal Marien heirathen wollte. Aber dann wollte ihn der Oberst nie mehr vor den Augen sehen, und das letzte was er sagte war, der Baron wisse selbst nicht, daß er in Marie verliebt sey, und man müsse deßhalb sehen, daß man ihn verheirathe, ehe ihm die Augen geöffnet werden, denn dann würde gewiß Niemand mehr etwas über ihn vermögen."

Nein, Du großer Gott! ist das möglich, der Oberst konnte so etwas glauben!" rief Mutter Christine, aber sie war zu klug, um Gustav — dieses Kind, wie sie meinte — zu ihrem weiteren Vertrauten zu machen. „Er hat einen unnöthigen Kummer, der Oberst! Das weiß ich gewiß. Der Baron sollte Marien heirathen — da sind wir weit davon!"

„Und das ist recht gut, Mutter, denn bedenke nur, was für Historien, Haß und Feindschaft daraus entstehen würden! Wenn ich mich nicht so fest darauf verließe, daß die Mutter schweigt, so möchte ich wirklich bereuen, es gesagt zu haben. Bedenke nur, wenn etwas Schlimmes entstünde — und die Baronin, die mich so oftmals ermahnt hat, nie etwas zu erzählen, was ich von der Herrschaft höre! Es ist mir gerade, als ob ich etwas Sündliches gethan hätte. Aber die Mutter verspricht mir doch ganz stille zu seyn?"

„O Du einfältiges Kind! wie kannst Du denn Dir einbilden, daß in dem, was Du mit Deiner eigenen Mutter sprichst, etwas Sündliches lügen könne — und Du wirst wohl wissen, daß ich Verstand genug habe, um es zu bewahren. Ueberdieß muß ich Dir sagen, mein Kind, daß an des Obersten Geschwätz kein wahres Wort ist. Baron Klas ist in Marie so wenig verliebt, als er es in mich ist."

„Glaubt das die Mutter? Gott gebe, daß es so wäre! Aber ich schäme mich recht, wenn ich morgen der gnädigen Frau in's Gesicht sehen soll.

„Du Narr! hast Du denn nie etwas ausgeplaudert,

was die Herrschaft betrifft; und das hättest Du gewiß auch nicht gesagt, wenn wir nicht auf Marie zu reden gekommen wären. Aber kannst Du mir nicht sagen, mit wem sie den Baron verheirathen wollen?“

„Nein, das hörte ich nicht,“ sagte Gustav, der schon eine zu tiefe Reue über seinen ersten Fehler fühlte, um einen zweiten begehen zu können.

„Du hörtest es wohl, Du Schelm, obwohl Du nicht damit herauswillst! Kannst Du mir in's Gesicht sehen und sagen, daß Du's nicht weißt?“

Nein, Mutter, das kann ich nicht, denn es ist mir immer schwer geworden, Jemand in's Gesicht zu sehen, wenn ich nicht die Wahrheit spreche. Ich will also sagen, daß ich es ebenfalls hörte; aber die Mutter soll es nicht aus mir herausbringen, weder durch Lockungen noch durch Drohungen. Ich habe mir schon Schmerz genug bereitet.“

„Nun, so behalte es für Dich, mein Junge! Ich bin Gott sey Dank! eine zu brave Mutter, um anderer Leute Geheimnisse aus meinem eigenen Kinde herauszulocken — Du solltest besser von mir denken, Gustavus! Und jetzt wollen wir nie mehr ein Wort davon sprechen, sondern es soll seyn, als ob es nie gesagt worden wäre. Erzähle mir jetzt, wie die Herrschaft nach Tjällstorp fuhr.“

„Nun, in der Kutsche des Generals, die vorausfuhr, saß der General und der Oberst im Fond und der Kapitän und Lieutenant Richard rückwärts. Dann kam der Staatswagen der Herrschaft und in diesem fuhr die Frau Baronin und die gnädige Frau von Stockholm; und rückwärts saß das kleine Fräulein des Generals und das Fräulein von Tjällstorp. Dann kam der Jagdwagen und in diesem fuhr Niemand mehr als Isabelle und das alte Fräulein des Generals, und der Stallmeister fuhr sie. Ganz zuletzt kam Baron Klas in einer einsitzigen Chaise.“

„Ei, er fuhr allein! Ja, es ist immer mit ihm, als ob er leuteſcheu wäre! Aber das ist recht ſpaßhaft, daß der Lieutenant mit dem alten Herrn im erſten Wagen fuhr. Nahm er denn nicht die Gelegenheit wahr, um in Fräulein Iſabellens Wagen fahren zu dürfen?“

„Ich glaube wohl, daß er es gerne gethan hätte, aber der Stallmeiſter hatte ſchon längſt vorher darum gebeten; das hörte ich das Fräulein ſagen, als ſie und der Lieutenant geſtern Morgen im Hofe ſpazieren gingen.

„Bat er ſie denn, daß er ſie führen dürfe?“

„Er mußte es wohl eben gethan haben, als ich vorbei ſchnurrte, da ich von der Brennerei kam, denn ſie ſagte ſo: „Nein, lieber Richard, ich habe dem Stallmeiſter ſchon längſt verſprochen, daß er heute unſer Kutſcher ſeyn dürfe; aber das nächſte Mal, wenn es Dir gefällt...“

„Ach ja,“ verſetzte der Lieutenant und lachte, „ein Vetter muß ſich immer gefallen laſſen, mit dem nächſten Mal vorlieb zu nehmen. Er iſt eine gar zu beneidenswerthe Perſon!“

Während dieſes Geſpräch zwiſchen Mutter und Sohn ſtattfand, war zu derſelben Zeit in der Kirche, wo der Kapellmeiſter die Orgel für nächſten Sonntag ſtimmen wollte, ein anderes zwiſchen Vater und Tochter im Gange.

„Verſuche es jetzt, mein Kind!“ ſagte Alſing, „ich glaube, es ſoll ſich machen. Du kannſt mir das Hoſianna ſingen.“

Das war Mariens höchſter Genuß und ſie ſang mit tiefem und vollem Gefühle, während der Vater den Takt dazu nickte.

„Ich ſage Dir, Marie!“ rief der Kapellmeiſter mit dem gemeinſchaftlichen Entzücken des Vaters und Kenners, „Deine Stimme iſt zu ſchön, um hier auf dem Lande verderben zu dürfen, ſie muß von Jemand anders als mir gehört und bewundert werden. Und Du darfſt nicht länger gegen Dein eigenes Beſtes eigenſinnig ſeyn, Kind! Du kannſt als Geſangſchülerin an das Theater

in Stockholm kommen, und glaubst Du denn nicht der Versicherung Deines Vaters und des Stallmeisters, daß Du Erfolg, ja großen Erfolg haben wirst?"

„Was fällt dem Stallmeister ein, dem Vater so etwas in den Kopf zu setzen?" fragte Marie und ihre Wange flammte von der Farbe des Aergers.

„Mir in den Kopf setzen!" wiederholte Alsing, mit einem gewissen mitleidigen Lächeln über Mariens große Einfalt. „Ich lasse mich nicht an der Nase herum führen! Du wirst Dich wohl erinnern, daß ich den Plan lange vorher hatte, ehe wir den Stallmeister sahen; und dann weiß ich auch nicht, woher Du einen solchen Haß und ein solches Mißtrauen gegen ihn hast? Wenn er, wie Du Dir wohl einbilden magst, eine schlechte Absicht hätte, so würde er es wohl gerner sehen, wenn Du hier bleibest. Aber jetzt will er uns im Gegentheile dadurch dienen, daß er an einen guten Freund schreibt, den er dort oben hat, und der uns nützlich seyn kann, wenn wir hinkommen; und hin müssen wir, mein Kind: Du kommst mir nicht so leichten Kaufs davon."

„Ich werde nie gutwillig gehen," erwiederte Marie bestimmt, „und wenn man mich zwingt, so wird wohl nicht viel aus dem Gesange werden! Und bedenke auch Vater," setzte sie mit einem weichen und ängstlichen Tone hinzu, „wie lange Du brauchen wirst, um wieder allein heimzukommen! Dann sagt der Vater: was hab' ich jetzt für eine Freude davon, daß ich meine arme Marie zwang, Haus und Heimath zu verlassen, und sich unter Fremden eine zu suchen, wo sie vielleicht doch keine findet? Und während der Vater denn so denkt, sitze ich wohl in der Ferne und weine, und wünsche von ganzem Herzen, ich läge in einem solchen..." Marie zeigte auf den Kirchhof hinaus nach einem frisch aufgeworfenen Grab.

„So, da haben wir es! Das sieht jetzt den Weibsleuten gleich, daß sie meinen, alles sey unsinnig, was sie nicht verstehen," sagte der Kapellmeister, ohne jedoch die wirkliche Rührung beherrschen zu können, welche

Mariens Schilderung hervorgerufen hatte. „Du wirst doch einsehen, mein Mädchen, daß ich den größten Verlust darunter leiden würde; aber das ertrage ich, um Dich einmal in der Zeitung lesen zu dürfen. Ja, ja! dann ist aus Kapellmeisters Marie ein anderes Ding geworden! Und um so viel Freude willst Du mich durch Deine Kinderei bringen!"

„Ich will dem Vater seine Freude nicht verderben," sagte Marie betrübt, „aber sie ist nur eitel, und ich weiß so gewiß, als ich lebe, daß der Stallmeister eine schlechte Absicht hat! Glaubt denn der Vater, daß er den Weg nach Stockholm nicht finden wird? Und wenn er jetzt, da ich doch bei Vater nnd Mutter zu Hause bin, sich nicht scheut, so unbescheiden zu seyn, daß er sich dessen schämen sollte, was würde erst dann daraus werden, wenn ich ganz ohne Schutz wäre?".

Der Kapellmeister wurde nachdenklich. Seine eigene Vernunft machte ihm manchen Einwurf, der mit Mariens Befürchtung vollkommen übereinstimmte; aber theils war die Versuchung zu mächtig, theils war er Mariens Tugend und Gottesfurcht so sicher, daß er sie deßhalb überall lassen zu können meinte. Der Kapellmeister besaß jedoch zu viel Welterfahrung, um nicht zu wissen, daß unvorhergesehene Fälle eintreten können.

Wenn zum Beispiel Mariens Herz mit in's Spiel käme? Dann ... es ist wahr ... davor konnte der Alte die Augen nicht verschließen; aber dann suchte er den Trost hervor, das Unglück könne in der Heimath ebenso gut kommen, wie in der Fremde, wenn uns die Hand des Herrn nicht schütze. Genug, Alfings Herz blutete bei dem Gedanken, den glänzendnn Hoffnungen entsagen zu müssen, womit er sich schon vertraut gemacht hatte. Inzwischen sah er ein, daß es fruchtlos seyn würde, den Gegenstand dießmal weiter auszuführen.

Es begann jetzt in der Kirche zu dunkeln; und nachdem sich der Kapellmeister mit einigen gewaltigen Accorden

überzeugt hatte, daß die Orgel soweit in Ordnung sey, um sich am Sonntage nicht einmal vor dem General schämen zu müssen, wenn sie ein so großer Mann anders hören wollte, gab er der Tochter einen Wink und Beide verließen schweigend den Tempel.

Ein Paar Schritte vor der Sakristeithüre blieb Marie stehen, um sich an der kleinen Schaar wilder Tauben zu ergötzen, die von ihrer Wohnung auf dem Kirchendach herabgekommen waren, um das Korn aufzupicken, das Marie stets für ihre Günstlinge mitbrachte. Es war eines ihrer Lieblingsvergnügen, sie so zu traktiren; und gar zu gerne hätte sie ein Paar von ihnen zu Hause haben mögen, aber sobald dieses Gelüste in ihr entstand, ward es stets wieder von dem Mitleiden besiegt, da es ihr sündlich vorkam, sie von einander zu trennen.

„Und euch müßte ich auch verlassen!“ dachte sie und begann den Rest des Kornes auszustreuen, das sie in ihrer Schurztasche hatte. In der Kirche hatte Marie nicht geweint; aber jetzt allein mit ihren lieben Tauben, den alten Vertrauten, floßen die Thränen unaufhaltsam, und es war ihr unaussprechlich süß und erleichternd, die Last, die sich auf ihr Herz gelegt hatte, so ausathmen zu dürfen. „Ich würde,“ sagte sie bei sich selbst, „so sehr, sehr trauern, wenn ich eine einzige von meinen Tauben verlöre — und der Vater, der nur noch mich daheim hat, kann mich fortlassen wollen, nur um mich von fremden Leuten rühmen zu hören — die weißen Tauben sind die schönsten, ich liebe sie am meisten; aber wenn jetzt Jemand käme, der Vögel zähmt und sie allerhand Künste lehrt, um sie dann für Geld zu zeigen, und nähme mir meine lieben Tauben, so könnte es mich nicht über ihren Verlust trösten, wenn ich wahre Wunder von ihnen, und ihren Ruhm und ihr Lob hörte. Für mich wären sie fort — das wäre Alles! Aber so denkt der Vater nicht!“ Und heißer fielen Mariens Thränen. Sie wünschte sich eine der weißen Tauben zu seyn; sie liebten

einander so sehr, denn sie waren ja stets bei einander; mochten sie nun in ihrem Neste auf dem Kirchendache seyn oder sich auf die Fahrt begeben; sie hatte ja oftmals gesehen, wie sie auf der Reise zusammenhielten.

„Aber ich habe keinen Freund, der mir recht wohl will," seufzte es in Mariens Herz. „Die Mutter vermag so wenig, wenn der Vater etwas recht ernstlich will — aber vielleicht" ... Marie empfand, daß eine warme Röthe auf ihrem Gesichte flammen mußte, und darin täuschte sie sich nicht; denn sie wurde wirklich, während sie so in ihrer Einsamkeit da saß, ganz purpurroth. Aber wohin hatten sich denn ihre Gedanken verirrt? Glaubte Marie, daß sie vielleicht doch einen Freund besäße, der ihr recht wohl wollte? Gott weiß, was sie alles dachte, aber etwas recht Tiefes war es gewiß, denn sie bemerkte nicht, daß eine Taube nach der andern heimflog und sie endlich allein saß.

Aber wenn Maria auch einen Freund besaß, so würde sie doch nie den Muth gehabt haben, sich in diesem Kummer an ihn um Hülfe zu wenden. Nein, das war unmöglich! wenn er nicht zufälligerweise davon hörte — aber die Zufälle kommen nicht so zahlreich, wenn man auf sie wartet; wenn man es nicht thut, dann kommen sie oft wie Schneeflocken.

Mit betrübten Sinnen wanderte Marie über den Kirchhof nach der Heimathhütte, wo Mutter Christine, als sie die schöne Tochter gewahrte, diese mit einem Blicke betrachtete, den Marie, wenn sie ihn gesehen hätte, sicherlich begriffen haben würde. Die Mutter Meßnerin hatte wunderliche Gedanken in den Kopf bekommen, Gedanken, die sie Niemand anzuvertrauen wagte; aber sie baute auf sich selbst und glaubte, daß es gewiß nur erlaubt seyn könnte, wenn dem Baron durch ihre Vorsorge die Augen geöffnet würden. Dieß war jedoch eine wichtige Sache, die eine nähere Betrachtung verdiente. Auch wollte sie fein und wohlbedacht zu Werke gehen, sich nie in etwas legen, denn der Mensch denkt und Gott lenkt; aber ein

klein wenig hinunterblasen, das konnte nichts schaden — und das würde unser Herrgott, der guten Sache halber, wohl verzeihen.

Vierzehntes Kapitel.

Die glänzende Gesellschaft von Tyringsholm wurde in Tjällstorp zwar nicht von Livreebedienten empfangen, denn solche Pracht gab es dort nicht — aber der Major in seinem neuen Uniformsrock und die Majorin in einem sehr geschmackvollen Hauskleid bewillkommten ihre Gäste an der Thüre.

Nachdem man im Vorzimmer abgelegt hatte, wurden die Fremden in den Saal geführt, wo nach ländlicher Sitte ein Kaminfeuer sie mit seinem lustig flammenden Schimmer erfreute. Die Thüre zum Wohnzimmer, dem einzigen Prunkgemache in Tjällstorp, stand offen und gewährte eine freie Aussicht auf den lockendsten und zierlichsten Kaffeetisch.

Der General beliebte, Alles sehr angenehm zu finden, und die Kammerräthin war entzückt, Tjällstorp so bedeutend verbessert zu sehen, seit sie das letztemal das Vergnügen gehabt hatte, hier zu seyn. Die Majorin hörte nicht viel auf diese Artigkeiten; denn obschon sie als höfliche und zugängliche Wirthin ihre Aufmerksamkeit auf alle ihre Gäste verbreitete, war doch ihr Auge und ihre ganze Seele so sehr von Isabellen gefesselt, daß sie kaum irgend etwas von ihr zu trennen vermochte.

Und Isabelle, wie anziehend war sie nicht heute! Wie freundlich, wie süß, wie lieb und heiter! Ihr Blick strahlte vor Freude. Es war, als ob sie erst jetzt in ihre eigentliche Heimath gekommen wäre; sie wetteiferte mit Virginien, ihrer Tante beim Theeserviren an die Hand zu gehen und nachzusehen, ob Alle ihren Antheil bekämen. Sie war lebhaft und voll Spaß; und als sie eine einsame Minute mit der Majorin bekam, versicherte

sie diese, daß Richard vollkommen Recht habe, wenn er behaupte, schon die Luft in Tjällstorp bringe ein Wohlbehagen und einen Frieden mit sich, nach dem man anderswo erst suchen müsse. „Ich für meine Person,“ setzte sie herzlich hinzu, „theile diese Ansicht. Ich meine kaum noch derselbe Mensch zu seyn.“

„Du liebe, liebe Kleine!“ flüsterste Tante Ebba, „ich glaubte, Virginie habe in ihrer Schilderung ein wenig übertrieben, aber sie ist eine geschickte kleine Portraitmalerin.“

Richard kam dazu; aber die Majorin mußte gehen, um auf dem Sopha neben der Kammerräthin und Fräulein Gunilla Platz zu nehmen, welch' Letzterer sie insbesondere einige herzliche Worte sagen wollte. Virginie und Fräulein Hedwig saßen auf Taboureten an einem Fenster und wurden von dem Stallmeister unterhalten; die Herren schwatzten draußen im Saale, und Alles war schon so vortrefflich in Ordnung, das nur Klas Malchus bemerkte, wie die Baronin sich hinausschlich. Ihre Blässe und ihr niedergeschlagenes Aussehen bewogen ihn, ihr nachzugehen.

„Was für eine schöne Farbe Du durch den Ausflug bekommen hast, beste Isabelle. Wir sehen jetzt, daß ein wenig Bewegung Dir besonders nützlich ist.“

„Vielleicht ist es weniger der Ausflug, als die frohe zufriedene Gedeihlichkeit, die ich hier entdecke. Ja wisse nur, mein lieber Richard“ — sie setzten sich in einen kleinen Ecksopha, von dem der Lieutenant eilig verschiedene Halstücher und Beutel hinwegräumte — ich fürchte, an Deiner Stelle hätte ich mich nicht auf dem schwerfälligen Tyringsholm einquartiert.“

Richard erröthete leicht. „Glaubst Du, Isabelle,“ erwiederte er in leisem vertraulichem Tone, „daß ich den Verlust meiner guten lieben Heimath nicht lebhaft empfinde? Ja gewiß! Aber“ — er senkte die Stimme bis zum Flüstern — „wenn man arm ist, muß man einem Gesetze folgen, das Nothwendigkeit heißt; und da

mir der Onkel einen Platz in Tyringsholm anbot, so macht es mir eine Freude zu denken, daß ich durch die Annahme desselben eine doppelte Pflicht erfüllte; denn so konnte ich nützlich seyn, und dürfte meinen Geliebten nicht zur Last fallen."

„Und Dein Stolz, Richard?"

„Ich hoffe, sagen zu können, daß er nie schlafen wird, wenn er wach seyn muß; aber hiebei wäre er, glaube ich, ziemlich überflüssig gewesen. Ein junger Mann, der der Thätigkeit bedarf und dem sich auf eine ehrenhafte Art eine solche darbietet, müßte sich, meiner Ansicht nach, in den Augen Anderer lächerlich, in seinen eigenen verächtlich machen, wenn er sich durch ein Gefühl, das ich nicht Stolz, sondern kleinlichen Hochmuth nennen will, davon abhalten ließe."

„Du hast mich vollkommen befriedigt, mein bester Richard," sprach Isabelle mit einem Blick, worin sich Achtung und Wohlwollen abspiegelten, „und wir müssen uns gemeinschaftlich bemühen, Tyringsholm heiterer zu machen, als es mir bisher erschien."

„Du hast dort noch nicht recht Wurzel gefaßt, „sagte Richard; „aber wenn Du es gethan hast, so wirst Du ohne Zweifel finden, daß auch Tyringsholm eine schöne Heimath ist."

„Nur schade, daß der Winter nicht die Jahreszeit ist, wo die Pflanzen Wurzel fassen."

„Ich bitte um Verzeihung: Wir haben erst Herbst und ehe noch der Winter kommt, hoffe ich, wirst Du das Gesetz anerkennen, das die ganze Natur predigt, daß nemlich der Herbst die wahre Umwanderungzeit ist."

„Und der Winter die lange Betäubung, welche auf die Wanderung folgt."

„Betäubung ist nicht der rechte Ausdruck, es ist Ruhe; und während der Ruhe keimt ein neues frisches Leben auf und entwickelt sich allmälig aus der Schaale. Laß uns wenigstens hoffen, liebe Isabelle, daß der Winter dies Jahr in Tyringsholm nicht so strenge werden

wird, um den zarten Keim der Gemüthlichkeit zu ersticken! Ich freue mich schon bei dem Gedanken, das meinige dazu beizutragen, damit er recht üppig um Dich empor schieße."

Isabelle lächelte über die frohe Hoffnung ihres Vetters, und dieses Lächeln that ihm wohl, denn es schien so herzlich und ungesucht.

Wir wollen jetzt den Blick nach dem Fenster werfen.

Virginie hatte auf einen Wink ihrer Mutter das Zimmer verlassen; aber das junge Fräulein Hedwig von D — saß noch da. Ihre kleine Füße spielten gegen die Kante des Fenstertritts, als ob sie sich schon auf den herannahenden Ball einübten, und ihre kleine hübsche Figur, besonders der Kopf lehnte sich zur Seite, um die Worte des Stallmeisters besser auffassen zu können. Man plauderte hier rings herum.

„Scharmant, ich geb' es zu; denn ich kann natürlich einer Dame nicht widersprechen, auf deren Urtheil ich stets mit Stolz mein eigenes stützen würde. Aber — er blickte heimlich nach Isabellen, die noch bei Richard in dem Ecksopha saß — „ich, wäre doch zu sehr von der Sonne geschmeichelt, die unsern blassen Stern überstrahlt."

„Pfui, Sie sind gerade selbst ein Schmeichler, und ich kann Schmeicheleien durchaus nicht leiden," sagte die kleine Gnädige mit den allerlieblichsten Runzeln der Augbraunen; aber die Lippe lächelte mit fast zu viel kindischer Zufriedenheit, um ihren Worten nicht zu widersprechen.

„Schmeicheleien, mein Fräulein? — ich glaube nicht, daß es wirklich Mode ist zu schmeicheln."

„Um so schlimmer für den, der gegen die Mode sündigt! — Das können Sie nicht vertheidigen."

„O gewiß; denn wenn man die reine Sprache der Wahrheit redet, sündigt man nicht."

„Und der Stallmeister ist natürlich ein großer Freund der Wahrheit! Ich vermuthe, er ist immer eben so glaubwürdig wie heute."

„Nein, das wage ich nicht zu behaupten. Aber wie

wäre es möglich, gerade jetzt in diesem Augenblick eine andere Sprache zu reden? Ein paar Stunden können den schlimmsten Renegaten bekehren, geschweige denn ein ganzer Tag!“ Und seufzend deklamirte der Stallmeister einige Fragmente von Versen, deren Inhalt von gedämpften Flammen prasselte.

Die kleine Hedwig, die noch nicht so lange her die Kinderstube verlassen hatte, verstand das zugleich Kühne und Fade in der Huldigung des Stallmeisters nicht recht; aber es schien ihr doch, als gehe er etwas weit in seiner Liebe zur Wahrheit, und was sehr zu Gunsten des kleinen Fräuleins sprach und ihr einen Werth in den Augen der aufmerksamen Majorin gab, die jedem Worte mit einem Ohre gefolgt war, obschon sie that als höre sie nichts, das war die kleine Bewegung von Unzufriedenheit, womit sie schweigend das Fenster verließ und gieng, um sich neben ihre Tante zu setzen.

In diesem Augenblick kam Virginie zurück. Sie schien etwas bekümmert. „Richard,“ sagte sie zu dem Lieutenant, „ich will auf eine Weile den Platz mit Dir tauschen.“

„Der Tauschhandel hat mir nie gefallen,“ antwortete er lächelnd, stand jedoch auf und ließ sie den freien Platz an Isabellens Seite einnehmen. Die jungen Mädchen begannen jetzt vertraulich mit einander zu flüstern, und einige Minuten später verließ Isabelle das Zimmer.

„Was ist es?“ fragte die Majorin und winkte Virginie zu sich her. „Die Tante ist doch nicht krank geworden?“

„Ei freilich, Mamachen, sie ist recht unwohl. Aber sie bittet uns um Alles in der Welt kein Wesen davon zu machen, damit der Onkel nicht unruhig wird; denn sie glaubt, es werde bald vorüber gehen.“

In einem der hübschen Gastzimmer von Tyällstorp saß die Baronin Eugenie an die Brust ihres Sohnes gelehnt. Isabelle stand vor ihr und trocknete die kalten Schweißtropfen von der feuchten Stirne der Mutter.

Wünscht vielleicht Mama, daß wir gleich nach Tyringsholm zurückkehren?" fragte Isabelle theilnehmend.

„Nein, nein!" rief die Baronin mit unwillkürlicher Heftigkeit. „Wollte Gott, ich käme nie mehr dahin!" Die Worte waren ausgesprochen, ehe sie geahnt hatte, daß sie einen Weg über ihre Lippen suchen würden. Sie las den Ausdruck sprechender Verwunderung in Isabellens Gesicht; und das Gefühl, das sie dabei empfand, war so erschütternd, daß sie alle Gewalt über sich selbst verlor. Ihr Wesen löste sich gleichsam in den wilden Ausbrüchen eines hysterischen Schluchzens auf, dem jedoch keine wohlthuenden Thränen folgten.

Bruder und Schwester wechselten einen raschen Blick. „Was konnte denn Mama so aufregen?" flüsterte Isabelle, während sie die Schläfe der leidenden Mutter mit Eau de luce rieb.

„Ja, was," erwiederte Klas Malchus mit finsterem Blick. „Das ist mehr als ich weiß, und als wir wohl je erfahren werden. Mama hat ihr Geheimniß bisher gut verwahrt: und wir bekommen nur die Folgen davon zu sehen."

„Geheimniß!" wiederholte Isabelle, „Du quälst die Mama, Klas! Du bist so argwöhnisch! Geh' jetzt hinunter, mein bester Bruder — Deine Worte haben keine beruhigende Wirkung." Mit sichtlichem Mißvergnügen hob sie den Kopf der Mutter von seiner Schulter und stützte ihn gegen ihre eigene.

„Auch Du wirst leiden und argwöhnisch werden, wenn Du gesehen hast, was ich gesehen habe," sagte Klas düster. „Finsterniß am hellen Tag! Keinen Frieden im Herzen! Fühlst Du denn nicht, daß man eine verpestete Luft in Tyringsholm einathmet? So ist es überall, wo kein Vertrauen zwischen Mutter und Kindern herrscht. Er stand heftig auf. Du siehst, was aus mir geworden ist. Ich will nicht behaupten, daß ich nicht schon von Natur einen trüben Sinn habe; aber daß ich jetzt alles schwarz sehe, daß ich bei zwanzig Jah-

ren ein leutscheuer Einsiedler bin, der nie ein heiteres Leben lieben lernte und es jetzt noch weniger lernen kann, daß ich nirgens Wurzel fassen kann, weder hier noch dort unter den Leuten — das kommt daher, weil ich niemals in der Heimath festwachsen durfte. Ich sehnte mich nach warmen Sonnenstrahlen. An ihnen hätte ich mich auf eine andere Art entwickeln können. Aber anstatt der Sonne wurde ich an der mütterlichen Brust mit bleichem Mondschein begossen und unter der Vaterhand gefror ich zu Eis. So war es, so mußte es werden; denn über unserem Hause leuchtet nie ein heller Tag."

In dieser Aufregung des Gemüths ging Klas Malchus fort, ohne auf die herzzerreißenden Seufzer der Mutter zu achten.

Isabelle schwieg; sie fühlte, daß Klas Malchus gewiß Recht habe. Manche dunklen Erinnerungen aus der Kindheit, die ihr jetzt klar wurden, überzeugten sie, daß die nervösen Zufälle der Mutter ihren Ursprung eher in der Seele als im Körper hatten. Isabelle beklagte in dieser Hinsicht ihre Mutter; aber, selbst von einem festen und bestimmten Charakter, liebte sie diese Aussprüche der Schwachheit nicht. Denn sie glaubte mit Gewißheit, daß man sie mit Willenskraft eben so gut beherrschen könne, als jene, die aus physischen Ursachen herkämen.

Vielleicht bemerkte die Baronin einen ihr ungünstigen Zug im Blicke der Tochter. Mit Rührung faßte sie Isabellens Hand und legte sie auf ihr Herz. „Ist Klas Malchus Mißtrauen auch auf Dich übergegangen?"

„Ich kann es nicht läugnen; und gewiß liebt Mama uns Beide und die Wahrheit zu sehr, um nicht zu bekennen, daß hier eine geheime Unruhe, eine vieljährige Pein obwaltet, die wohl bitter seyn muß, da sie noch immer so heftige Ausbrüche erzeugen kann."

Isabellens Ton, als sie diese Worte sprach, war gewiß nicht herb, aber er besaß auch nicht jene klagende und tiefe Rührung, die Klas Malchus verrathen hatte.

„Du sprichst entschieden," erwiederte die Baronin

mit einem gewissen kleinen Verdruß, der ihr auch wieder Fassung gab. „Ich habe Thällstorp nie wieder gesehen seit Ebba und ich unsern Vater verloren. Durch uns beide sind die Loose unserer Familien so ungleich gefallen, und mein Herz blutet, wenn ich sie mit einander vergleiche. Glaubst Du, daß dieses Gefühl nicht hinreichend ist, um meine Bewegung zu erklären?“

„O ja, wenn es die Mama so befiehlt,“ erwiederte Isabelle.

„Du glaubst mir also nicht?“

„Ich glaube freilich, daß Mama durch irgend Etwas aufgeregt worden ist; aber ich bin nicht so empfindsam, um begreifen zu können, wie etwas, das man nicht verhindern konnte, eine Schickung der Vorsehung, so erschüttern kann. Ueberdies sind ja die Umstände des Onkels und der Tante für gegenwärtig recht gut. Sind sie mit ihrem dürftigen Einkommen nicht glücklicher als Mama und Papa? Und ist nicht Richard mit seiner guten Laune und seinem frischen Sinne, heiterer als der reiche Majoratserbe? Weßhalb beklagst Du sie also?“

Die Baronin beantwortete diese Frage nicht; aber ihre Augen ruhten mit einem betrübten Ausdruck auf Isabellen. „Wie unähnlich bist Du Klas,“ sagte sie leise.

Isabelle küßte die Hand. „Unsere ungleiche Erziehung, vielleicht auch die Natur,“ erwiederte sie sanft, „hat unsere Charaktere getrennt; aber in Einem Gefühle stimmen wir vollkommen überein; wir Beide lieben die Mama gleich sehr, wir Beide wünschen Mama's Ruhe. Ich für meine Person verlange nicht einen Schmerz zu theilen, der das Bedürfniß fühlt, sich in sich selbst zu verschließen. Ich würdige dieses Schweigen, und glaube nicht, daß die Kinder ein Recht haben, sich zu beklagen, wenn die Eltern sie nicht über Dinge aufklären wollen, die sie vielleicht besser nicht erfahren; aber ohne das, was Mama jetzt und schon so oft aufgeregt hat, zu wissen, zu ahnen oder nur zu vermuthen, möchte ich

wünschen ... doch es kommt mir nicht zu, meine Meinung zu sagen."

„Ja, ich bitte Dich, sage sie! Was möchtest Du wünschen?"

„Daß meine gute, zärtliche Mutter ihre Gefühle und Aufregungen besser beherrschen könnte, und das eben so sehr um Mama's Willen, als wegen der Umgebung und besonders wegen Klas Malchus. Es hat mir wehe gethan, seine Leidenschaftlichkeit zu sehen: sie verdunkelt sein Leben; für ihn wäre Mama's äußere Ruhe eine Wohlthat, die nie genug vergolten werden könnte, während hingegen Mama's beständige Traurigkeit und Auftritte wie dieser eine Gemüthskrankheit in ihm zu Grunde legen könnten, die vielleicht noch schwerer werden dürfte, als Mama's eigene."

„Und Du glaubst, ich habe keine Selbstbeherrschung? Isabelle — Du weißt nicht, was es heißen will zu leiden; man sollte nie etwas beurtheilen, was man selber nicht verstehen kann! Wenn Du einmal einen tiefen Schmerz kennen lernst, dürfte Dein Urtheil auch schonender werden."

„Ich werde gewiß immer urtheilen, wie jetzt, Mama. denn ich weiß, was man vermag, wenn man ernstlich will; und was ich auch in mir trüge, würde ich die Ruhe Anderer damit nie stören. Ist es nicht genug, daß ich selbst leide und blute — wird meine Qual dadurch gemildert, wenn ich Unruhe, Schrecken oder Mitleid errege?"

„Nein, gewiß nicht, und es thäte mir wehe, wenn ich den Gedanken in Dir vermuthen könnte, daß es mein Wunsch sey, diese Gefühle zu erwecken."

„Ich kann mir dieß nie als Mama's Wunsch vorstellen; aber daß es geschehen, ist eine natürliche Folge."

„Von was?"

„Verzeihe, Mamachen, daß ich es sagen muß: von

vernachläßigter Aufmerksamkeit auf sich selbst, gerade in den Augenblicken, wo das Gefühl die Oberhand bekommen will."

„Ach, meine Isabelle, Du vergißt, daß Deine Mutter ein schwaches Weib ist! In Deiner glücklichen Unwissenheit urtheilst Du blind; Du hast keinen Begriff von einer inneren Pein."

„Vielleicht doch, meine gute, geliebte Mama," sagte Isabelle mit weicherer Stimme und ließ ihre großen, schönen Augen, worin sich eine einsame Thräne spiegelte, beinahe in die ihrer Mutter versinken. „Vielleicht hätte ich das Alles nicht zu sagen gewagt, wenn nicht Erfahrung mich unterstützt hätte." Isabellens Züge, gewöhnlich wegen ihres edlen und entzückenden Reizes ausgezeichnet, entschleierten in diesem Augenblicke gleichsam ein fremdes Wesen. Die Lilienbläße schien jetzt an ihrem Platze, da ein überschwenglicher Schmerz, ein bebender Schauer die feinen Glieder erschütterte und ihre schönen Formen beugte. Aber auch so las man in diesen bleichen Zügen eine Ergebung, die bewies, daß vergangene Kämpfe das gefunden hatten, was gewiß auch die künftigen nicht entbehren würden, nämlich ein starkes Vollwerk in der schwachen Weibergestalt.

„Isabelle!" rief die Mutter mit einer Stimme, die eine neue Herzensqual verrieth, „bist es Du selbst oder ist es nur ein Schatten meiner glänzenden Isabelle?"

„Ja, meine Mutter," sagte sie leise, „so wie ich jetzt in dieser Stunde ohne Maske vor Dir erscheine, würde ich beinahe immer seyn, wenn ich mich nicht daran gewöhnt hätte, mein Herz und meine Züge strenge zu beherrschen. Ja — doch laß dieß unter uns bleiben — ich bin nicht unbekannt mit dem Schmerz. Ein tiefer Schlag hat meine Jugend in einem Zeitpunkte getroffen, wo ich in sorglosem Uebermuth nur dazu bestimmt zu seyn wähnte, mich mit den Rosen des Lebens zu schmücken. Aber seitdem hab' ich mich daran gewöhnt, über Vieles nachzudenken, was mir vorher fremd oder

gleichgültig gewesen war. Mein Herz ist jetzt stark geworden und mein Muth wird von dem, wie ich glaube, verzeihlichen Stolze aufrecht erhalten, daß ich mir selbst genug bin."

In stummem Schmerz schloß die Baronin ihre Tochter an die Brust. „Kannst Du bei neunzehn Jahren so sprechen, mein Kind, dann mußt Du sehr unglücklich seyn; o mein Gott, ist das eine Strafe!"

„Meine theure, gute Mutter, wenn das, was mir widerfahren, eine Strafe ist, so kam sie sicher um meiner selbst Willen. Aber ich kann mir nicht denken, daß uns das höchste Wesen wegen unserer Schwachheiten strafen sollte; was geschieht, muß zu unserem Vortheil seyn; denn die Schmerzen nützen. Aber laß uns jetzt, meine geliebte innige Mutter, diesen Stoff verlassen, und ich bitte Dich innig, mich nie wieder daran zu erinnern. Denn Wunden aufreißen, thut wehe, ohne daß es zu etwas hilft. Ich klage nicht bei mir selbst, und ich würde diesen Augenblick des tiefsten Vertrauens bereuen, wenn ich künftig in Mama's Augen eine fragende Unruhe lesen müßte. Laß uns einander lieber durch Beispiele der Stärke aufmuntern! Dem armen Klas zu Liebe wird Mama künftig gewiß ruhiger, muthiger und stärker seyn! Aber ich verstehe darunter eine Ruhe ohne Schwermuth, einen Muth, der nicht vor allem zittert, was der Augenblick bringen kann, und eine Stärke, die den Körper nicht für krank ansieht, so lange das Uebel durch die Kraft des Willens zu überwinden ist." Mit süßer Innigkeit schlang Isabelle ihren Arm um den Hals der Mutter: ihre Augen sprachen zärtlicher als ihre Lippen.

„Meine gute, meine muthvolle Isabelle!" erwiederte die Baronin tief gerührt, „ich würde Dein Vertrauen schlecht belohnen, wenn ich mich nicht bemühte, Deinem Beispiel zu folgen. Aber kann der erste Schmerz eines jungen unschuldigen Herzens von der Art seyn,

daß er sich nothwendig vor den Blicken einer Mutter verbergen muß? Du schweigst? O meine geliebte Tochter, ich ahne dennoch das Gefühl, das Deine Erfahrung mit so bittern Früchten bereichert hat."

Isabelle erröthete. Ihr ganzes Wesen hatte wieder ihre gewöhnliche Haltung angenommen; aber ein schärferer Blick, als der der Baronin Eugenie würde wahrscheinlich einen schwachen Zug von Mißvergnügen um die schönen Lippen gewahr geworden seyn. Sie widersprach jedoch ihrer Mutter nicht, sondern sagte: „Laß uns unsere gegenseitige Geheimnisse achten! Sie müssen wohl einst ans Licht kommen."

„Ich will nicht eigensinnig seyn, meine Isabelle; Du erlaubst mir aber doch die Hoffnung, daß die Zeit Dein Uebel lindern wird?"

„Wenn es Mama einigen Trost schenkt, so laß uns das hoffen, lächelte Isabelle; aber ihr Blick sank zu Boden. Stumm, denn sie hatten jetzt alles gesagt, preßten Mutter und Tochter ihre bleichen Stirnen gegen einander, und nur stille Seufzer, die Der allein hörte, der Beider Bürden kannte und wog, wurden zwischen ihnen gewechselt.

„Nein," sprach Isabelle endlich und erhob sich vom Sopha, „das geht nicht an! Da Mama jetzt wieder erstarkt ist, müssen wir hinunter, ehe Tante Katharine Sophie alle ihre Vermuthungen wegen unserer Abwesenheit erschöpfen kann. Ach, wenn es Mama nur möglich wäre, ein wenig herzlicher gegen unsere vortreffliche Kammerräthin zu seyn! Sie ist das beste Weib auf der Welt, wenn man sich nur ein wenig auf sie versteht! aber Papa ist bei all seiner Artigkeit zu feierlich, und Mama selbst etwas steif. Erinnere Dich nur, was sie mir war!"

„Es ist wahr, sie ist Dir eine zärtliche, liebevolle Mutter gewesen; aber ist sie nicht etwas hochmüthig, geschieht nicht Alles, was sie thut, mit einem gewissen

Aufsehen? Wenn sie sich setzt und aufsteht, thut sie es nicht mit einem entsetzlichen Wesen?"

„Ach es ist ihr großes Volumen und mancher gestärkte Unterrock, der dieses Wesen macht, Mamachen, aber Tante Katharine Sophie selbst, ist eine sehr gute Alte, die nicht das geringste Wesen aus sich macht, besonders wenn man sie ein wenig feiert und nicht zu viel Fehler an ihrem verzogenen Lieblinge sieht. Gewinnt sie dann Abends einen Spieltisch, dann ist ihre Laune wie der sanfteste Frühlingstag. Ihr Herz ist gut, das weiß ich, denn sie hat eine unbeschreibliche Geduld mit mir gehabt ... Doch stille! höre ich nicht Papas Schritte auf der Treppe! Ja wahrhaftig! Nun, er soll nicht durchschauen, was zwischen uns vorgefallen ist. Nicht so, Mama?"

„Eugenchen!" rief des Obersten seine zuckersüße Stimme, „ich muß zu meinem Leidwesen erfahren, daß Du Dich unwohl befindest, bald kannst Du die Luft nicht mehr ertragen! Deine Nerven werden immer sensibler, mein Kind."

„Es ist schon vorüber," erwiederte die Baronin mit fester Stimme, „wir wollten eben hinunter."

„Und wissen Sie, Papa, was ich sage? Mamas Nerven sind nicht so schwach, man muß ihnen nur mehr zumuthen. Mama sitzt nur zu viel zu Hause, deßhalb thut ihr die Luft weh! Wenn sie täglich spazieren geht oder fährt, so wird es schon besser werden."

Der Oberst schien über die Art entzückt, wie Isabelle den Krankheitszustand ihrer Mutter auffaßte. „Du hast ganz Recht, mein Kind! Auf meine Ehre, ganz recht! Ich habe gerade dasselbe schon oft gesagt; aber vielleicht hast Du mehr Ueberredungsgabe als ich. Darf ich Dir den Arm geben, Eugenchen?"

Isabelle, die merkte, daß eine eheliche Vertraulichkeit auf der Bahn war, sprang leicht voraus und die Treppe hinab. Der Oberst bekam also Gelegenheit seiner Frau in's Ohr zu flüstern: „Niemals Aufmerksam-

keit auf Dich! Was wohl des Majors dazu denken werden? Krank zu werden, wenn man kaum da ist! Welche Weichlichkeit! Es ist inzwischen ein Glück, daß ich Isabellen auf Deine Nervenschwäche vorbereitete. Ich muß immer der seyn, der auf alles denkt! Wann wirst Du einmal einige Vorsicht zeigen, meine Liebe?"

„Ah, da kommt ja unsere gnädige Oberstin," sagte Fräulein Gunilla, und machte Platz auf dem Sopha, „ich sagte eben zur Kammerräthin, wir mußten eine Deputation abfertigen, um zu hören, ob das Uebel zugenommen habe. Aber Gott sey Dank! Der Kummer war überflüssig. Die gnädige Frau sieht ganz scharmant aus, wenn man bedenkt, daß sie von so abscheulichen Nervenanfällen geplagt ist."

Die Majorin, die das Glück genoß, den alten General von D— unterhalten zu dürfen, der von dem leichten Gesellschaftston der anziehenden Frau sehr erfreut zu seyn schien, hatte eben eine kleine Generalmusterung der Notabilitäten geschlossen, die zu dem Balle des Obersten eingeladen werden sollten, als der Major, der unterdessen den Spieltisch geordnet hatte, ihn mit Artigkeit benachrichtigte, daß sie warteten.

Der General stand auf. „Mein lieber Major," sagte er lächelnd, und wandte sich mit den künstlichsten Verbeugungen der altmodischen Artigkeit an die Baronin: „Das heißt einem eine Wahl und eine Qual lassen." Ich wäre indessen nicht im Stande, dem Spieltische zu liebe, der Unterhaltung mit einer so anziehenden Frau zu entsagen, wenn ich nicht wüßte, daß sie in ihrer Eigenschaft als Wirthin ihre Gnade an alle vertheilen müßte." Am Ende dieser Phrase küßte der General der „anziehenden" Frau verbindlich die Hand, und entfernte sich mit dem Major und dem Kapitän, die seine Parthie ausmachen sollten. Der Oberst nahm mit den älteren Damen den andern Spieltisch ein; und die Majorin, die bisweilen die Karten ihres Mannes nahm, flog wechselsweise vom einen zum andern.

Die jungen Leute hatten sich in dem Saale versammelt, wo Klas Malchus mit einem Buche in der Hand die einsamste Ecke in Besitz genommen hatte. Isabelle setzte sich an das Piano und spielte zum Tanze; diese Aufmunterung geschah nicht vergebens. Bald flog Richard mit dem jungen Fräulein Hedwig und der Stallmeister mit Virginien in einem muntern Walzer dahin.

Wie es schien, verging der Abend zur Befriedigung Aller, Baron Klas ausgenommen, der unglaublich gähnte, und nicht einmal sein Buch und seine Ecke in Frieden haben durfte. Das kleine artige Fräulein Hedwig meinte nämlich, es sey Schade um den wunderlichen betrübten Menschen, und glaubte ihr Bestes zu thun, wenn sie immer wieder hie und da kam, und ihn nach diesem und jenem fragte.

„Liest der Herr Baron gerne?“

„Ja.“

„Aber stört es den Herrn Baron nicht, wenn wir hier so vergnügt sind, und lärmen?“

„Ja, ein wenig.“

„Tanzt der Herr Baron nie?“

„Seit ich ein Kind war, hab' ich es nicht mehr gethan.“

„Ihre kleine rasche Zunge kommt dort gewiß nicht fort,“ flüsterte der Stallmeister Virginien in's Ohr. Es ist eine kleine unschuldige Kokette, die bei dem Tyringsholmer Balle ihr Debut in der gesellschaftlichen Welt machen wird. Doch beklage ich um ihretwillen, daß die Auspizien nicht günstiger sind: wer wird nach ihr sehen, wenn sie neben zwei so überstrahlenden Nebenbuhlerinnen steht.“

„Wenigstens der,“ erwiederte Virginie etwas spitzig, „welcher ein so wohl assortirtes Lager von feinen Phrasen besitzt, daß sie überall hinausreichen können.“

„Fräulein Virginie wie unartig, wie sehr verkennen sie mich! Ich hätte geglaubt, daß . . .“

Richard stand hinter Isabellens Stuhl; seine Blicke

folgten den schnellen Bewegungen der weißen Finger, dieser kleinen weichen elastischen Finger, die beinahe von Saphiren und Smaragden eingeschlossen waren. „Ich bin in Deine Hände verliebt, Isabelle.“

„Das magst Du immerhin seyn, Richard,“ erwiederte sie in leichtem sorglosem Tone, „aber verliebe Dich nur nicht in mich selbst, das rathe ich Dir freundschaftlich.“

„Wäre das vielleicht ein Verbrechen gegen das gnädige Dämchen?“

„Nein, es wäre nur verlorene Mühe,“ entgegnete sie lächelnd; „denn so gut ich meinen Freunden bin, so sehr hasse ich alle Liebhaber — und ein verliebter Vetter hat in der That etwas widerwärtiges. Es gehört zu dem Inbegriff des Gesagten und Ungesagten, daß er sich nie verliebt, notabene in mich.“

„Sey deßhalb ohne Furcht, ich werde mir diese Ungnade nicht zuziehen; und sonderbar genug fühle ich mich auch gar nicht dazu versucht.“

„Solche Bekenntnisse sind überflüssig, mein Herr! Bringen Sie den Haufen Noten her, der dort auf dem Stuhle liegt! Ach, nur alter Plunder! Tragen Sie ihn wieder hin!“

Das Souper machte sowohl dem Spiele als allen einzelnen Unterhaltungen ein Ende. Der General war besonders aufgeräumt, theils weil er die Schwachheit hatte, sich gerne ein wenig fetirt zu sehen, theils weil er den ganzen Abend über so viel Glück gehabt hatte, daß seine Hitze zu keinem Ausbruch kommen konnte. Aber dennoch war er ein paar Mal auf den Kapitän böse gewesen, der den, in den Augen des Generals unverzeihlichen Fehler begangen hatte, sich einige kleine Böcke gegen die Spielregeln zu Schulden kommen zu lassen.

Das Essen der Majorin wurde mit Grund als ausgezeichnet gepriesen, und der Wein floß in solcher Menge, daß der Oberst argwohnte, es geschehe dieß, um

ihm die Grundlosigkeit seiner Befürchtung zu zeigen. Eine Bowle Punsch zu Ehren des Generals schloß das Fest; aber da darauf gar nicht gerechnet worden war, hatten die Herren schon zum voraus guten Grund gelegt, weßhalb es sich ereignete, daß der General beinahe wieder zum Kapitän wurde, und der Kapitän dagegen durch diesen heitern Anblick zum Bewußtseyn seiner eigenen Stärke erweckt, sich wie ein General aufblies. Beim Abschied wollte es mit den Artigkeiten gar kein Ende nehmen. Noch einmal und jetzt mit einer gewissen Lebhaftigkeit küßte der alte General der Majorin die Hand, und versicherte, daß er von dem erwiesenen Wohlwollen eben so geschmeichelt als bezaubert sey.

„Und ich bin im höchsten Grad von den vortrefflichen Weinen der Herrschaft bezaubert — verflucht feine und delikate Weine!“

„Stille, stille, Kapitän!“ Der General kneipte ihn im Arm und flüsterte ihm in's Ohr: „Sie sind auf meine Ehre betrunken; gehen Sie voraus nach dem Wagen.“

Der Kapitän machte eine Grimasse, als ob er sagen wollte: „Einen nennt er und zwei meint er!“

Aber er steuerte fort, und nahm seinen Platz rückwärts ein.

„Nun,“ sagte der General, als er sich gegenüber zurecht gemacht hatte, „wie steht es mit dem Kopfe, Kapitän? Können Sie uns auf dem Heimwege mit einigen Geschichten traktiren, aber sitzen Sie nicht da und hängen Sie nicht so weit zum Wagen hinaus; Sie fallen hinunter.“

„In diesem Falle,“ erwiederte der Kapitän, „bin ich gewiß, daß der Herr General dieselbe Barmherzigkeit gegen mich üben würde, wie der Staatssekretär Rosenstein gegen seinen Kammerdiener.“

„Leicht möglich, Kapitän, denn Sie wissen wohl, ich habe ein mitleidiges Herz; aber welche Art Barmherzigkeit rufen Sie an?“

Der Oberst trat dem Kapitän auf den Fuß, aber dieser schrie auf und sagte: „Ach, ach, Herr Oberst! meine Hühneraugen, meine arme Hühneraugen! Nun der Staatssekretär wollte eines Tags einen Ausflug machen, wobei es geschah, was schon oft geschehen war, daß sein Kammerdiener Hammarberg, der unglücklicherweise ein zu schwaches Gedächtniß hatte, um sich an die goldene Regel „in allem Maß" zu erinnern, es sich ein wenig viel hatte wohl seyn lassen, was man besonders daran merkte, daß er seinen Platz rückwärts im Wagen nur mit Mühe beibehalten konnte. Bei der Fahrt über die Nordbrücke oder vielleicht war es auch an einem andern weniger besuchten Platze, ich erinnere mich dessen nicht mehr genau, fiel er hinaus? Rosenstein merkte es, befahl dem Kutscher zu halten, und rief dem Kammerdiener ganz artig zu: „Du bist ein Schwein, Hammarberg, komm' und setze Dich neben mich!"

„Ha, ha, ha!" lachte der General. „Sie nehmen sich Revange, Kapitän! Der Wein schärft, glaube ich, Ihre Zunge."

„Die Luft ist neblicht," bemerkte der Oberst, der wie auf Nadeln sitzend, nicht wußte, was er in diesem mißlichen Augenblicke sagen sollte.

„Ja, ja," erwiederte der General, „der Herr Bruder hat auch seinen kleinen Haarbeutel. Es ist recht gut, daß wir nur zu drei sind. Der Lieutenant hat uns verlassen."

Und der Lieutenant war so glücklich gewesen, eine kleine Intrigue durchzusetzen, die während des Anziehens vor der Abreise gespielt wurde. Gott mag wissen, wie es ihm gelang, der Kammerräthin, die sich vor allem Fahren im Finstern fürchtete, die Ueberzeugung beizubringen, daß der Kutscher vielleicht zu viel Bier genossen habe; kurz sie wollte, daß Einer von den Herren den Wagen fahren sollte, in dem sie und die Baronin saßen; und Virginie, die vielleicht Richards Plan ahnte, fragte

sogleich den Stallmeister, ob nicht er so gut seyn wolle, da er natürlich der Sicherste sey.

Der Stallmeister erklärte sich von diesem Zutrauen höchlich geschmeichelt; aber ein älteres Versprechen, das er Fräulein von X— gegeben habe, halte ihn in Fesseln, die zu süß seyen, um sie zu brechen.

„Aber mit schuldiger Rücksicht auf die Befriedigung der Tante und der übrigen Damen breche ich sie,“ sagte Isabelle. „Es ist billig, daß wir das Glück, den sichersten Kutscher in der ganzen Gesellschaft zu haben, mit den Andern theilen.“

Der Stallmeister kam zu keinem weitern Wort, denn Richard wandte sich schnell mit der Frage an Fräulein Gunilla, ob sie die Gnade haben würde, sich seiner Obhut anzuvertrauen, da er im Jagdwagen die Damen eben so gut heimzufahren hoffe, als der Stallmeister sie hergeführt habe.

Fräulein Gunilla, die herzlich gute und vortreffliche Alte, verneigte sich und behauptete, es komme Fräulein Isabelle zu, die Sache zu entscheiden, sie für ihre Person würde gewiß recht gerne dazu sehen.

„Mir ist es gleichgültig, wer fährt,“ versetzte Isabelle. „Richard, sage doch dem Stensson, er solle herkommen und mir meine Ueberschuhe knüpfen!“

„Wenn Du erlaubst, will ich selbst seinen Platz einnehmen. Es wird ihm zu schwer, sich überall hin zu vertheilen.“

„Recht gern!... aber knüpfe doch nicht den rechten und linken Schuh zusammen — wie soll ich denn auf diese Art gehen können?“

Nach einigen erneuerten Versuchen lernte der Lieutenant das Band so schnelle knüpfen, daß er nicht den geringsten Mißgriff beging, als er gleich darauf dem Fräulein Gunilla denselben Dienst erwies, unter unabläßigen Komplimenten von ihrer Seite, daß sie so etwas unmöglich zugeben könne.

Fünfzehntes Kapitel.

Während der wenigen Tage, die zwischen dem Besuch bei der Majorin und dem längsten besprochenen Balle verstrichen, zerbrach der Oberst vergebens sein Gehirn, um die Sache zwischen Klas Malchus und Fräulein Hedwig in Gang zu bringen. Das Fräulein erschwerte es ihm nicht, denn sie lief wenigstens nicht davon; aber dieß hat der Baron, der nur bei den Mahlzeiten sichtbar wurde.

„Er bringt mich zur Verzweiflung," sagte der Oberst eines Morgens zu Isabellen. „Ich besitze im Allgemeinen einige Geschicklichkeit in der Leitung der Menschen; aber ich gestehe, daß es kein leichtes Ding ist, einen solchen Kopf zu lenken Kannst Du ihn vermögen, wenigstens mit ihr zu tanzen! Gebrauche Deine ganze Beredtsamkeit; und gelingt dieß, so werde ich die Sache so wenden, daß es das Aussehen bekommt, als habe er diese Aufmerksamkeit nur ihr erweisen wollen."

„Das ist nicht mehr als eine billige Artigkeit, und ich gelobe dem Papa, nicht von ihm zu lassen, bis ich ihm das Versprechen abgenöthigt habe."

„Ich danke Dir, mein Kind; das ist recht freundschaftlich von Dir! Ich will erst nach dem Balle die Sache weiter betreiben." Der Oberst ging seinen vielen andern Obliegenheiten nach, und Isabelle nahm sich vor, ihren Bruder auf seinen Zimmern zu besuchen, wo sie ohne weiteres Anmelden eintrat.

In dem hintersten Gemach saß Baron Klas in einen Schlafrock gehüllt vor einem Schreibtische, auf dem ein Haufen Bücher lag. In dem Augenblick, wo Isabelle eintrat, war er augenscheinlich mit einigen mathematischen Berechnungen beschäftigt, wie man nach den vielen Zahlen urtheilen konnte, die auf einem Papiere standen, über das er sich gedankenvoll hinbeugte. Neben ihm stand eine Flasche mit Wasser nebst Pfeife, Taback und Dose.

„Ei wie viel Neckereien erlaubst Du Dir!" sagte Isabelle und klopfte ihm leicht auf die Schulter. „Ich bin hergekommen, um Dich zu besuchen. Du wirst also einsehen, daß Du aufstehen und mir Gesellschaft leisten mußt."

„Du bist auf Besuch gekommen?" sprach Klas Malchus mit allen Zeichen der Unzufriedenheit. „Ist denn Niemand oben, der mit Dir schwatzen kann? Ich wollte eben eine Aufgabe lösen, die..."

„Apropos," unterbrach ihn Isabelle, „ich bin ebenfalls hierhergekommen, um ein Problem zu lösen, das vielleicht nicht weniger schwierig ist als das Deine."

„So."

„So ist ein Wort, das schon längst aus der Unterhaltung artiger Leute gestrichen seyn sollte. Nun Klas — ich will Dich um Etwas bitten."

Baron Klas ahnte, daß nichts Gutes hierauf folgen werde, und sah deßhalb so unfreundlich als möglich aus.

„Was denn?"

„Nur eine Kleinigkeit! Du weißt, daß Papa morgen des Generals zu liebe einen Ball halten wird, aber Du weißt auch, daß Du bisher den Gästen Papas sehr wenig Aufmerksamkeit erwiesen hast. Dieß wäre indessen leicht wieder gut gemacht, wenn Du einen Walzer oder eine Française mit Fräulein Hedwig tanztest."

„Ich soll tanzen! Nein, da dank' ich dafür; solche Dummheiten laß ich wohl bleiben."

„Thu', was Du willst — aber es ist recht betrübt, daß Papas Behauptung ein so wahrscheinliches Aussehen erhält."

„Was für eine Behauptung?"

„Nun, Deine Zurückgezogenheit und Dein Mangel an Aufmerksamkeit sey eine deutliche Erklärung Deines Mißbehagens an der Gesellschaft, die Dein Vater eingeladen habe. Du wirst doch wohl Papas Verlegenheit und Leidwesen bemerkt haben, gerade eben sagte er in einem Tone, der mir recht wehe that: „Es ist recht hart,

Isabelle, daß man wie ein Eremit leben soll, wenn man gerne Menschen bei sich sieht! Aber das wird künftig mein Loos seyn, denn Du siehst wohl ein, daß Klas Malchus all zu deutlich zeigt, wer eigentlich Herr ist: Er begegnet ja meinen Gästen, daß ich bald roth und bald blaß darüber werde."

„Aber was ums Himmelswillen soll ich denn mit ihnen thun?" fragte Klas Malchus ganz ängstlich.

Isabelle wußte wohl, wie sie sich mit ihm benehmen mußte; sie lächelte und sprach in einem herzlichen und überredenden Tone: „Du sollst nur durch Deine handgreifliche Unhöflichkeit gegen Papas Gäste nicht ihn selbst beleidigen. Ich glaube, Klas — verzeihe mir, daß ich es aufrichtig sage — daß es ein sehr zarter Fall ist, wenn ein armer Vater bei einem reichen Sohne lebt."

„Aber dieß ist ja nicht der Fall, ich bin noch nicht mündig."

„Das ist dasselbe; Du weißt nur zu wohl, daß die ganze Gegend Dich als den Herrn von Tyringsholm kennt und also — Du verstehst mich! Ich möchte um Alles in der Welt nicht, daß man von Dir sagte, Du lassest den Papa dieß empfinden."

„Es wäre mir sehr lieb, wenn Tyringsholm nach Otaheiti fort wehte!" erwiederte Baron Klas, und ein tiefes Mißvergnügen sprach sich in jedem seiner Züge aus. „Gott weiß, daß ich nicht den geringsten Werth auf die ganze Herrlichkeit lege! Das verfluchte Fideicommiß wird mir noch mit all den Beschwerlichkeiten, die es mit sich bringt, das Leben kosten! Doch gleichviel — läßt man mich nur nachher in Frieden, so will ich ja in Gottesnamen eine Française mit dem Fräulein tanzen, da dieß als Beweis meiner kindlichen Achtung gelten soll! Ich fürchte nur, ich habe die Touren vergessen."

„Danke, mein lieber, guter Klas; Du bist gar zu

artig! Es wird am besten seyn, Du engagirst sie zur zweiten Française, und siehst während der ersten zu."

„Ja solchen Unsinn anzusehen! Aber wann reist denn der General ab — weißt Du das nicht?"

„Ich glaube am Montag. Also nur noch vier Tage; in dieser Zeit könntest Du Deinen Aerger wohl ein wenig beherrschen! Und noch etwas, mein bester Klas: Laß Dir Richard als ersten Kammerdiener bei Deiner Toilette helfen! Richard kleidet sich mit Geschmack — kannst Du mir sagen, ob er sein Haar brennt, oder ob es von Natur so gelockt ist?"

„Was für Dummheiten — meinst Du, ich wisse das! Aber so viel kann ich Dir sagen, daß ich nie ein Brenneisen bei ihm gesehen habe. Ich glaube, Richard hat Gnade vor Deinen Augen gefunden?"

„Viel Gnade! Aber da wir jetzt so vertraut sprechen, so laß mich wissen, was Du zu unserem kleinen Fräulein sagst?"

„Zu welcher — zu Virginien?"

„Nein, zu Hedwig."

„Was sollte ich denn von ihr sagen!"

„Das möchte ich eben wissen. Meinst Du nicht, daß sie hübsch ist, daß sie gutmüthig und brav aussieht, und von Herzen freundlich und wohlwollend ist?"

„Und naseweiß."

„Sie ist noch so sehr Kind; überdieß glaub' ich wahrhaftig, daß sie gerne mit Dir spricht. Aber ich bin beinahe überzeugt, Du weißt nicht einmal, wie sie aussieht."

„Nein, wahrhaftig, das weiß ich nicht; ich habe sie nie angesehen."

„Dir ist nicht zu helfen, mein liebenswürdiger Klas! Aber ich rathe Dir, die noch übrige Zeit besser zu benützen! Und jetzt will ich Mitleiden haben und Dich in Frieden lassen."

Isabelle warf dem Bruder mit den Fingerspitzen einen Kuß zu, welche Artigkeit dieser mit einem trockenen Kopfnicken erwiederte.

Der Ballabend war endlich da. Das Herz des Obersten klopfte vor Stolz und Entzücken, als er Tyringsholms prächtige Zimmer von einer glänzenden Gesellschaft erfüllt sah. In diesen Mauern, wo seit zwei Jahrzehenten keine heitere Musik mehr ertönt war, schmetterten jetzt Trompeten und Hörner, und bei ihren belebenden Tönen flogen die bunten Schaaren in leichten Tänzen auf dem gebohnten Boden dahin, und in dem strahlenden Lichtschimmer erschien das bewegte Gemälde noch prächtiger.

Jedermann rühmte den Geschmack, den der Oberst bei diesen Anordnungen gezeigt hatte: Man sagte ihm die ausgesuchtesten Artigk iten; und glücklich wie ein Gott in der Welt, die er selbst hervorgerufen hat, ging er umher, um die Huldigungen zu empfangen, während dagegen die Personen, die er verließ, nach alter verjährter Sitte seine und seiner Familie Verdienste in einem ganz anderen Lichte beleuchteten.

„Meine beste Antoinette," sagte Frau von M— zu Frau von P—, „was sagst Du zu einem so enormen Luxus? Ich wette, die Beleuchtung allein kostet ein paar hundert Reichsthaler."

„Das will ich meinen," versicherte Frau von P—, „und ich vermuthe, daß Du Deine Blumen so gut dazu hergeben mußtest, als ich? Aber ich kann nicht läugnen, daß ich es für besser gehalten hätte, weniger Blumenvasen zu haben, und dagegen andern Leuten ihre Orangerien zu lassen! Man kann doch nicht umhin, sie zu plündern, wenn man so artig dazu eingeladen wird. — Aber, liebe Marie, hast Du je einen so närrischen Kopfputz gesehen, als den der Kammeräthin! Daß das alte Ding sich so herausstaffiren muß! Die Musik ist vortrefflich und das ist nicht zu verwundern, denn es ist gewiß die halbe W—'sche Regimentsmusik. Es ist entsetzlich, wie er eitel ist, der Oberst!"

„Ja, da hast Du recht! Was kostet es nicht, diese Menge Leute von Osten und Westen bei sich zu haben!

Der Himmel weiß, woher er sie bekommen hat! Ich habe noch nicht die Hälfte der Gesellschaft gesehen, und begreife nicht, wie diese alle bedient werden können? Es kann wohl noch Mancher einen Ball arrangiren und das recht hübsch, ohne deßhalb eine ganze Reichsversammlung zusammen zu berufen."

„Bedenken Sie, meine Damen," fiel eine alte verwittwete Gräfin ein, welche die interessante Unterhaltung bisher schweigend mit angehört hatte, „bedenken Sie, was das für ein Anblick für den alten Baron wäre! Für ihn, der große Versammlungen nie leiden konnte! Seit der Hochzeit der Fräulein ist hier in Tyringsholm nicht getanzt worden; und ich glaube auch nicht, daß in den Tagen des künftigen Besitzers hier viel getanzt werden wird, sobald er selbst erst mündig wird und das Gut unter sich hat. Sehen Sie, wie zerstreut und sauertöpfisch er da steht! Es muß ein Herzenskummer für den Oberst seyn, daß er einen so ungeselligen Sohn hat."

„Aber Ihre Gnaden müssen zugestehen," entgegnete Frau von P—, „daß die Tochter um so scharmanter ist? Sehen Sie, dort walzt sie eben mit dem Grafen M—. Sie hat eine superbe Figur."

„Mit einer weniger ausgesuchten Toilette würde sie mir jedoch besser gefallen. Meinen Mädchen erlaube ich nicht, sich wie Prinzessinnen zu kleiden."

Frau von P— warf Frau von M— einen Blick zu, der mit einem Lächeln empfangen wurde. Weder der Blick noch das Lächeln waren schwer zu deuten; denn beides enthielt einen feinen Spott über die verwittwete Gräfin, die ehedem wegen ihres Hochmuths bekannt gewesen war, wie sie es jetzt wegen ihrer Armuth war, die sie nöthigte, die eigene Kleidung wie die ihrer Töchter auf die möglichste Einfachheit zu beschränken.

In diesem Augenblick schwebte Isabellens Gestalt wieder vorbei; selbst der Neid schwieg und bewunderte.

Zum Erstenmal ward die väterliche Eitelkeit des

Obersten in ihrem vollen Maße befriedigt. Isabellens edler stolzer Wuchs, der heute von der gewöhnlichen Shawlumhüllung befreit war, wurde natürlich noch durch den Geschmack und die Eleganz ihres Ballkostüms erhöht. Dies bestand aus einem weiten weißseidenen Kleide und einem anderen von Blonden-Tüll darüber, das reich mit Spitzen garnirt war. Um den runden Schwanenhals schloß sich eine Schnur von ächten Perlen, die an Schönheit mit dem Schmucke wetteiferte, welcher ihr linkes Armgelenk zierte. Die größte Aufmerksamkeit erweckte jedoch das Juwelengeschmeide über ihrer schönen Stirne und in dem dunklen Haare.

„Ach, Mama, wie schön sie ist!" sagte Virginie mit einem halben Seufzer, als sie sich nach Beendigung des Walzers neben ihre Mutter setzte.

„Ja wohl ist sie schön! Ich habe nie ein herrlicheres Frauenzimmer gesehen," erwiederte die Majorin; „aber — aber . . ."

„Nun, ich weiß, was Mama meint! Mama glaubt, sie sey sehr eitel, weil sie sich mit so viel Pracht auf einen Landball angezogen hat. Aber ich versichere Mama, daß Tante Katharine Sophie jedes Bischen aus ihr herausgeknift und geweint hat. Ja, es war recht lächerlich! Isabelle wollte ein schwarzseidenes Kleid anziehen, weil wir die Trauer noch nicht abgelegt hätten, aber da drohte die Kammerräthin, keinen Fuß in den Ballsaal zu setzen. Dann gab es einen Streit über ein weißes Tüllkleid und das, welches sie jetzt an hat. Dabei trat Tante Eugenie gewiß auf Anstiften des Onkels ebenfalls auf die Seite der Kammerräthin, und Isabelle mußte sich bewegen lassen. Endlich wurde ein großer Rath über das Juwelengeschmeide gehalten. „Was die Tante nur immer wollen mag," sagte Isabelle, „nur nicht diese verwünschten Steine! Ich habe ein Paar Astern hier, die weit besser für das Haar passen."

„Nein, was das für eine Behauptung ist!" schrie jetzt die Kammerräthin halb weinend. „Was sollte zu

Deiner hohen Stirne besser passen, als das Geschmeide, daß ich zu Deinem achtzehnjährigen Geburtstage bestellen ließ, und das Du damals auf dem großen Balle trugst?"

„Ach, Isabellchen! Dein Eigensinn belohnt mein Wohlwollen schlecht! Darfst Du nicht jeden andern Tag nach Deinem Kopfe handeln."

„Aber an Balltagen will die Tante immer mich und die Juwelen gemeinschaftlich ausstellen. Ich meine, damit ist die übrige Freiheit fast zu theuer bezahlt," erwiederte Isabelle etwas bitter. Jetzt griff die Tante zu ihrer letzten Hülfsquelle, sie drückte das Sacktuch vor die Augen und fing an, ernstlich zu betheuern, daß gar Niemand wisse, wie viel sie leide, da sie von der, welche sie über alles von der Welt liebe, so behandelt werde.

„Liebe Tante!" flüsterte Isabelle, welche fürchtete, es könnte ein Fremder den lauten Jammer hören: „Gib in Gottesnamen den Plunder her! Da klärten sich sogleich die Augen unserer guten Tante auf, und als sie nun Isabellen fertig sah, strahlten sie kein Bischen weniger als die Juwelen selbst, das versichere ich Mama."

„Meine liebe Virginie," sagte die Majorin, deren Augen ebenfalls sich zu erhellen anfingen. „Es macht mir eine wahre Freude, dieß zu hören. Aber mit wem walzte sie denn eben?"

„Mit Graf Pontus von M —. Er war vor einigen Tagen nach Svärdsö gekommen, und Mama kann gar nicht glauben, wie vergnügt der Onkel wurde, als er das erfuhr! Er schickte ihm gestern Morgen eine Einladungskarte und Abends kam der Graf auf Besuch hieher. Was meint Mama, sieht er nicht noch gut aus zu dem, daß er über vierzig Jahr alt ist?"

„Ja gewiß, und Svärdsö hatte auch nöthig, daß er seinen Herrn wieder einmal sah. Es ist jetzt sechs bis sieben Jahre, seitdem Graf Ludwig v. M —, der vorige Besitzer starb, und es seinem Bruder hinterließ.

„Graf Pontus war mehrere Jahre bei der Gesandt-

schaft im Ausland; aber jetzt wird er sich längere Zeit in Svärdsö niederlassen... Liebe Mama, sehen Sie Klas Malchus! er soll die nächste Française mit Hedwig tanzen. Sie sieht in ihrem Ballkleid so lieb aus, nicht wahr? Fräulein Gunilla macht die Toilette ihres Lieblings viel Ehre; besonders steht ihr die weiße Rose im Haare sehr gut."

„Und Du selbst bist auch recht hübsch, Virginchen," sagte die Mama mit einem aufmunternden Lächeln."

Virginie küßte ihrer Mutter die Hand und erröthete vor Freude. „Mama kann gar nicht glauben" flüsterte sie, „wie freudig überrascht ich war, als ich mein schönes Ballkleid bekam! Das hat Mama und Isabelle mir zugestellt. Hedwig näht so hübsch; sie hat mir bei der Garnirung geholfen."

„Ich mag Fräulein Hedwig recht! Sie hat drei gute Eigenschaften, die ich sehr schätze: Sie ist unschuldig, heiter und anspruchslos... Aber es ist ein wahres Wunder, daß sie Klas Malchus zum Tanzen vermocht haben."

Das lärmende Rauschen der Musik unterbrach ihre Unterhaltung. Virginie wurde von ihrem Kavalier fortgeführt; und jetzt setzte sich auch Klas Malchus langsam in Bewegung. Der moderne Stockholmer Frack und die mit Hülfe des Brenneisens neugeschaffenen Locken gaben ihm ein mehr als gewöhnlich angstvolles Aussehen, denn beides war ihm ungewohnt und machte ihn verlegen. Dazu kam die Ueberzeugung, daß Jedermann gewiß auf ihn sehen und ihn lächerlich finden, daß er vielleicht, ja sogar wahrscheinlich Fehler in den Touren machen, und was das Schlimmste war, daß das Fräulein ihm gewiß mit ihren ewigen Fragen keine Ruhe lassen würde. Der arme Baron Klas! Er sah aus wie ein Märtyrer der barbarischen Forderungen der Convenienz!

Richard, der sein vis à vis war, stand mit Isabellen schon an dem bestimmten Platze, als Baron Klas

endlich mit der kleinen Hedwig, die hinter ihm hertrippelte, an Ort und Stelle ankam.

„Liebe Isabelle'" sagte Richard lächelnd, „ich würde das Vergnügen zum erstenmal seit unserer Kinderzeit mit Dir tanzen zu dürfen, doppelt genießen, wenn ich nicht in einer so gräßlichen Unruhe wegen Klas Malchus Debut wäre."

„Es ist zu vermuthen, daß die Verwirrung ihn verläßt, so wie der Tanz recht im Gang ist. Du wirst sehen, es geht dann von selbst.

Und Isabelle hatte Recht. Anfangs verwechselte zwar Klas Malchus rechts und links und vergaß zwei Touren ganz, aber die kleine Hedwig half ihm mit einem Wohlwollen und einer Anmuth zurecht, die Richard entzückte nnd auch auf den Baron ihre Werkung nicht zu verfehlen schien. Er wurde bald aufmerksamer, um ihren freundlichen Erinnerungen zu entgehen; und die letzte Hälfte der Française ging wenigstens eben so gut wie bei manchen Andern aus der Gesellschaft von Statten.

Nachdem Baron Klas mehr aus Verdrießlichkeit als Wärme schwitzend, seine Dame an ihren Platz zurückgeführt hatte, ging er in ein entlegenes Zimmer, um in der Einsamkeit einigen Ersatz zu genießen. Beinahe zu derselben Zeit trat Richard und Isabelle ein.

„Ich bitte Euch, sagt nichts!" rief er ihnen ungeduldig entgegen, und wandte sich ab, um sich nicht auf ein so großes Manöver beschauen zu lassen.

„Ich will nur einige Minuten ausruhen," sagte Isabellen. „Du erlaubst mir doch, den Sopha mit Dir zu theilen?"

„Und ich," setzte Richard hinzu, „gehe oder laufe vielmehr einen Augenblick fort, um desto schneller wieder hier zu seyn. Ich bringe Dir etwas, Isabelle."

„Nur kein Eis, mein galanter Richard, das wage ich jetzt nicht zu genießen."

„Nie bekommst Du etwas so Kaltes von mir, Isa-

belle! Richard flog hinaus. Bruder und Schwester lehnten sich jedes in seine Sophaecke, ohne ein Wort zu sprechen. Sie befanden sich in dem blauen Gemach mit den Spiegelpfeilern: und es war ein eigener Anblick in jedem Spiegel die stille Gruppe abgebildet zu sehen: Er schwarz gekleidet mit finsterer Miene und Wesen; sie so weiß, so schön, halb liegend, den Kopf auf einen Arm von der reinsten antiken Form gelehnt, und von dem Lichte der Kronleuchter umgossen, deren Strahlen auf den wasserhellen Steinen ihres Armschmuckes tanzten.

Von beiden ungesehen war Richard zurückgekommen. Einige Augenblicke konnte er sich das Vergnügen nicht versagen, die ruhende Isabelle zu betrachten; aber er mußte den Zauber brechen.

„Bist Du schon müde?"

„Bist Du schon zurück, Richard?" Sie sah auf, aber Richard erschrack, denn ihr Gesicht war wo möglich noch weißer als ihr Kleid, während ihre Augen jene schwarze Farbe angenommen hatten, deren zitternder Schimmer nur schwer eine nähere Betrachtung erlaubte.

„Liebe Isabelle, ich fürchte, Du befindest Dich unwohl."

„Nein, gewiß nicht! Ach wie schön — gib her! Meinst Du nicht, daß dieß mich besser schmücken wird als die eisigen Steine?" Sie riß ihm hastig ein Bouquet der ausgewähltesten Blumen aus der Hand. Richard hatte es sich mit großer Mühe bei den ersten Gärtnern der Umgegend verschafft. Die Gewächshäuser von Tyringsholm boten keine so seltenen Blumen dar.

Isabelle, welche Blumen leidenschaftlich liebte, sog ihren herrlichen Duft ein und hielt es über die blasse Stirne, ohne Richard ein einziges Wort zur Belohnung zu sagen, der sich jedoch durch die Befriedigung, die sie zeigte, vollkommen belohnt fand. Es war die Absicht des Lieutenants gewesen, ihr das Bouquet zu überreichen, wenn er sie in Tante Katharine Sophiens Zimmer im Ballstaate begrüßen dürfte; aber als dieß wirklich

geschah, war seine Ueberraschung über ihren Anzug so groß, daß er trotz seiner tiefen Bewunderung das Bouquet, das er im Hute verborgen hatte, auf sein Zimmer zurücktrug. Er glaubte, ein paar einfache Blumen würden derjenigen nicht sonderlich behagen, die von Juwelen strahlte. Virginiens kleine Erzählung von dem wahren Verhältniß der Sache hatte jedoch bald seine Ansicht geändert, und Isabellens eigenen Worte meinst Du nicht, daß dieß mir besser stehen wird, als die eisigen Steine?" versöhnten ihn vollkommen mit ihr und den Steinen.

„Diese Blumen habe ich hier noch nicht gesehen," sagte Isabelle und betrachtete sie aufmerksam. „Sind Sie von Tjällstorp? Ich hätte kein schöneres Bouquet bekommen können!"

„Nein, Tjällstorp hat leider noch keine ausgezeichneteren Gewächse."

„Aber wo hast Du sie denn herbekommen? Gewiß mit recht vieler Mühe, mein Richard?"

„Ja, das weiß Gott," fiel Klas Malchus ein. „Der Narr ist darum drei Meilen weit herumgeritten.

Jetzt zeigte sich die Kammerräthin unter der Thüre. „Liebes Isabellchen, ich suche Dich überall. Hier ist es zu kalt für Dich, mein Kind!"

Isabelle stand schnell auf und kehrte mit ihrer Tante nach dem Saale zurück; aber die Blumen begleiteten sie den ganzen Abend ununterbrochen, und Richard fühlte eine unbeschreibliche Freude, als sie sich freundlich weigerte, das Bouquet zu theilen und Hedwig eine einzige Blume zu geben, um welche diese bat.

„Ist Graf Pontus nicht ein interessanter Mann, Isabellchen?" sagte der Oberst, der während einer Pause im Tanz den Arm seiner Tochter unter den seinigen nahm, und so ein paar Mal mit ihr durch den Saal ging.

„O ja für sein Alter."

„Alter? — was willst Du damit sagen? — er ist

ein junger Mann! Noch nicht volle vierzig; so viel ich weiß."

„Spielt der General den ganzen Abend."

„Ja, wie gewöhnlich mit dem Major und Kapitän. Ich hatte gehört, daß Graf M— ebenfalls gerne seine Parthie machte und wollte ihn zu einem Spieltisch nöthigen; aber er sagte mir sehr verbindlich: obschon er im Allgemeinen nichts dagegen habe, den Abend bei den Karten zuzubringen, so wäre dieß doch bei dieser Gelegenheit ganz unverantwortlich. Sehr fein gesagt! Er schien entzückt, und nichts konnte scharmanter seyn als Euch zusammen walzen zu sehen!"

„Aber meinte Papa nicht, daß es mit Klas Malchus ganz ordentlich ging!"

„O ja besser, als ich glaubte. Ich gedenke morgen etwas mehr zu wagen. Aber sieh, da kommt eben der Graf! Schau nicht immerwährend auf die Blumen, meine Liebe! Ich denke, es fehlt Dir nicht an andern Gegenständen, die Deiner Aufmerksamkeit werth seyn dürften."

Die Baronin Eugenie hatte für diesen Abend ihr gewöhnliches, verschlossenes und — wenn wir Andern nachsprechen wollen — etwas unangenehmes Wesen abgelegt. Isabellens Ermahnungen waren nicht vergebens gewesen. Sie erfüllte jetzt die Obliegenheiten einer Wirthin mit aller erforderlichen Zeremonie, war artig und zugänglich für Alle, gab und empfing Komplimente, und bekam bisweilen sogar eines von ihrem Manne, daß sie einmal sey, wie sie seyn sollte und wie es einer Dame an ihrem Platze gezieme.

Einige Zeit vor dem Souper flüsterte ihr der Oberst zu: „Wir haben zwar einen ganzen Haufen Leute über Nacht, aber noch Einer dazu wird wohl nichts ausmachen. Es ist weit nach Swärdsö — könnten wir nicht den Grafen überreden über Nacht zu bleiben?"

„Unmöglich! Alle heizbaren Gastzimmer, das heißt alle die benützt werden können, sind bis zum Uebermaß

besetzt. Ueberdieß ..." Die Baronin konnte ihren Satz nicht vollenden: Sie wurde von dem Grafen von M— selbst unterbrochen, der schon kam, um Abschied zu nehmen.

Ein Bote von Swärdsö hatte ihm die Nachricht gebracht, daß er von einem Freunde erwartet werde, der ihn auf der Vorbeireise besuchen wollte: da derselbe aber unmöglich länger als bis morgen bleiben könne, so sey der Graf genöthigt, dem Vergnügen, den Rest des Abends in Tyringsholm zuzubringen, zu entsagen.

Der Oberst wurde dadurch sehr unangenehm berührt und drückte sein Leidwesen in den gewähltesten Worten aus. Graf M— dagegen hoffte die glücklich eingeleitete Bekanntschaft erneuern zu dürfen; und nachdem man beiderseits alles gesagt hatte, was die Etikette erforderte, ging der schwer vermißte Gast um der schönen Tochter des Hauses Lebewohl zu sagen.

Wenn der Oberst bei seiner feinen Lebensart jemals hätte böse werden können, so wäre er es gewiß jetzt geworden, als er die kalte obschon vollendete Höflichkeit sah, womit Isabelle die ehrerbietige und feine Artigkeit des Grafen erwiederte.

„Meinst Du," flüsterte der Oberst seiner Frau ins Ohr, „daß ihr vielleicht ein Prinz von Geblüte gut genug dünken würde?" Und der feine Weltmann vergaß sich dießmal so weit, daß er eine ganz bürgerliche Manier annahm, und seine Frau am Rocke zupfte.

„Mein bester Malchus," erwiederte die Baronin leise, Du kannst doch wohl nicht denken, daß sie eine ganz fremde Person aufmuntern soll? Ich erkenne überdieß aus der Verbeugung des Grafen und der Art, wie er sich entfernt, daß sie durch diese Zurückhaltung in seiner Meinung nur gestiegen ist."

„Glaubst Du das? Ja, ja, sie hat eine Art, die wirklich nobel ist. — Doch ich muß den Grafen durch die äußeren Zimmer begleiten."

Nachdem der Oberst diese letzte Artigkeit vollbracht und alle Gäste, denen er dabei begegnete, mit einigen aus-

gesuchten Worten mehr oder minder süßen Inhalts bewirthet hatte, machte er sich wieder zu seiner Frau, mit der er wahrscheinlich noch einige Worte zu sprechen hatte.

„So. Du meinst also, diese Förmlichkeit habe keinen unangenehmen Eindruck auf ihn gemacht? Ein ausgezeichneter Mann, mußt Du wissen, dieser Graf M.! Er verwandte beinahe nie ein Auge von ihr. Auch muß ich gestehen, daß der Kammerräthin sowohl ihre Erziehung als die Freigebigkeit, womit sie ihre Toilette bestreitet, Ehre macht. Es ist mir ein wahres Vergnügen, sie zu betrachten; und unter uns ich bin stolz darauf, in meiner Tochter eines der schönsten und liebenswürdigsten Frauenzimmer des Landes zu wissen. Ueberhaupt ist das ganze Fest so arrangirt, daß keine Anmerkungen darüber gemacht werden können. Glaubst Du, daß das Souper vollkommen gelungen ist?“

„Ich zweifle nicht daran. Aber wisse, mein Lieber, ich glaube der Stallmeister macht dem kleinen Fräulein v. D— sehr emsig den Hof. Ich fürchte, er setzt dem jungen Mädchem einen Haufen närrischer Dinge in den Kopf.“

„Das soll er wohl bleiben lassen,“ meinte der Oberst, und wurde feuerroth, als er einen Blick auf die funkelnden Augen des Stallmeisters warf. Es war das dritte Mal, daß dieser Hedwig zum Tanze führte.

Als die Française zu Ende war, winkte der Oberst dem jungen Elegant zu sich her, wobei er etwas bei Seite und artig, aber scharf zu ihm sagte: „Herr Stallmeister, entschuldigen Sie, wenn ich Ihnen freundschaftlich sage, daß es sich für einen Mann von Erziehung nicht schickt, eine Dame so oft zu belästigen! Wenigstens sollte ich glauben, daß eine Privatgesellschaft sie vor jeder Zudränglichkeit schützen sollte.

„Und ich,“ fiel der Kapitän ein, der eben den Spieltisch verlassen hatte, und dicht hinter ihnen stand, „ich sollte überdieß meinen, daß es solchen Wildfängen, wie ich und der Stallmeister, uns guten Freunden des Hauses zukäme ein Bischen die Reserve abzufüttern.“

„Wie so?" fragte der Oberst.

„Ha, ha, ha!" lachte der Kapitän. „Der Herr Oberst versteht die Feinheit nicht! Ich meine, wir, der Stallmeister und ich, sollten aus Dankbarkeit für das, was wir aufessen und trinken, den sitzen gebliebenen Damen zu einiger Bewegung verhelfen; die armen Dinger verdrehen sich noch den Hals mit dem ewigen Hin- und Herspähen zur Rechten und Linken, während doch keine Seele kommen und sie aus dem Fegfeuer erretten will. Ja, mein Herr Stallmeister, ich habe kein so hartes Herz, um ihre Noth mit ansehen zu können! Seyen Sie so gut und werden Sie in drei oder vier Françaisen mein vis à vis, so wollen wir die armen Kinder erlösen!"

„Sehr aufmerksam, mein bester Kapitän, sprach der Oberst, der erst jetzt Zeit hatte zu bemerken, daß ein großer Theil junger häßlicher Frauenzimmer mit verdrießlichen Gesichtern die Wände zierte. „Ich bin Ihnen höchst verbunden, und der Herr Stallmeister würde mich in der That obligiren, wenn er dem guten Beispiel folgte."

Der Stallmeister schickte dem Kapitän einen tödtlichen Blick zu, als ihn dieser verbindlich unter den Arm nahm und mit sich zog.

Für den Rest des Abends hatte Fräulein Hedwig einen ihrer eifrigsten Bewunderer verloren.

„Richard," sagte der Oberst halb mißvergnügt, als er und der Lieutenant in einem Nebenzimmer zusammentrafen, „warum hast Du nicht mit Fräulein von P— und Fräulein von B— und Fräulein von A— getanzt?"

„Das kommt daher, Onkel," erwiederte der Lieutenant schlau, „weil ich dafür mit Fräulein von G—, Fräulein von L— und Fräulein von H— tanzte." Der Oberst lächelte beifällig: Die drei letztgenannten Grazien waren die Häßlichsten und Aeltesten unter den Tanzenden.

Und jetzt genug der Bilder von des Obersten Ball.

Sechszehntes Kapitel.

Am Morgen nach diesem Feste, eine gute Weile, ehe die Gäste vermuthlicher Weise ihre Zimmer verließen, und nur die leisen schlürfenden Schritte der Dienerschaft gehört wurden — ein ewiger Kreislauf von Zimmer zu Zimmer, wobei man abstäubte und reinigte — schlich der Oberst leise über den Corridor und nahm seinen Weg nach dem Flügel, der von Baron Klas bewohnt wurde.

Der Oberst hatte seinen großen Plan nicht außer Augen gelassen; aber da er gefunden hatte, daß von Isabellens Seite keine direkte Hülfe zu erwarten stand, so war er entschlossen allein zu handeln, und das nach einem Plane, der ihm wenigstens zuläßig, d. h. seiner Ansicht nach „sehr gut" erschien. Manches Glück in seinem Leben hatte er einem kühnen Schritte zu danken, warum denn nicht noch einmal seine Kraft versuchen?

Der General beabsichtigte nur noch diesen und den folgenden Tag da zu bleiben; und da kein geringer Theil der Ballgesellschaft ebenfalls versprochen hatte, diese Zeit noch in Tyringsholm zuzubringen, so ging der Oberst mit keinem geringeren Plane um, als eine Verlobung vor dem allgemeinen Aufbruche zu veranstalten. Wie er es angreifen wollte, um eine so unwahrscheinliche Sache möglich zu machen, das erfahren wir aus dem Folgenden.

Baron Klas Malchus, das nahe Gewitter nicht ahnend, welches seine geliebte Ruhe bedrohte, hatte eben das Bett verlassen, als der Oberst mit einer ernsten und etwas niedergeschlagenen Miene zu ihm eintrat.

„Entschuldige, mein bester Klas Malchus, wenn ich Dich so frühzeitig störe! Ich wollte nur zu Dir herunter und Dir für die Aufmerksamkeit und Freundschaft danken, die Du mir gestern Abend dadurch erwiesest, daß Du mit Fräulein Hedwig tanztest. Ich hegte wahrhaf=

tig den Wunsch, daß Du es thun mögest, aber da ich Deinen Widerwillen gegen dergleichen Vergnügungen kannte, so hatte ich zu viel Zartgefühl, um Dich darum zu bitten."

„Es freut mich zu hören, daß ich Papa damit ein Vergnügen gemacht habe! Ich will also nicht weiter daran denken, wie widerwärtig und langweilig es für mich war."

Der Oberst hustete. „Ich stehe in großer Verbindlichkeit gegen den General." . . Klas Malchus knüpfte sein Halstuch.

„Deren Last ich selbst am meisten fühle." Der Oberst seufzte und hielt an. Aber der junge Baron meinte, das Zartgefühl erfordere es, dem Vertrauen des Vaters nicht zuvorzukommen; er sah durch das Fenster hinaus und war wie gewöhnlich verlegen.

„Klas Malchus!"

„Mein Vater!"

„Du siehst mich im größten Kummer, mein Sohn! Du kennst meinen Stolz und begreifst wohl, was es mich kosten muß, dies zu sagen."

„Ich zweifle nicht daran, Papa, und es thut mir leid, daß es so ist."

„Ja, Du kannst nicht so ohne Gefühl für die Sorgen Deines Vaters seyn, um ihnen nicht wenigstens Dein Mitleid zu schenken; aber damit ist mir leider Gottes nicht geholfen!"

„Womit kann ich dem Papa dienen?"

„Das ist eine sehr delikate Sache, mein bester Klas Malchus, sehr delikat! Aber laß uns den Fall setzen, daß ich in einer größeren Schuld gegen den General stünde, als ich vergelten könnte; kurz, wenn meine Ehre . . . Erspare mir die Weitläufigkeiten und sage mir auf ein Mal, ob Du einem armen Vater aus der drückendsten Noth helfen wolltest — ob Du, wenn ich auch verlangte was ich wollte, meine Verbindlichkeit gut machen wolltest?"

Klas Malchus, der nichts anders glauben konnte,

als daß hier, von Geld oder vielleicht von einer Verschreibung auf Tyringsholm die Rede sey, dem es aber nicht in den Sinn kommen konnte, daß der Oberst ihn selbst verschreiben wollte, erwiederte schnell und bereitwillig, denn er dachte zu edel, um seinen Vater eine Minute lang in Ungewißheit zu lassen. „Es ist mir sehr lieb, dem Papa zu Diensten seyn zu können — soll ich irgend Etwas unterzeichnen?"

„Mein lieber Klas Malchus, dies ist in der That sehr schön und wacker von Dir! Wenn Du es nur nicht bereust. Bist Du gewiß, daß Du es nicht thust, wenn Du hörst, wovon die Rede ist? Ich halte es für meine Pflicht Dir zu sagen, daß es keine Kleinigkeit ist."

„Ich hoffte, Papa hätte mich für besser gehalten! Ich kann wohl rauh und ungehobelt seyn, aber schlecht bin ich nicht; und ich gebe Papa mein Ehrenwort, falls dies erforderlich ist, jede Bedingung mit freudigem Herzen und dem größten Vergnügen zu erfüllen."

Der edle arglose Sohn reichte seinem selbstsüchtigen, betrügerischen Vater die Hand, der ein paar Augenblicke zögerte, roth wurde und unentschlossen schien, ob er sie annehmen sollte. Aber die Sekunde verstrich, die Versuchung war zu mächtig, und Oberst von X— fügte in diesem Augenblick eine neue Handlung zu den andern, die er schon in dem geheimsten Winkel seiner Seele niedergelegt hatte.

Niemand hatte jedoch den allgemein geachteten Mann auch nur wegen einer einzigen von der Art im Verdacht, daß sie bei dem vollsten Lichte des Tages schlimm ausgesehen haben würde.

„Wir sind also einig," sagte der Oberst. „Und wenn Du Dich heute Abend um sechs Uhr im Spiegel-Zimmer einfinden willst, so wirst Du dort mich und den General antreffen. Aber bedenke, Klas Malchus, daß ich es nie vergesse, wenn Du mich dann kompromittirst."

Klas Malchus lächelte; er meinte, dieser Kummer sey überflüssig.

Nachdem der Oberst gegangen war, beschloß der Baron, der auf diese Unterredung mit sich selbst zufrieden und dadurch auch bei besserer Laune war, den ungewöhnlich milden Herbstmorgen zu einem Spaziergang zu benützen. Er ließ sich sein Frühstück herunter bringen, und als er es verzehrt hatte, nahm er Hut und Stock und begab sich auf seine gewöhnliche Fahrt. Er war jetzt seit mehreren Tagen nicht im Meßnerhause gewesen, denn Regen und Hagel hatten Wetter und Wege für Fußpromenaden nicht sehr angenehm gemacht.

Mutter Christine, die schon lange auf ihn gewartet, und wohl bedacht hatte, was dann zu thun wäre, war nicht wenig erfreut, als sie den Baron von weitem erkannte. Um den heimlichen Wünschen der Mutter Meßnerin gleichsam entgegen zu kommen, trat noch der glückliche Umstand ein, daß der Kapellmeister zu einer Auktion in der Nachbarschaft gerufen worden war — seine Stimme und Würde paßten so gut zu diesem Geschäft — und jetzt hatte die liebe Mutter freie Hände, um unserem Herr Gott zu einer jener unglücklichen Zufälligkeiten zu verhelfen, die der Oberst und noch viele andere Leute nicht auf der Welt wünschten, da sie immer Aergerniß hervorbrachten.

„Mein liebes Kind," sagte die alte Eva zu ihrer Tochter, die still und etwas muthlos an der Arbeit saß, „das Grämen hilft zu nichts. Wenn die Erde brennend wäre, sagte immer meine alte Großmutter, so müßte man doch auf ihr gehen. Und hierin hatte sie leider Gottes Recht! Du weißt selbst, daß ich mich Dir zu liebe lange dagegen gesträubt habe; aber ich sehe jetzt all zu klar ein, daß der Alte nicht nachgibt, bis er seinen Willen hat. Gott helfe Dir, mein Kind und stärke Dich, daß Du den großen Versuchungen widerstehen kannst. Es ist dann nicht, wie wenn Du zu Hause unter den Augen der Mutter wärest."

Als Marie diese Rede von der Mutter hörte, die ihr einziger Schutz und Trost war, brach sie in ein hef-

tiges Weinen aus. „Gibt es denn Niemand auf Erden," schluchzte sie, „der mich aus dieser Noth erretten will?"

Die Mutter Meßnerin war zu schlau, um Mariens Bewegung zu hemmen, die sie selbst so geschickt und zur rechten Zeit hervorgerufen hatte. Sie wußte recht wohl, wozu Thränen und ein aufgeregtes Gemüth bisweilen nützen. „Hoffe auf Gott, mein Kind," war ihr andächtiger Trost, als sie den grauen Rock des Baron heranschimmern sah; und nun stand sie auf und ging hinaus, um nach der Kuh zu sehen, die kürzlich gekalbt hatte.

Mutter Christine hatte noch nicht viel Schritte gethan, als die Hausthüre knarrte und Marie, die den Kopf auf die gekreuzten Arme und diese auf den Tisch gelegt dasaß, von dem Baron überrascht wurde.

Scheu und erschrocken sprang Marie auf. Sie schämte sich, daß der Baron sie so gesehen hatte, und eine deutliche Verwirrung lag auf ihrem Gesichte und in ihrem Gruß.

Klas Malchus empfand eine seltsame und beinahe eben so verlegene Bewegung, als er Marie in einem ihm unbekannten Schmerze erblickte. Nachdem er sie einige Augenblicke schweigend betrachtet hatte, faßte er sie sachte beim Arm. „Was gibt es?" Seine eigene heftige Unruhe verhinderte ihn, etwas weiter zu sagen.

„Der Stallmeister, der schlechte Mensch!" sagte Marie, die sich bei dieser theilnehmenden Frage außer Stands fühlte, ihren Kummer länger zu verbergen. Aber es kam nicht weiter als zu den Worten: „Der Stallmeister, der schlechte Mensch!" denn hier barst der unterdrückte Schmerz, wie ein zu fest angezogenes Band. Um alles in der Welt hätte Marie sich nicht so unschicklich benehmen mögen, um in Gegenwart des Barons laut zu weinen. Aber sie konnte nicht anders. Die Thränen wollten sich nicht befehlen lassen, am Rande des Auges hängen zu bleiben; da stand jetzt die bleiche Rose, von einem Thau begossen, den der Sonnenstrahl noch nicht weggeküßt hatte.

„Der Stallmeister?“ wiederholte Klas Malchus. Dieser Name, in diesem Augenblick, und so von Mariens Lippen ausgesprochen, und verbunden mit der Erinnerung an den zweideutigen Scherz des Stallmeisters beim Mittagessen, erweckten ein ganzes Heer aufrührerischer Gedanken im Kopfe des Barons. „Sage, Marie,“ rief er heftig, „sage mir, warum Du weinst, und ich verspreche Dir bei meiner Ehre — Du mußt wissen, daß ich diese Worte nicht wie eine leere Redensart gebrauche — ich verspreche Dir, den Elenden zu züchtigen, wenn er Dir übel gewollt hat.“

Die unsichere, heftige, beinahe wilde Stimme von Klas Malchus brachte die stille, bedachtsame Marie sogleich zur Besinnung. „Ich weiß nicht,“ sagte sie, ob seine Absicht gerade böse war; aber gewiß ist, daß ich sehr unglücklich werden müßte, wenn etwas daraus würde. Der Vater hat schon lange die wunderliche Idee gehabt, mich nach Stockholm zu schicken, wo er meint, daß ich mit meiner Stimme auf dem Theater Glück machen würde. Aber es wäre gewiß nie weiter gekommen, als zu einem bloßen Geschwätz, wenn nicht der Stallmeister aus allen Kräften dazu geholfen hätte; und jetzt ist es so weit mit dem Vater gekommen, daß er Tag und Nacht keine Ruhe hat, bis Ernst daraus wird. Er glaubt, daß es der Stallmeister gut meine.“

„Ha, der Bube!“ stammelte Klas Malchus und seine Lippen zitterten vor Zorn, seine Augen brannten vor Wuth. „Das hat er gewollt, der Bube, darum hat er sich im Finstern eingeschlichen! Ich verstehe! Aber, Marie, wie hast Du damit schweigen können. Warum hast Du mir das nicht früher gesagt?“

„Wie hätt' ich es wagen sollen, mit dem Herrn Baron über so Etwas zu sprechen?“ versetzte Marie schüchtern. „Einmal dachte ich wohl daran. Aber ich verscheuchte den Gedanken wieder, weil ich es für durchaus unpassend hielt, so dreist zu seyn.“

„Warum hättest Du das nicht wagen sollen, Marie? Hast Du denn nicht gewußt, daß Niemand Dir wohler wollen kann, als ich? Sprich, hast Du denn das nicht bemerkt?“ Klas Malchus wußte vielleicht selbst nicht, daß er Mariens Hand faßte, daß er sie selbst näher zu sich zog, daß er ihr tief, allzutief in die schönen, noch von Thränen umschleierten Augen sah.

„Marie, hast Du nicht gefühlt, daß ich Dir sehr wohl will?“

„Ja, ich glaubte zuweilen so; aber ich wußte es nicht recht, denn sonst hätte ich schon lang gesagt, wie es ist,“ stammelte sie.

„Glaubst Du es denn jetzt?“ fragte Klas Malchus ganz leise und legte Mariens Hand auf seine Augen, auf seine Stirne.

Marie schwieg; ihre Unruhe, ihre Verwirrung war grenzenlos. Etwas ging vor, aber sie wußte nicht was. Sie wollte ihre Hand von der des Barons losmachen; aber er hielt sie zurück — da wurde es noch schlimmer, und die kleine Hand zitterte wie Espenlaub in der seinigen, die wie Feuer brannte.

„Marie, willst Du diese Sache mir anvertrauen? Sage mir offen, ob Du das willst?“

„Ja, warum sollte ich es nicht wollen? Dann darf ich doch nicht auf das Theater?“

„Dahin kommst Du nie, darüber sey ruhig! Ich will schon mit Deinem Vater sprechen; aber sage mir jetzt auch, ob Du Dich ruhig und zufrieden dabei fühlst, daß ich Dich vertheidige?“

„Der Herr Baron ist so gut, daß ...“ Marie fand keine weitere Worte.

„Es handelt sich nicht darum, ob ich gut bin oder nicht; ich will nur wissen, ob Du einige Befriedigung darin fühlst, daß Du Dich unter meinem Schutze weißt,“ sagte Klas Malchus sanft.

„Ja viel!“ flüsterte Marie, und ihre Wange glühte höher, als eine Traube glüht.

Da fühlte Klas Malchus seine Brust leise von einer stillen und unendlichen Seligkeit gehoben und durchbebt. Eine Morgenröthe stieg in ihm empor, deren erster Strahl seine Wangen mit Purpur bedeckte. Klas Malchus empfand, daß er von diesem Moment an ein neues Daseyn rechnete, daß ein warmes Sonnenlicht auf seine Seele einströmte, daß Edens Thore sich öffneten — daß er liebte und geliebt war!

Zu demselben Augenblick, als Baron Klas diese Entdeckung machte, zog der Oberst Isabellen an ein Fenster bei Seite und flüsterte: „Nun, was hab' ich gesagt, ein coup de main sollte das Spiel retten! Schon heute Abend hoffe ich die Sache zu einem glücklichen Ende zu bringen."

„Um Gottes willen, Papa, wagen Sie nichts! Es kann Ihnen einen weit größeren Kummer schaffen, als der gegenwärtige ist."

„Ach, mein Kind, Du kennst Deinen Vater nicht! Wagen heißt gewinnen, das war immer mein Wahlspruch. Ich gehe jetzt, um bei dem General förmlich um Hedwigs Hand für Klas Malchus anzuhalten."

„Und er?"

„Jetzt keine weitern Fragen! Du hast mir nicht helfen wollen, und zur Strafe dafür, will ich auch Deine Neugierde nicht befriedigen. Unsere Fête war höchst brillant! Du wirst sehen, daß Graf M— heute auf Besuch hieher kommt."

„Gott hole den Grafen M— und seinen Besuch! Haben Sie wirklich Klas Malchus Zustimmung erhalten?"

„Steure Deine Ungeduld, Isabellchen! Heute Abend um sieben Uhr sollst Du Alles wissen. Und dann bitte ich Dich, künftig ein wenig mehr Vertrauen auf Deinen Vater zu haben."

Siebenzehntes Kapitel.

Die Stunde des Mittagessens war da. Die zahlreichen Gäste hatten sich allmählig im Saale versammelt, als Baron Klas eintrat. Der Blick des Obersten suchte sogleich den seines Sohnes; aber wie groß war sein Erstaunen, als er Klas Malchus sonst blasse Wangen von einer starken und frischen Röthe bedeckt, seine Augen strahlend, und seine ganze gebückte Gestalt, ja sein ganzes Wesen wie durch einen Zauberschlag verwandelt sah! Trug er nicht das Haupt so hoch, als wollte er an der Decke ein Ziel für seine Gedanken suchen, und lag nicht auf seinem Gesichte ein Schimmer von Etwas, das der Freude oder eher dem vollkommenen Entzücken gleich sah! Und war er dazu nicht so artig, daß er beim ersten Wink des Obersten der kleinen Hedwig den Arm bot — es ist wohl wahr, daß er sie unterwegs einmal, wahrscheinlich in der Zerstreuung wieder fahren ließ; aber dieß zog gleichwohl keine schlimme Deutung nach sich, denn, wie der Oberst dem General zuflüsterte: „es gibt gewisse Gefühle, die ihre Zerstreuungen haben!“ Der Oberst ahnte natürlich nicht, wie prophetisch er sprach, sonst hätte er wohl während dieses in Tyringsholm so ungewöhnlich lebhaften Mittages ein anderes Gesicht gemacht.

„Weißt Du, was mit Klas Malchus vorgegangen ist, Richard?“ fragte Isabelle, die ganz gegen die Meinung des Obersten, der ihr einen andern Tischnachbar zugedacht, ihrem Vetter zugewinkt hatte, den Platz neben ihr einzunehmen.

„Nein, ich versichere Dich, ich bin so erstaunt, daß ich kaum die Augen von ihm wenden kann.“

„Sollte wohl Hedwig einen Antheil daran haben?“ Das schon laute Gespräch umher machte es leicht, über Privatgegenstände zu sprechen. Eine heitere Mittags-

tafel gewährt einer vertraulichen Unterhaltung beinahe eben so viel Schutz, als die stillste Waldeinsamkeit.

„Fräulein Hedwig?" wiederholte der Lieutenant mit einem mißtrauischen Lächeln. „Nein, gewiß nicht! Ich möchte eher einen ganz andern Einfluß vermuthen. Ich weiß, daß er seinen alten Freund, den Universitäts-Gelehrten, schon in zwei Briefen zu überreden suchte, sich für den Winter in Tyringsholm niederzulassen; und hat er die Einwilligung desselben erhalten, so ist seine Freude leicht zu erklären. Der arme Klas, er leidet hier so sehr Mangel an allem gelehrten Umgange, daß man sich nicht wundern darf, wenn er nicht recht gedeiht."

„Ich wünsche, sein Plan ginge in Erfüllung; es würde auch mir eine wahre Freude machen! Ja, wisse nur, Richard, ich habe so recht eine Passion für diese alten, staubigen und halbverschimmelten Magister, die, seitdem sie jung und bekränzt vom Parnasse herabstiegen, keine andere Lorbeere mehr geerntet haben, als jene unsichtbaren, welche langes Nachtwachen und ein einsames Studium um ihre dünnen Schläfe wob. Aber der Lorbeer ist auch von geringem Werthe für sie; sie richten ihren Geist zum Magazin für solche Kapitalien ein, die keine Renten tragen. Sie behalten ihr Gold, und die Welt weiß nicht, was sie an ihnen verlor oder in ihnen hätte besitzen können."

„Wenn ich Isabelle diese einsamen Lichter so tief bewundern höre, so fühle ich mich nicht nur zur schweren Sünde des Neides versucht, sondern ich vermeine sogar eine brennende Lust in mir zu spüren, das Schwert fort zu werfen — es wird ja doch auf alle Fälle in Frieden ruhen — um mich in die schwarze, achtunggebietende Tracht der Gelehrsamkeit zu kleiden."

„Im Fall Du Dich dazu entschließest, mein bester Vetter," erwiederte Isabelle in dem gleichen scherzhaften Tone, „so höre meinen freundschaftlichen Rath, und bestelle Dir zugleich mit dem Kleid etwas mehr Raum im obern Stockwerk! Ich wage sonst zu glauben, daß die

unsterblichen Werke der würdigen Vorfahren sehr enge wohnen mußten."

„Dies, meine Gnädigste, ist eine fast zu nah gehende Vermuthung! und ich möchte doch wissen, was Du mir auf die Frage antworten kannst: Worauf stützest Du Deine Meinung?"

„Darüber will ich Dich durchaus nicht in Unkenntniß lassen: meine Meinung stützt sich auf die von mir gemachte wichtige Wahrnehmung, daß Du Dein Licht nicht unter einen Scheffel zu stellen liebst. Wer es aber nicht unter den Scheffel stellt, läßt es natürlich leuchten vor den Leuten; und an diesem Licht habe ich ersehen, daß Du, wenn Du die gelehrte Laufbahn eingeschlagen hättest, niemals einer meiner verschimmelten Günstlinge geworden wärest."

„Vertrauliche Mittheilung," versetzte Richard lachend, „muß wohl einer der wichtigsten Punkte in dem Gesagten und Ungesagten seyn. Ich finde, daß Du mir eine ansehnliche Portion davon zutheilst, ja doppelt so viel, als der geduldigste Vetter mit Langmuth hinnehmen kann. Uebrigens wirst Du doch damit nicht sagen wollen, daß ich durch den zufälligen Mangel an dieser Art Glück jede Aussicht zur Günstlingschaft in andern Richtungen verloren habe? Hüte Dich, dies zu sagen — denn der Schlag würde meine Eigenliebe vollständig zermalmen!"

„Dann ist es ja nicht allein eine Pflicht, sondern eine wahre Wohlthat, dieß zu sagen, denn eigenliebige Männer sind noch ein klein wenig unerträglicher als eigenliebige Frauenzimmer. Aber am allerunerträglichsten sind eigenliebige Affen — ich vermisse unsern scharmanten Stallmeister bei Tische."

„Er hat sich krank melden lassen," antwortete Richard mit der natürlichen Feinheit eines gebildeten Mannes, der einen Scherz keine Sekunde länger fortsetzt, als er dazu aufgemuntert wird, und dies kann man ge-

wöhnlich für beendigt ansehen, wenn ein neuer Gegenstand in einer neuen Tonart angeschlagen wird.

„Krank?“

„Der Kapitän hält es für eine Folge der letzten Tanzunterhaltung, die von ihm veranstaltet wurde.“

„Er ist recht angenehm, der Kapitän! Es ist doch ein wenig Herz in seiner Narrheit, wogegen es mir vorkömmt, der Stallmeister müsse das seinige beständig ausgeliehen haben, ein Edelmuth, der zu beweisen scheint, daß er darauf verzichtet hat ... Die kleinen Narrheiten des Kapitäns nehmen sich gar nicht so übel aus! Ich glaube zwar, daß er weder Witz noch Salz besitzt; aber das ist ja auch überflüssig, so lang man sich damit forthelfen kann, daß man anderer Leute Pulver verschießt.“

„Das ist wahr, und wir werden jedenfalls etwas an ihm verlieren.“

„Wird er abreisen?“

„Ja, wahrscheinlich! Der General hat einen solchen Gefallen an den Nebenvergnügungen gefunden, die der Kapitän ihm während der Spielpartieen verschafft, daß er ihm angeboten hat, die vierte Person in seinem Wagen auszumachen, wenn er nach Mörkedal heimfährt; und wenn ich mich nicht täusche, so hat der Stallmeister im Sinne, sich den Platz des Kutschers auszubitten.“

„Wie kannst Du ein so hartes Herz haben, mein bester Richard, um mir so viele unangenehme Neuigkeiten mitzutheilen? Ganz Tyringsholm geht ja auf diese Art fort! Es bleibt ja gar keine Gesellschaft zurück.“

„Nein, wenn Du nicht mich und Klas Malchus als solche rechnen willst. Er kann sich wenigstens einer wohlbegründeten Aehnlichkeit mit Deinen Lieblingsmustern rühmen. Für mich aber, der ich so gut, wie überflüssig bin, wird es am besten seyn, von einem Anerbieten Gebrauch zu machen, das ich heute frühe in einem Briefe von meinem Chef erhielt.“

„Was ist dies denn?“ fragte Isabelle, und die

blaßblühende Wange entlehnte für eine halbe Sekunde einen Strahl von dem rothen Weine, den sie an die Lippen führte.

Mit erzwungener Gleichgiltigkeit erwiederte er: „Der gegenwärtig diensthuende Adjutant übernimmt den Pacht eines Gutes, und ich kann seine Stelle erhalten."

„Das wäre vielleicht ein Glück für Dich."

„Vielleicht — wenn ich hier wirklich überflüssig wäre!" Isabelle hatte vor diesem Augenblicke noch in Richards dunkle Augen gesehen, in diese seelenvollen, lebendigen Leuchten, die so strahlend, so heiß waren. Diese Augen lächelten ihr jetzt entgegen; und es war nicht wohl möglich, ihren Einfluß nicht zu empfinden. Aber was Isabelle auch fühlen mochte, sie behielt es für sich, und in den leichten freien Ton übergehend, dessen sie sich oft bediente, sagte sie mit einer gewissen heitern Nachlässigkeit: „Keine Empfindsamkeit, wenn ich bitten darf, mein Vetter! Und was Deinen Abschied von hier betrifft, so werde ich das erst noch näher bedenken! Du wirst selbst einsehen, daß, wenn auch der Kapitän und der Stallmeister nicht um einen solchen einzukommen brauchen, dies um so mehr Deine heilige Pflicht ist, da Du nach ihrem Abgang unser Alles in Allem seyn wirst."

Die Unterhaltung war unvermerkt auf einen Gegenstand übergegangen, wo es Isabelle für nöthig erachtete, ein neues Punktum zu setzen, was sie auch dadurch that, daß sie mit einer halben Wendung des Kopfes zur Rechten ihren Nachbar auf dieser Seite ermunterte, seine Beredtsamkeit zu versuchen.

Während der Mahlzeit sowohl als auch nachdem sich die Gesellschaft in die Nebenzimmer zerstreut hatte, hatte Baron Klas sein heiteres Aussehen beibehalten. Isabelle verband die Aeußerung ihres Vaters mit dieser seltsamen Erscheinung; aber sie konnte aus diesem Widerspruche nicht klug werden. Sie glaubte indessen einige Fragen an ihn wagen zu können; sie wies diesen

Gedanken anfänglich zurück, aber er kam immer wieder. Wenn in dem Verfahren ihres Vaters etwas Betrügerisches läge, wenn Klas Malchus auf irgend eine ihr unerklärliche Art zum Besten gehalten würde, müßte er doch gewarnt werden. Aber sein Aussehen zeugte von der größtmöglichsten Ruhe und Zufriedenheit — die Sache war unbegreiflich! Vielleicht war er doch von Hedwigs kindlichem und einnehmendem Wesen gefesselt worden?

Als nun der Oberst den General mit sich nach einem Sopha zog, flüsterte sie Klas Malchus ins Ohr: „Laß uns ein wenig in das rothe Kabinet sitzen!" Ohne Widerstand folgte der Baron Isabellen nach diesem ihrem Lieblingszimmer. Hier hatte man die prächtige Aussicht über den Strom, und auf der andern Seite nach dem Walde. Hart unter dem Fenster lag die Terrasse, und von da abwärts der verfallene Pavillon, welches alles in seiner Vereinigung, besonders an einem Mondscheinabend dem kleinen Zimmer einen poetischen Anstrich gab.

„Mein lieber Klas," sprach Isabelle, und zog ihn ans Fenster, „willst Du mir ohne Rückhalt sagen, ob Papa Dir irgend einen Vorschlag gethan hat?"

„Ja — aber warum erscheinst Du so unruhig darüber?"

„Wenn Du ruhig bist, Klas, was ich nicht bezweifeln kann, so hege auch ich durchaus keine Unruhe. Papa hat also wirklich mit Dir gesprochen?"

„Ja wohl hat er das, schon heute früh bei Zeiten."

„Und Du willigst ein?"

„Kannst Du noch fragen? Es handelt sich ja nicht um meine Ehre!"

„Nein, bewahre, das weiß ich wohl! Ich sehe es eher als eine Ehre für Dich an. Aber ich gestehe, daß ich nach dem Wesen zu urtheilen, das Du bisher zeigtest, nicht auf eine solche Willfährigkeit geschlossen hätte!"

„Du hast mich also auch verkannt, Isabelle? Aber

darüber läßt sich nichts sagen, denn wann hättest Du mich kennen lernen sollen?"

„Du wirst mich doch nicht mißverstehen, Klas! Ich meine, um ohne allen Umschweif zu reden, ob Papa mit Dir über den Plan rücksichtlich des Generals gesprochen hat?"

„Ja doch, sag' ich, und ich habe meine Einwilligung gegeben; ich kenne zwar nicht den Belauf von des Generals . . . ."

Ehe noch Klas Malchus den Satz vollendete, zeigte sich der Oberst unter der Thüre. Eine besondere Unterredung zwischen Bruder und Schwester fürchtend, eilte er seinen Sohn zu benachrichtigen, daß die Zeit der verabredeten Zusammenkunft da sey, obschon es, die Wahrheit zu sagen, um eine ganze Viertelstunde zu frühe war. Die Eigenliebe und Prahlsucht des Obersten hatten, wie wir wissen, die Entwicklung des gemachten Planes nicht abwarten können, sondern Isabellen das erwartete Resultat schon vorher anvertraut, da er sie von seiner Geschicklichkeit in der Leitung einmal erfaßter Dinge überzeugen wollte. Aber kaum hatte er dieser Schwachheit nachgegeben, als er einsah, wie schädlich dies ihm werden könnte. Isabellen ein Versprechen des Stillschweigens abzuverlangen, hätte indessen ihr Mißtrauen erregt. Es blieb ihm also nur das eine Mittel übrig, beide beständig unter den Augen zu behalten, um ihnen keine Gelegenheit zu einer heimlichen Mittheilung zu lassen.

Der Zufall begünstigte den Obersten hierin; denn auch jetzt, da Isabelle wirklich eine Gelegenheit erwischt hatte, um mit dem Bruder zu sprechen, machte ein natürliches Mißverständniß in den Fragen und Antworten, daß Jedes das Andere zu verstehen wähnte, ohne daß dies jedoch der Fall war.

Baron Klas stand auf, nicht ahnend, was ihm der nächste Augenblick bringen sollte. Der Oberst faßte ihn

beim Arm, warf einen triumphirenden Blick auf Isabellen, und verließ mit seinem Sohne das Zimmer.

Aber wie war es denn eigentlich mit Klas Malchus? Es ist schwer zu sagen, wie es eigentlich war. Je entfernter das Flußbett vom Wasserfalle ist, desto ruhiger fließen seine Wellen, wenn nicht Stürme, Steine oder andere Hindernisse es aufzuregen streben. Klas Malchus' Seele war an diesem neuen Morgen seines Lebens offenbar mit der ruhigen Fluth zu vergleichen, in deren stillem Wasser sich ein helles und lustiges Bild abspiegelt; aber was sollte aus ihr werden, wenn Sturm und Felsen und Hindernisse daher gerollt kamen? Das ist nicht leicht zu sagen, da sich nichts so wenig berechnen läßt, als ein Menschenherz mit seinen tausend und aber tausend Nebengängen, die ebenso unzählig sind, wie die Untiefen, die ein Flußbett bewahrt.

„Ich kenne nicht den Belauf von des Generals ... was kann er damit meinen?“ dachte Isabelle, die sich trotz Klas Malchus' Versicherungen dennoch einer gewissen Unruhe nicht zu erwehren vermochte. „Konnte wohl die Rede von dem Laufe des Vermögens des Generals seyn? Nein, unmöglich! Klas würde daran nicht denken, er, der mit keinem Gedanken an sein eigenes Vermögen denkt!“

Als der Oberst und der junge Baron in das Spielzimmer eintraten — der General war noch nicht da — sprach der Erstere in hastigem und unsicherem Tone: „Klas Malchus, hast Du Dich auf alle möglichen Fälle vorbereitet? Denkst Du wirklich edel genug, bist Du wirklich konsequent genug, um Wort zu halten? Du weißt, daß Du mir ganz ohne Vorbehalt jede Bedingung zu erfüllen versprachst!“

„Aber ich begreife nicht, warum Papa so viel Wesens von der Sache macht! Ich habe ja mein Ehrenwort gegeben. Laß mich jetzt nur wissen, was ich zu thun habe? Ich glaubte den General schon hier.“

„Er kommt sogleich, und es ist mein höchster Wunsch,

daß es Dir nicht scheinen möge, er komme immer noch bald genug! Sieh, mein lieber Klas Malchus, im Vertrauen auf Dein gegebenes Versprechen habe ich dem General in Deinem Namen einen Antrag gemacht, den er gesonnen scheint, annehmen zu wollen; aber das Zartgefühl erfordert es, daß ich bei dieser Sache so wenig als möglich vorkomme. Du mußt es ganz und gar seyn. Meine Schulden und andere Verbindlichkeiten an den General dürfen auf keine Art berührt werden! Es versteht sich von selbst, daß sie in dem Antrag mit einbegriffen sind."

„Aber wovon sollen wir denn sprechen, wenn nicht von Papa und seinen Verbindlichkeiten? Das begreife ich wahrhaftig nicht."

Jetzt hörte man die Schritte des Generals im äußern Zimmer. Der Oberst erbleichte etwas. Das Spiel war kühn; aber er fing an sich selbst zu überreden, daß Klas Malchus seine Absicht schon errathen habe. Der forschende Blick desselben hätte ihn indessen vom Gegentheil überzeugen sollen. Aber der Oberst sah nicht auf seinen Sohn, er hatte die Augen starr nach der Thüre gerichtet.

Der General trat ein.

„Sieh' da, mein geehrter Herr Bruder," sagte der Oberst mit vollkommener Fassung und Artigkeit, „hier bringe ich Dir Klas. Ich habe ihm Deine Antwort noch nicht mitgetheilt; aber ich hoffe, mein Sohn, Du entschuldigst, wenn ich Dir für diese ruhige und heitere Stunde die angenehme Nachricht aufsparte, daß der General die Güte hatte, Deine Bitte um Fräulein Hedwigs Hand zu gewähren, soferne sie selbst, wie wir hoffen wollen, nichts dagegen hat."

Der Oberst hatte die Wirkung dieser neuen, von ihm erfundenen Elektrisirmaschine vorausberechnet, und wie er meinte, aufs Haar abgewogen. Nach dieser Berechnung würde der Stoß so stark seyn, daß Klas Malchus bei seinem Phlegma, falls er nicht schon zum Vor-

aus die Sache errieth und billigte, gewiß nicht eher wieder zur vollen Besinnung kommen könnte, bis es ihm die Glückwünsche unmöglich machten, zurückzugehen. Ueberdieß hatte er sein Ehrenwort auf die Erfüllung jeder Bedingung verpfändet; er konnte sich also keine Blöße geben. Und wenn nur erst alle Förmlichkeiten vorüber wären, was der Oberst so viel als möglich beschleunigen wollte, würde sich Klas Malchus ohne Zweifel ganz damit zufrieden geben.

Nun aber geschah es, daß nichts von all dem eintraf, sondern im Gegentheile etwas ganz Anderes, von dem sich der Oberst in seinem Leben nie etwas hätte träumen lassen; und daß dieses Andere ihm passirte, dem großen Kenner und Beurtheiler der Menschen — das war ein Schlag, wie nie eine Elektrisirmaschine einen ähnlichen versendete.

Damit verhielt es sich nämlich so, daß in demselben Momente, wo der Oberst die letzten Worte ausgesprochen hatte: „Der General hatte die Güte, Deine Bitte um Fräulein Hedwigs Hand zu gewähren ꝛc. ꝛc.“ ein Stoß von ganz anderer Art Klas Malchus mitten ins Herz traf. Der Blitz erhellt ein dunkles Zimmer nicht schneller, als diese Aeußerung ihm den dunklen Raum in seines Vaters Seele beleuchtete. Ein tiefer, ein tödtlich bitterer Schmerz nahm die Stelle ein, wo jüngst das junge Paradies geblüht hatte. Die Werbung um Hedwig, und der Umstand, daß sein Vater ohne sein Wissen und Willen über seine Hand verfügt hatte, schien ihm das Geringste zu seyn; das Gräßlichste war aber die ränkevolle, schändliche Art, wie ein Vater dem Sohne das treuherzige Versprechen entlockt hatte. Wer von ihnen sollte jetzt ehrlos vor dem Generale da stehen? Konnte Klas Malchus von seinem Vater sagen: „So und so hat er mich betrogen?“ Nein — und eben so wenig konnte er sein Leben, seine Ruhe zum Opfer bringen! Er wollte es nicht und war fest entschlossen, es nicht zu thun.

Einen Augenblick lang betrachtete er den General, einen zweiten seinen Vater; es war ein scharfer und kalter Blick. Dann sprach er in festem und ernstem Tone: „Es thut mir leid, daß hier ein Mißverständniß obwaltet. Ich habe des Fräuleins Hand nicht begehrt, und muß es deßhalb meinem Vater überlassen, zu erklären, wie er dazu kam, bei dem Herrn General einen Wunsch vorzubringen, den ich, falls er meines Herzens Wahl gewesen wäre, selbst darzulegen für eine Ehre gehalten haben würde; der aber jetzt, da dies nicht der Fall ist, Fräulein Hedwigs Glück mißachten hieße."

Als Klas Malchus diese Rede beendigt hatte, was geschah, ehe noch der Oberst den Mund öffnen konnte, verbeugte er sich ehrerbietig vor dem General, und verließ das Zimmer, ohne einen Blick auf seinen Vater zu werfen.

„Was zum Teufel soll das heißen?" fragte der General, der ganz blutroth geworden war.

„Das heißt nichts Anderes," erwiederte der Oberst stammelnd — Zorn und Bestürzung ließen ihn nicht deutlich sprechen, — „als daß er den Verstand verloren hat."

„Doch kam es mir vor, als habe er sehr mit Bewußtseyn gesprochen! Doch ich schenke eine Erklärung! Es wäre unter meiner und meiner Tochter Würde, wenn ich eine Entschuldigung für dieses eben so lächerliche als unverschämte Benehmen anhörte!" Die Stimme des Generals hatte eine eisige Herbe; sie sauste noch in des Obersten Ohr, als sein Gast die Thüre schon hinter sich geschlossen hatte.

Und da stand nun der Oberst allein, mit einer flammenden Schaamröthe auf dem Gesicht — sein feines Spiel verloren, sein „coup de main" von einigen Worten des ohne Zweifel wahnsinnigen Klas Malchus dahingeblasen! der Oberst zitterte an Händen und Füßen. Der Mann von Welt ließ sich in seiner Einsamkeit zu einigen kleinen unendlich einfachen Ausrufen

herab. Welch' eine qualvolle Lage war das aber auch! Was mußte die Gesellschaft zu dieser geheimnißvollen Verstimmung sagen? Vielleicht reiste der General augenblicklich ab und zog dadurch das unglückliche Ereigniß vor die Augen der Oeffentlichkeit! Und dann Isabellens Lächeln, wie war das auszuhalten — mancher anderer Aergernisse gar nicht zu gedenken! Der Oberst lauschte an der Thüre; es war beinahe, als fehlte es ihm an Muth, sich wieder zu zeigen. Er stand da, ein Gefangener in seinem eigenen Hause, und konnte zu keinem Entschlusse kommen, ob er bleiben, oder hinausgehen sollte, als ob nichts geschehen wäre. Während der Oberst hier noch überlegt, wollen wir eine Treppe hinaufsteigen und Fräulein Hedwig auf ihrem Zimmer besuchen.

Das kleine Fräulein sitzt auf dem Sopha gekauert und hält ein Billet in der Hand, ein Billet, das sie schon fünfmal durchgelesen hat, ohne von ihrem Erstaunen zurückzukommen. Ihr Vater hatte es ihr eben gegeben und dabei gesagt, sie möchte es auf ihrem Zimmer lesen, wo sie bleiben solle, bis sie etwas Weiteres von ihm höre.

Das Billet war kurz und lautete also:

„Hedwigchen!

Der Oberst hat um Deine Hand für seinen Sohn angehalten. Ich habe nichts von seiner Liebe zu Dir bemerkt, sie wird aber wohl von der schüchternen Gattung seyn. Wenn Du dieser Werbung Deinen Beifall gibst, worüber Du Dich bedenken magst, bis ich wieder komme, so sollst Du ihm selbst mündlich Antwort geben. Indessen hast Du selbst über Dein Herz zu gebieten; und sagt dieß hiebei etwa Nichts, so mag er sich nach einer Andern umsehen. Der Mensch ist eigen, aber im Grund ehrlich; und Tyringsholm ist, wie Du selbst siehst, ein sehr angenehmer Aufenthaltsort, für den Fall, daß ich nicht mehr wäre.

Dein treuer Vater D—."

Wir haben bis jetzt wenig von Hedwig gesagt, und es mag vielleicht ausgesehen haben, als gehörte sie zu jenen undeutlichen Schattenbildern, die bisweilen in's wirkliche sowohl als ins Roman-Leben eingewoben sind, ohne daß man darüber in's Reine kommt, was sie eigentlich dort thun sollen — aber von diesem Gesichtspunkt aus darf Hedwig nicht betrachtet werden. Da sie eben erst das sechszehnte Jahr vollendete, so hat sie noch keine Rolle zu spielen angefangen; ihre Zeit dürfte jedoch kommen. Es war heute das erste Mal, daß ihre Urtheilskraft und ihr Gefühl in Anspruch genommen wurde. Bisher als Kind betrachtet, und selbst ein gutes Kind beginnt nun Hedwig wie der Schmetterling in der Puppe, die Schaale zu zerbrechen, die Schwingen zu erheben und endlich ein klein wenig auf eigene Faust in den Regionen des denkenden Lebens umherzuflattern.

Die Folge dieses Ausflugs war, daß Hedwig einen sehr deutlichen und bestimmten Widerwillen gegen den Gedanken empfand, sich mit dem stets schweigsamen und unfreundlichen Baron Klas zu verbinden. Aber Virginie hatte doch mehrmals gesagt, er sey im Grund so gut. Daran dachte Hedwig jetzt, allein es half nichts! Da sie indessen jetzt schon einmal in das merkwürdige Heirathskapitel gerathen war, begann sie in Erwartung ihres Vaters darüber nachzusinnen, was sie wohl geantwortet haben würde, wenn das Billet den Namen eines Andern als Baron Klas enthalten hätte. Wäre z. B. der Kapitän oder der Stallmeister darin gestanden, so würde auch sogleich ein bestimmter Korb gefolgt haben; wie aber, wenn es Lieutenant Richards Name gewesen wäre...?

Der Name des Lieutenants unter diesen Voraussetzungen ausgesprochen, machte Hedwig zusammenfahren und vor Schaam erröthen — sie erröthete nicht, als sie an die drei Vorhergehenden dachte. Richard hatte ihr jedoch kein schmeichelhaftes Wort gesagt, und sich überhaupt sehr wenig mit ihr beschäftigt; dessen ungeachtet sah sie ihn im Geiste, wann sie nur wollte. Ja es war

etwas ganz Anderes, wenn sie sich dachte, wie Baron Klas in der Française herumholperte, und wie dagegen der Lieutenant im Walzer dahinflog, so hoch, so schlank und geschmeidig! „Ach, wer so beständig mit ihm fortzanzen dürfte!“

Nach diesen Träumereien, deren Unausführbarkeit Hedwig einen kleinen Seufzer entpreßte, war ferner nicht an eine günstige Wendung für das Schicksal des Barons zu denken: Dem war nicht zu helfen — er bekam den Korb!

Die sechszehn Jahre hatten wieder ihr Recht behauptet, und Hedwig walzte noch einmal in Gedanken mit Richard, als der General heftig eintrat.

Die augenscheinliche Aufregung, die sich in seinem Gesichte beurkundete, schrieb Hedwig dem wichtigen Begebnisse zu, dessen Entscheidung er von ihr erwartete. Sie beeilte sich deßhalb, ehe er noch fragte, mit aller Bestimmtheit zu sagen: „Es ist durchaus nicht daran zu denken, Papachen! Ich bin gewiß, daß Baron Klas und ich nie zu einander passen würden.“

„Es ist recht gut, daß Du so denkst,“ entgegnete der General, „denn in diesem Falle bist Du derselben Ansicht wie er. Der Antrag ist zurückgenommen! Abscheuliche Leute, das! Der Baron behauptet, er habe seinen Vater niemals gebeten, um Deine Hand anzuhalten.“

Aus dieser Art des Generals seiner Tochter den zarten Gegenstand mitzutheilen, was er recht wohl hätte vermeiden können, da ihre eigene abschlägige Antwort ihm Gelegenheit dazu darbot, — geht leicht hervor, daß der alte Kriegsknecht sich verdammt wenig um den „feinen Takt“ des Obersten bekümmerte. Der General hatte auch nie Gelegenheit gehabt, sich in dieses kitzliche Reglement einzustudiren, das er für schwerer hielt als alle andere. Seit er die arme Scholle seiner Eltern verlassen hatte, lebte er stets bei seinem Regimente, entweder im Felde oder auf dem Lande, und hatte sich, zu den

höheren Graden emporgestiegen, an einen gewissen Herrscherton gewöhnt und obschon er nun seit sechszehn Jahren beabschiedet war und nicht das Geringste in seiner Persönlichkeit besaß, das auf die Generalswürde hingedeutet hätte, wollte er demungeachtet, daß man sich allenthalben daran erinnern sollte, was er gewesen war; das heißt, es freute den alten Mann, hie und da noch einen Schimmer von den Ehrfurchtsbezeugungen zu sehen, womit er so lange traktirt worden war. Er selbst theilte seine Artigkeiten, wenn er bei guter Laune war, ungefähr auf dieselbe Art aus, wie ehedem die aufmunternden Worte an seine Soldaten. Galt es interessante Frauenzimmer, für die er immer eine gewisse Schwachheit gehabt hatte, so war er voller Schmeicheleien und Komplimente; wurde er aber gereizt, dann bezähmte er sich nicht gerne, sondern sprach, was er dachte, ganz ohne Rücksicht, ob er es auch anders hätte sagen können oder nicht. Er war ein strenger braver Mann aus der alten Welt, doch mit gewissen Schwachheiten, die man sowohl an Menschen der alten als der neuen Zeit findet.

Bei der väterlichen Mittheilung verbreitete sich eine dunkle Wolke über Hedwigs Gesicht; es war die beschämte, tief beleidigte Jungfrau, nicht das gedankenlose Kind, was sich vom Sopha erhob. „Wie," rief sie, und zwei bittre Thränen drangen aus ihren schönen Augen, „haben Sie uns zum Besten gehabt? Hat sich Baron Klas nicht geschämt, mir so zu begegnen?"

„Und erst mir?" schnaubte der General zornig, „das war wohl noch etwas schlimmer, sollt' ich meinen! Aber der Oberst ist es, der hochmüthige Narr, der ohne seinen Herrn Sohn zu fragen, mit Händen und Füßen arbeitete, um eine Verbindung mit meinem Hause zuwege zu bringen. Ueber einen solchen Narren, wie der Baron da ist, kann sich kein vernünftiger Mensch ärgern — aber der Oberst, der Oberst! Wenn hier das Haus nicht voller Leute wäre, so reiste ich noch diesen Abend fort; aber nun würde es zu viel Aufsehen machen."

„Ja, das geht freilich nicht an!“ versetzte Hedwig. „Es könnten dann Vermuthungen aufkommen, die verletzend für mich wären. Versprich mir, lieber Papa, daß wir erst zur bestimmten Zeit abreisen!“ Es war, als ob Hedwig auf einmal ausgewachsen und verständig, ganz eine Dame geworden wäre. Sie wußte jetzt, wie man sich zu benehmen hatte.

Der General klopfte ihr auf die Wange. „Du bist weit klüger, als ich glaubte,“ sagte er, „und ich billige vollkommen Deine Ansicht. Laß uns indessen nichts vor Tante Gunilla erwähnen, denn es ist am besten, wenn Niemand etwas von der dummen Geschichte erfährt. Getraust Du Dir, heute Abend 'drunten bei der übrigen Gesellschaft zu seyn, ohne Deinen Aerger zu verrathen? Sonst wäre es vielleicht am besten, Du bliebst hier oben unter dem Vorwande eines Unwohlseyns.“

„Nein, durchaus nicht, Papachen! Ich will jedenfalls hinunter. Niemand soll etwas merken.“

„Gut, dann setze ich mich ganz getrost an den Spieltisch. Wenn ich die Sache recht bedenke, so wärest Du auf alle Fälle zu gut gewesen für den Bären und die ganze Affaire ist nur zum Lachen!“

Achtzehntes Kapitel.

Da wir schon einmal oben im Korridore zu den Gastzimmern sind, so nehmen wir die Gelegenheit wahr, um auch zu dem Stallmeister hinein zu schauen und zu hören, was diesen würdigen Herrn verhinderte, das Mittagessen mit seiner Gegenwart zu beehren. Aber wo ist er denn, der junge kranke Mann, der elegante Ballheld, die Schleppe der Damen und der Hasen Schreck? (Denn daß er ein guter Schütze war, kann Niemand läugnen!) Auf seinem Zimmer wenigstens findet er sich nicht; und es ist beinahe zu dunkel, um zu vermuthen, daß er auf

die Hasenjagd ging — er hat also besondere Geschäfte, die den wohlwollenden Schleier der Dämmerung bedürfen? Wir wollen seiner Spur folgen. Doch zuerst noch einige Worte, damit wir seine schlimmen Plänchen vorher etwas kennen.

Der Stallmeister Günthers, obschon nur die unbezahlte Uniform als Privateigenthum besitzend, hätte es doch für höchst verletzend für sein reizbares Ehrgefühl gehalten, wie der Kapitän von dem Geist und Witze Anderer zu leben. Ein Mann wie er konnte sich zwar herablassen, von dem Gelde Anderer zu leben, aber als Anekdotenerzähler gesucht zu seyn, pfui! — lieber wegen seiner Persönlichkeit, seiner Feinheit und seinem gesellschaftlichen Tone! Er hatte auch nichts dagegen, eine Acquisition am Spieltische abzugeben, aber nicht wie der Kapitän, der dieß als eine Nebensache betrachtete. Nein, das war die Hauptsache, denn er fesselte seine bewegliche Seele nur deßhalb an diese Taglöhnerarbeit, um sich dadurch eine Quelle zu eröffnen, von der er seine Privatvergnügungen bestreiten konnte. Diese Verdienste bildeten seine sogenannte „kleine Kasse." Auch war er ein ausgezeichnet geschickter Kartenspieler, wenn es eine ordentliche Partie galt: bei dem bloßen Gesellschaftsspiel verlor er mit der größtmöglichsten Liebenswürdigkeit.

Es gab kein Mädchen auf viele Meilen im Umkreis, mit dem sich der Stallmeister nicht abgegeben, dem er nicht mehr oder weniger den Hof gemacht hätte, je nach dem Gewinn, den er aus künftigen Einladungen ziehen konnte. Das Hofmachen bei den Töchtern, Cousinen und Cousinen-Töchtern der Vornehmen geschah gratis, um der Ehre willen, und kam selten in die große Berechnung. Anders verhielt es sich, wenn der Stallmeister seine längeren Reisen nach den Kleinstädten machte: da wurde der Wirthsfrau der Hof gemacht — das verminderte die Zeche. Bisweilen miethete er sich auch bei Wittwen ein, die Zimmer abgaben, und war dann auf-

gehoben wie ein Prinz. Die Ersparnisse, die er so durch die geringeren Preise machen konnte, bildeten „die große Kasse," wovon jedoch nie etwas übrig blieb, da der ganze Gewinnst in nichts Anderem bestand, als daß er eben kein Geld entlehnen durfte. Seine Rechnung war sehr einfach: Was du nicht ausgibst, ist ein stehendes Kapital, und das entlehnst du, wenn es keinen andern Ausweg gibt; und je weniger du entlehnst, desto besser stehen deine Affairen. Seine Liebschaften theilte der Stallmeister, wie die Berechnung seiner Geldüberträge, in zwei Klassen ein: in gezwungene und freiwillige; und der Reiz der letztern entschädigte ihn für die Unannehmlichkeit, welche nicht selten die ersteren mit sich brachten, ja sie konnten ihn bisweilen in dem Grade in Anspruch nehmen, daß er die erzwungenen ganz über ihnen vergaß, bis eine entsetzlich lange Rechnung von Mittagskost, Frühstück, Wein, Punsch, Champagner ꝛc. ihn erinnerte, daß es hohe Zeit sey, die luftigen Sentiments eine Tour mit den Zugvögeln machen zu lassen — denn von Seufzern und Luft lebte man auf alle Fälle ein sehr mageres Leben.

Während seines Aufenthalts in Tyringsholm sah der Stallmeister, daß er recht wohl in Ruhe verharren könne; aber es war ihm ein für allemal unmöglich, seinem alten Verliebtheitsfieber zu widerstehen, denn ohne dieses kleine Gehobenseyn meinte er nicht im Besitze seiner gewöhnlichen Unwiderstehlichkeit zu seyn. Um daher Allen Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, verliebte er sich zuerst in Virginien; daraus hätte wenigstens ein kleines artiges Vaudeville werden können, wenn sie nicht so phlegmatisch gewesen wäre, und er gab freiwillig den Gedanken daran auf, als er Isabellen zu Gesichte bekam. Er hielt es für reine Schuldigkeit, einer so vollkommenen und gefeierten Dame vom ersten Augenblick an seine Aufwartung zu machen; zu seinem Aerger mußte er jedoch bald empfinden, daß man seine Huldigung für die höchste Geringfügigkeit ansah. Es wäre also unter

seiner Würde gewesen, auf die Länge in dieser Richtung fortzuschreiten. Jetzt kam die kleine Hedwig wie aus den Wolken gefallen und gerade während eine Stelle in seinem Herzen frei war. Nichts konnte zu einer geschickteren Zeit kommen, als, wie das Sprichwort sagt, dieser gebratene Sperling, der in der Stunde der Noth vom Himmel fiel. Aber da der Stallmeister keinen Mangel an Wildpret litt, so war etwas Zahmes sehr vorzuziehen.

Er begann jetzt seinen Hof nach einem ganz andern Systeme zu machen, denn nach einer eintägigen Bekanntschaft nahmen seine Gedanken eine sehr kühne und reizende Wendung; es kam ihm nämlich in Sinn, er könne an dem kleinen Fräulein ein künftiges Weib auffischen. Man mußte ja doch einmal daran denken, sich fest niederzulassen, und dann wäre das Vermögen des Generals, wenn auch nicht gerade ungeheuer, doch immerhin sehr schön, und die Heirath in jeder andern Beziehung ziemlich über dem, was er verlangen könne. Jetzt galt es jedoch vor Allem, es so anzugreifen, daß ihm der Alte das Anerbieten machte, mit nach Mörkedal zu gehen; ehe aber ein Schritt zu Erreichung dieses Wunsches gethan würde, wollte der Stallmeister einen andern erfüllt sehen, den er unmöglich Wind und Wogen überlassen konnte.

Die Sache war die, daß, während der Stallmeister seine dreifache Huldigung bei den Damen des Herrenhofes betrieb, sein Sinn so sehr von der blöden Schönheit gefesselt worden war, die das Meßnerhaus barg, daß ihn nicht einmal die mögliche Aussicht, der Schwiegersohn des Generals zu werden, bestimmen konnte, Tyringsholm zu verlassen, wenn nicht die Hoffnung auf ein baldiges Wiedersehen der schönen Marie die Qualen der Trennung linderte.

Bei dem Plane, den Herr Günthers angelegt hatte, um Marien zu fangen, war er eben so vorsichtig als schlau zu Werke gegangen. Er hatte bald bemerkt, welchen Nebenbuhler er an Klas Malchus besaß; und zu

klug, um mit ihm um den Besitz des ersehnten Gegenstandes zu kämpfen, vermied er jede Berührung mit dem Baron, in der Hoffnung, Alles zum glücklichen Schlusse gebracht zu haben, ehe dieser nur einmal Unrath ahnte. Der Stallmeister suchte auf Mariens Vater einzuwirken, was sehr leicht war, da die Lieblingsschwäche desselben stets klar am Tage lag; und gerade diese Schwachheit war es, was Günthers eine Eingebung vom — Himmel zu seyn schien, doch nein! dieß wagte er nicht zu sagen, aber eine Eingebung seines guten Genius mußte es gewesen seyn: Marie nach Stockholm an die Oper zu bringen, wo sie von jeder Bewachung ferne war! Bei dem bloßen Gedanken an einen so günstigen Ausgang klopfte sein Herz mit Heftigkeit. Natürlich sparte er keine Mühe, um dem Kapellmeister einzureden, daß Mariens Stimme ohne Zweifel das größte Aufsehen erregen würde, und daß seiner Ueberzeugung nach aller Grund vorhanden sey, um den Plan so schnell als möglich ins Werk zu setzen.

Um seine uneigennützige Absicht darzuthun, schrieb der Stallmeister an einen guten Freund in Stockholm, und die Antwort war so höchst befriedigend, als man nur erwarten konnte. Marie sollte auf alle Art beschützt, jede Sorgfalt sollte ihr gewidmet werden. „Es ist recht schlimm," setzte der Stallmeister noch hinzu, „daß ich keine Hoffnung habe, Marien hören zu dürfen, denn meine Dienstverhältnisse halten mich auf dem Lande fest; aber es wird mir immer ein Vergnügen gewähren, wenn ich in den Zeitungen von ihren Triumphen lese."

Nach diesen gefährlichen Vorspiegelungen und besonders nach der Ankunft des glaubwürdigen Briefes träumte, wie wir wissen, der Kapellmeister Tag und Nacht von nichts als der Oper und Marie. Er sah sie in allen möglichen Rollen, deren er sich noch aus seiner eigenen Theaterzeit her erinnerte, und stets war sie bekränzt und beklatscht. Der arme Kapellmeister gerieth am Ende in einen wahren Eitelkeitsschwindel.

An diesem Tage wollte nun der Stallmeister Allem aufbieten, um eine erwünschte Beendigung der Frage herbei zu führen. Er hatte bei sich selbst eine Summe Gelds entlehnt, um es dem alten Alsing als Anlehen zu den Reisekosten anzubieten, da dieß, wie er glaubte, der Haken war, der einen festen Beschluß zurückhielt oder hauptsächlich verhinderte. Aber welche Zeit sollte er jetzt wählen? Der Morgen wäre zwar am besten gewesen, wenn er nicht bald ausspionirt gehabt hätte, daß der Baron denselben Weg gegangen sey, und da dieser gewöhnlich „den ganzen Vormittag dasaß und festklebte“ — die Worte des Stallmeisters — so blieb nichts Anderes übrig, als den Abend zu wählen. Um zu dieser Zeit, wo er im Saal und am Spieltische Dienst zu thun hatte, falls ihn der General zu seiner Partie rief, fort seyn zu können, gab es keinen andern Ausweg, als sich krank melden zu lassen. Sobald es dunkelte, wollte er jedoch, in einen Mantel gehüllt, nach dem Hinterhofe schleichen, wo er gegen ein Trinkgeld von einem Zwölfschillingstück von dem Stallknecht ein Pferd zu bekommen hoffte. Auf diese Weise konnte er bald wieder zurück seyn, und dann, wie wenn er sich wieder erholt hätte, die Gesellschaft aufsuchen.

Nach ziemlich langem Warten trat die so ersehnte Dämmerung ein. Der Stallmeister lauschte an der Thüre. Außer Fräulein Hedwigs zierlichen Schrittchen, als sie von ihrer Tante nach dem eigenen Zimmer trippelte, war Alles stille im Korridor. Er öffnete leise die Thüre: nichts, nicht so viel wie eine Katze, ließ sich sehen. Ein rascher Entschluß! In einem Hui war der Mantel um die Schultern geworfen, und unser feiner, auf Abenteuer ausgehender Stallmeister schlich sich leise wie ein Geist längs der Wände dahin. Wohl hörte er hie und da eine Thüre zuschlagen: aber es war dunkel, und längst hatte er es gelernt, den Athem zurückzuhalten, und Husten und Nießen zu bezwingen, jene gefährlichen und

unberufenen Unruhestifter bei geheimnißvollen Verhandlungen.

Endlich schöpfte er im Hofe Athem, als eine Person hastig wie eine Windsbraut, an ihm vorüber rauschte und den Weg nach dem linken Flügel einschlug. Diese Person war Niemand anders als Baron Klas, der in demselben Augenblick von dem mißlungenen Zusammentreffen im Spiegelzimmer zurückkehrte. Obschon im höchsten Grade aufgeregt, meinte Klas Malchus doch in der fortschleichenden Gestalt den Stallmeister zu erkennen; und jetzt schnell in einen neuen Ideenkreis geworfen, fühlte er sein Blut, das schon vorher in genugsamer Aufwallung war, vom wilden Feuer der Eifersucht kochen.

„Wo will er wohl anders hin, als zu ihr — zu Marie?" Neue seltsame Qualen begannen jetzt in der sonst so ruhigen Brust des Barons zu wüthen. „Ich muß ihm nach, ich muß sehen, was er wagt!" Dieß war sein einziger vollkommen klarer Gedanke. Er erinnerte sich jetzt, daß Günthers nicht bei Tische und die erdichtete Krankheit folglich nur eine Lüge gewesen war. um ein Vorhaben zu verbergen, das der Finsterniß bedurfte.

Klas Malchus hatte Besinnung genug, um dem Stallmeister einen nothwendigen Vorsprung zu lassen; und dieser, der seinen Nebenbuhler durchaus nicht erkannt hatte, da er nur einen langsamen Gang an ihm gewöhnt war, eilte nach dem Hinterhofe, wo er so glücklich war, das Pferd zu erhalten. Er warf sich Hals über Kopf in den Sattel und flog mit einer Schnelligkeit davon, die, wenn es heller Tag gewesen wäre, mancher Dame Herz zu Gunsten des Ritters gestimmt haben würde.

Baron Klas kam jetzt nach dem Stallgebäude. Er glaubte nicht, daß es der Stallmeister gewagt haben würde, ein Pferd zu verlangen; aber bald merkte er an dem raschen Hufschlag, der, so peinlich für seine Unge-

duld, auf dem Wege nach dem Meßner-Hause hinschallte. daß es wirklich so war.

In größter Eile wurde ein zweites Pferd gesattelt und der Stallknecht, der an diesem Abend einen recht artigen Verdienst hatte, angewiesen, nicht das Geringste von dem Baron zu wissen, wenn man nach ihm fragen sollte. Nach diesem Befehl schwang sich Klas Malchus mit beinahe eben so viel Gewandtheit wie der Stallmeister selbst in den Sattel, durfte aber nicht zu schnell reiten, damit ihn dieser nicht bemerkte. Endlich, als man keinen Laut mehr von dem ersten Pferde hörte, bekam das zweite mehr Luft, und noch waren nicht viele Minuten verstrichen, als die Kirche und bald darauf das Licht vom Meßner-Hause sichtbar wurde.

Klas Malchus band das Pferd eine gute Strecke weit vom Hause an, dann schlich er sich nach dem Fenster, wo er durch das Herz des Fensterladens eben so gut hineinsehen konnte, als der Oberst vor einiger Zeit durch das Schlüsselloch in der Thüre. Einem eifersüchtigen Liebhaber ist jedoch eine solche Dreistigkeit immerhin etwas mehr zu entschuldigen; er hatte aber auch einen Vorzug weiter, er konnte nämlich hören.

Marie saß an ihrem kleinen Arbeitstische, und ihre Augen waren vom Stallmeister abgewendet, dessen flammende Blicke für Klas Malchus den widerwärtigsten Ausdruck besaßen, den er je an ein Paar Augen gesehen hatte. Mutter Christine trat das Spinnrad und hörte ihrem Gaste zu, der es beklagte, daß er das Unglück haben sollte, von dem braven Kapellmeister nicht Abschied nehmen zu können, der noch nicht von der Auktion zurückgekehrt war.

„Kann es noch lange anstehen, bis er kommt?“ Der Stallmeister sah auf seine Uhr.

„Ja wohl,“ antwortete die Mutter; die Auktion dauert gewiß bis Nachts zehn Uhr, und dann werden die Alten wohl noch etwas schwärmen.“

„Dann muß ich ihn morgen bei Zeit aufsuchen; denn ich kann nicht abreisen, ohne ihn zu sprechen."

„Ei was, der Herr will abreisen?" fragte die Mutter mit nicht wenig heiterem Gesichte.

„So ist's; mein Dienst nöthigt mich, mehr in die Nähe meines Chefs zu ziehen."

„Gott sey Dank, daß der Elende abreist!" dachte Klas Malchus, den es tüchtig fror, da er ohne Mantel dastand. Er war nicht so vorsichtig gewesen, wie der Stallmeister.

Mutter Christine mußte wohl oder übel die Laterne anzünden, um dem Vieh sein Nachtfutter zu geben. Die Familie war zwar jetzt in so guten Umständen, daß man eine kleine Dienstmagd halten konnte; aber diese war krank und die Mutter mußte deßhalb selbst hinaus, die Laterne in der einen und den Milchkübel in der andern Hand. Marie sah ihr unruhig nach; doch sie hatte ja in sich selbst einen Schutz, der sie gewiß am Besten vertheidigte, wenn es der Stallmeister wagen sollte, zu aufdringlich zu seyn.

Kaum hatte die Mutter die Thüre geschlossen, als der ungeduldige Hofmacher, dem der Ersatz, welchen er für die Abwesenheit des Alten erhalten hatte, sehr gelegen kam, seinen Stuhl näher zu Marien hinrückte. Die dunkle Röthe, die noch vom Vormittage her auf ihren Wangen brannte, machte sie ihm noch einmal so reizend, und seine Einbildung flößte ihm den Gedanken ein, die Nachricht von seiner unvermutheten Abreise habe sie so verstimmt. Trotz ihres Widerstandes faßte er ihre Hand und bedeckte sie mit verwegenen Küssen, während Klas Malchus, der noch keinen einzigen gewagt hatte, vor Zorn und Eifersucht zitternd, draußen stand; aber er wollte sehen, wie Marie auf eigene Faust mit ihm in's Reine käme — er war ja auf alle Fälle da.

„Lassen Sie!" rief Marie zornig und riß ihre Hand mit Gewalt zurück.

„Und warum, meine holde Schöne? Wir sehen uns

ja nie-mehr! Warum mir also nicht einmal den schwachen Trost in meinem Leiden vergönnen, daß ich die kleinen hübschen Hände küssen darf? Marie weiß nicht, mit welch' gränzenloser Liebe ich sie anbete. Alle Damen im Herrenhofe droben sind ein Nichts gegen Marie; und ich wollte eine ganze Nacht barfuß im tiefsten Schnee gehen, wenn ich dadurch einen einzigen freiwilligen Kuß von ihr verdienen könnte."

„Nein! und wenn der Herr einen ganzen Winter lang im Schnee bis an's Kinn waten wollte!" antwortete Marie kurz.

„Hassest Du mich denn, Marie?"

„Seyen Sie so gut und nennen Sie mich nicht Du! Ich hasse übrigens keinen Menschen; aber ich weiß nicht, warum der Herr nach Dingen fragt, die ihn nichts angehen."

„Wie soll ich denn Marie nennen, sage mir erst das?"

„Wie Sie wollen, nur nicht Du; man kann Marie sagen oder Jungfer Alsing."

„Nun wohl, Jungfer Alsing verkennt mich ganz! Nein, ich kann nicht so steif sprechen — Marie, Du verkennst mein Herz! Ich will nun offen gestehen, daß ich aus Eigennutz wünschte, Du möchtest nach Stockholm gehen; aber ich darf sagen, dieser Eigennutz war edel. Wenn Du Ehre und Ruf gewonnen hast, wenn Du eine berühmte Sängerin geworden bist, dann kann ich Dir meine Hand anbieten, ohne daß ich fürchten darf, lächerlich zu werden. Eher will ich Dich auch nicht wiedersehen; nein, nicht eher, als bis Du mein Weib werden kannst!"

„Dann geschieht es gewiß nie mehr," erwiederte Marie mit einem leichten Spott; „denn ich wollte nicht nur einen Wintertag barfuß im Schnee waten, sondern lieber mein ganzes Leben lang so gehen, als des Stallmeisters Weib werden."

„Ach, Du kleine, trotzige Zauberin, Du weißt sehr wohl, daß Du mich nur noch verliebter machst, wenn

Du so sprichst! Aber in Ernst, theure Marie, solltest Du so kalt gegen mich und meine Liebe seyn, daß Du kein Wort des Trostes für mich hättest? Laß mir nur eine entfernte Hoffnung, daß Du meinen Antrag nicht abweisen wirst, wenn ich um Dich zu freien komme."

Marie schwieg. Sie meinte schon genügend geantwortet zu haben.

„Du schweigst, süße, geliebte Marie — ich darf also hoffen! O ich wußte das wohl!" Der Stallmeister ließ seinen Arm unmerklich von der Stuhllehne nach Mariens Leib herabgleiten, den er rasch umschloß. Aber kräftig stieß sie ihn zurück. „Gehen Sie!" rief sie mit heftigem Zorne. „Begreifen Sie nicht, daß ich nichts erwiederte, weil ich ja schon gesagt hatte, ich würde nie Ihr Weib werden, wenn Sie auch je den geringsten Sinn mit einem solchen Geschwätze vereinigten!"

„Ha! ein Anderer ist mir also im Wege, das merke ich jetzt!" und des Stallmeisters Blicke schienen Marien durchdringen zu wollen. Bei diesen Worten hielt Klas Malchus unwillkührlich an, — er war nämlich aus Veranlassung der vorigen Scene im Begriffe gewesen, hereinzustürzen. Was mochte wohl Marie darauf antworten? Um alles in der Welt hätte er dies nicht verlieren mögen. Zwar hatte sich ihr Abscheu gegen den Stallmeister gerade so gezeigt, wie er wünschte und hoffte; aber jetzt konnte er möglicherweise noch etwas Wichtigeres erfahren.

Marie erwiederte jedoch nichts; sie saß mit gesenkten Blicken da und schwieg. „Antworte!" wiederholte der Stallmeister mit gesteigerter Aufregung. „Ich will wissen, wen Du liebst; denn hättest Du nicht einen Andern geliebt, so würdest Du mir nicht widerstanden haben."

„O ja, das hätte ich doch können!" versetzte Marie.

„Nein, ich schwöre es bei Himmel und Hölle, Du hättest es nicht gethan! Aber gerade Dein Widerstand macht mich toll; und trotz dem Baron . . . Aha, ich glaube, Du bekommst Leben; welche allerliebsten Rosen! Aber kannst Du denn wirklich so einfältig seyn, und Dir

einbilden, Du werdest ihn fangen? Du hättest nur sehen sollen, wie wüthend er wurde, als wir ihn einmal mit Dir aufzogen!"

Maries Rosen fielen schnell ab. Sie kämpfte mit einer hervorbrechenden Thräne, hatte jedoch nicht den Muth, auch nur ein Wort zu sagen.

„Ja, ja, meine Schöne, so steht es! Und dennoch verschmähst Du mich! Aber Du sollst mich nicht verschmähen; ich bin nicht gewöhnt, solchen Schimpf zu dulden!" Außer Stands, seine Leidenschaft länger zu bezähmen, zog er Marie an sich; aber im nächsten Augenblicke klatschte eine Ohrfeige mit solcher Heftigkeit auf seiner Wange, daß er gegen die andere Seite des Zimmers taumelte; und Marie, von ihrem Quälgeist befreit, lehnte sich zitternd an Klas Malchus, der über sie gebeugt flüsterte: „Sey ruhig, Marie; Du weißt ja seit heute früh, daß ich Dich beschütze!"

Der Stallmeister, dem es vor den Augen schwarz geworden war und geblitzt hatte, erholte sich wieder. „Herr Baron," sagte er vor Wuth schäumend, „Sie sind mir Genugthuung schuldig!"

„Ich bin Ihnen nichts schuldig, als was Sie bereits erhalten haben!" erwiederte Klas Malchus, der seine Gemüthsruhe wieder errungen hatte. „Und jetzt bitte ich Sie nur, daß Sie sich nicht allein sogleich fortpacken, sondern auch sobald als möglich mit Ihrem Vorsatze von Tyringsholm abzureisen Ernst machen; denn sonst wird dieses Sie so ehrende Abenteuer noch heute Abend bebekannt. Wenn Sie mir versprechen abzureisen, so verspreche ich Ihnen zu schweigen. Sie können jetzt nach Belieben wählen und sich in beiden Fällen auf mein Ehrenwort verlassen."

Die Zeit zum Ueberlegen war kurz; aber ungeachtet der Art Wahnwitz, worin sich der Sallmeister befand, sah er doch ein, daß alle seine fein berechneten Vortheile jetzt dahin waren. Er mußte sich zum Rückzuge bequemen, so gerne er sich auch für die Ohrfeige gerächt hätte.

An ein Duell war indessen nicht zu denken; dazu kamen zwei weitere Gründe: erstens war der Baron sein Wirth, und dann konnte auch der bravste und muthigste Mann oft von einem Nebenbuhler eine Schmach erleiden, die er unmöglich öffentlich abwaschen durfte. Summa Summarum, der Stallmeister hielt es für's Beste, sich gefangen zu geben; und indem er kaum hörbar murmelte: „Ich reise und hoffe, der Baron benimmt sich wie ein Mann von Ehre! stürzte er hinaus, warf sich aufs Pferd und ritt im Galopp nach Tyringsholm zurück.

Niemand weiß, was an diesem Abend zwischen Marie und ihrem schweigsamen Liebhaber hätte vorfallen können, wenn Mutter Christine nicht beinahe in derselben Minute, wo der Stallmeister das Zimmer verließ, zurückgekommen wäre, und sich nun sehr erstaunt darüber zeigte, Seine Gnaden noch so spät am Abend außen zu finden.

„Ich hatte ein Geschäft, das ich heute früh vergaß," versetzte der Baron ziemlich der Wahrheit gemäß: ich habe Marien ein besseres Instrument versprochen und wollte nun sagen, daß Ihr das Gerümpel da bis Morgen bei Seite schaffen solltet."

„Ei du meine Güte! Das kann dem Herrn Baron doch nicht Ernst seyn?" rief Mutter Christine unter einem Schleier von Einfalt, der sich nicht sonderlich gut zu ihrer innern Befriedigung ausnahm.

„Warum nicht? Ich erwarte bis Morgen ein neues Fortepiano für mich; und da wir ein zweites oben im Zimmer haben, so soll Marie mein altes bekommen. Die Sache ist sehr einfach, und braucht Niemand zu verwundern."

Der Baron konnte im Nothfall auch eine Würde annehmen, die ihn nicht übel kleidete. Mutter Christine verneigte sich demüthig, und wagte nur die artige Bemerkung, daß sie nicht so sehr darüber verwundert sey, denn die Güte der Herrschaft gegen sie und ihr Haus sey immer groß gewesen, aber dieß sey doch ein so gewaltiges Geschenk, daß sie ganz erschrecke.

Marie sprach keine Sylbe, hob auch die Blicke nicht vom Boden; dazu war sie wieder zu schüchtern und überrascht. Auch dachte sie, daß der Baron nicht Alles hätte wissen können was vorgefallen war, wenn er nicht lange in der Kälte draußen gestanden wäre. Durch diese Vorstellung beunruhigt, fragte sie leise, als er seinen Hut faßte: „Darf ich dem Herr Baron nicht ein Glas Milch wärmen?"

„Ich danke!" sagte er und nahm nicht unwillig seinen Platz in den alten Lehnstuhl ein, den ihm Mutter Christine mit einer ehrerbietigen, halb zögernden Bewegung hinschob, „ich glaube, es wird mir gut thun!"

Und gewiß that es ihm gut; denn auf die Wärme hin, in die ihn seine Aufregung gebracht hatte, waren seine Glieder wieder ganz erstarrt.

„Wo ist Ihr Ueberrock? fragte Marie bekümmert, als sie sah, daß er keinen an hatte. Die Mutter war schon mit dem Topfe hinaus gegangen.

„Ich vergaß ihn," versetzte Klas Malchus, „als ich sah, wie sich der Stallmeister hinausschlich, und gleich überzeugt war, der Elende würde seinen Weg hierher nehmen."

„Und da ging denn der Herr Baron so hieher?" Marie betrachtete ihn mit einem Blick so voll entzückender Unruhe, daß Klas Malchus gerne etwas Schwereres dafür gethan hätte.

„Bist Du bekümmert darüber, Marie?"

„Ja, Herr Gott, wenn der Herr Baron sich erkältet; wenn . . . oh, das wäre ja zu arg!"

„Sey unbesorgt, ich reite ja und bin bald zu Hause! Lebe wohl, Marie!" Er gab ihr die Hand, und Marie die ihre Rührung, ihre Dankbarkeit nicht zu unterdrücken vermochte, drückte schnell ihre Lippen darauf. War der Baron nicht ihr Herr, ihr Beschützer? Diese Ehrfurchtsbezeugung konnte also nicht anders als richtig seyn; aber obwohl Marie sich dieses sagte, so hatte sie doch kaum ihrer augenblicklichen Eingebung nachgegeben, als

sie von einer quälenden Furcht erfaßt, über die Schwelle nach der Küche eilte. Es war ihr, als ob die Hand einen Fleck auf ihre Lippen gebrannt habe, und erst als die Hufschläge vom Pferde des Barons in einiger Entfernung ertönten, wagte sie sich wieder hinein.

In dieser Nacht schlief Marie nicht viel. Sie konnte nicht mit sich selbst einig werden, ob sie etwas gethan habe, was sie nicht hätte thun sollen, oder nicht. Wahrscheinlich war es doch so, denn sie erinnerte sich wohl fünfzig Male daran, daß ja der Baron die Hand zurückgezogen habe, als sey er gestochen. Wenn sie denken mußte, daß er nun böse wäre — wenn sie gar denken mußte, daß er nicht wieder käme! Wenn er sein Versprechen vergäße, sie nach der neuen Methode spielen zu lehren!

Das arme Mariechen! So viel Mücken waren ihr früher noch nie im Kopfe herumgeflogen.

Neunzehntes Kapitel.

Die Wachslichter brannten helle im Saale von Tyringsholm. Der General hatte seinen Aerger schon zur Hälfte am Spieltische vergessen, und in Hedwigs freundlichem und sanftem Antlitz malte sich auch nicht ein Funke davon, als sie jetzt an Lieutenant Richards Arm in der Wirklichkeit in einem Walzer dahinschwebte. Isabelle spielte dazu, und die Gesellschaft schien so munter, daß es nicht schwer war zu bemerken, wie die Gäste sich heute weit besser unterhielten, als auf dem Balle vom gestrigen Abend. Die sogenannten Nachlesen haben nicht selten diesen Vorzug.

Der Oberst hatte eine Gelegenheit gefunden, sich aus seinem Arrest in dem Spiegelzimmer fortzuschleichen; und obschon er sich in weislicher Entfernung von dem Spieltische des Generals hielt, lavirte er doch so, daß er hie und da einen spähenden Blick nach dem alten Herrn werfen konnte. Das Resultat dieser Seitenblicke war die angenehme Ueberzeugung, daß der General nicht daran denke, sich vor der bestimmten Zeit zur Abreise zu rüsten; und was das kleine Fräulein betraf, so mochte sie wohl von gar nichts gewußt haben, was deutlich aus ihrem Aussehen hervorging.

„Wo," dachte der Oberst triumphirend, wo anders als unter Männern von Welt konnte ein solches Ereigniß so stille, so ohne alles Aufsehen, ohne alle Oeffentlichkeit vorübergehen? Hier ist ja keine Seele, die etwas davon ahnt; aber wäre derselbe Fall in einer ordentlichen Bürgersfamilie vorgekommen, welche himmelschreiende Ungelegenheiten und Geschichten hätte es nicht da gegeben!" Und der Oberst lächelte mit Wohlbehagen und sah sich mit ruhiger Kühnheit im Kreise um. Er hatte Ursache überzeugt zu seyn, daß der General, der sich im ersten Augenblicke hatte beherrschen können, es sich gewiß sehr angelegen seyn lassen werde, auch nachher dasselbe zu thun.

Durch diesen Schlußsatz beruhigt war der Oberst bald wieder der alte. Zwar dachte er mit einigem Mißbehagen an eine künftige Besprechung mit seinem Sohne, und an Isabellens Fragen, aber er verließ sich auf seine Feinheit, die ihm gewiß heraushelfen würde, und nachdem er dem jüngern Theil der Gesellschaft den Vorschlag gemacht hatte zu tanzen, setzte er sich selbst sehr artig mit der Kammerräthin und Fräulein Gunilla an den Spieltisch.

Etwas später erschien der Stallmeister. Er wagte nicht zu tanzen, weil er nicht ganz fieberfrei sey, etwas,

was seine Richtigkeit hatte. Er stellte sich also hinter den Stuhl des Generals, bewunderte in wohl angebrachter, stiller Aufmerksamkeit die Feinheit und Geschicklichkeit des alten Herrn, wobei ihm nur hie und da ein Ah! des unwillkürlichen Staunens entfuhr. Der General nickte vergnügt. Es war eine seiner Schwachheiten, daß er es gerne hörte, wenn man ihn für einen geschickten Whistspieler hielt: und da sich jetzt durch das Aufstehen der dritten Person ein Platz für den Stallmeister darbot, so nahm er denselben mit einer gewissen schmeichelnden Besorgniß ein. Der Kapitän hatte heute nicht seinen beau jour; er hatte in der vergangenen Nacht zu viel geschwärmt und war schläfrig. Dieß war ein Glück für den Stallmeister, denn sonst hätte gewiß irgend eine schlaue Anekdote die Aufmerksamkeit des Generals auf das emsige Wesen gelenkt, womit jener ihn zu interessiren und ihm zu gefallen sich bemühte. Nun, da der Kapitän so unthätig blieb, glückte dem Stallmeister beides. Er brachte eine ganze Masse heiterer Histörchen zum Vorschein, deren Held immer er war. Dadurch unterschieden sie sich von Brandlers Geschichten, der immer in der dritten Person erzählte, und bekamen zugleich eine große Anschaulichkeit, die den General amüsirte; und der alte Herr liebte es, sich zu amüsiren.

Nach beendigtem Spiele schien des Stallmeisters gute Laune auf einmal weg zu seyn. Beim Souper saß er still da wie eine Bildsäule; er aß nicht, er trank nicht und noch mehr, er sprach weder durch Worte, noch durch Blicke und Geberden.

„Was ist denn bei Ihnen auf der Bahn — sollte es ein ernstes Uebelbefinden seyn?“ fragte der General, als sie sich im Korridore für diesen Abend trennen wollten. Kommen Sie eine Weile zu mir herein; ich schlief heute Vormittag so lange, daß ich jetzt nicht schläfrig bin.“

„Der Herr General sind allzu gütig, daß Sie darnach zu fragen belieben; aber es hat keine Gefahr mit meiner Gesundheit, die, hoffe ich, soll schon bis morgen wieder in Ordnung seyn.“

„Nun also, was ist es denn?“ Der General ging voraus und ließ den Stallmeister die Thüre schließen.

„Eine kleine Ehrensache mit Baron Klas, der die Artigkeit hatte, mir die Thüre zu weisen, veranlaßt mich Tyringsholm zu verlassen; denn natürlich besitze ich zu viel Stolz, um da zu bleiben, wo man mich nicht gerne sieht.“

„Wieder Einer,“ dachte der General, „den der Narr beleidigt hat ... Worin besteht denn die Ehrensache, wenn ich fragen darf?“

„Der Herr General werden mir erlauben, darüber zu schweigen! Sie ist sehr ... sehr zarter Natur.“ Günthers zuckte bedeutungsvoll die Achsel.

„Ich verstehe; es betrifft wohl eine Dame? Junge Herren sind immer gleich hitzig.“

Der Stallmeister verbeugte sich auf eine Art, welche dieser Behauptung nicht widersprach. Der General war daher vollkommen überzeugt, daß Baron Klas irgend einen unüberlegten Ausdruck über Hedwig habe fallen lassen, worüber Günthers in Eifer gerathen sey, und er schien über das Zartgefühl, womit der Letztere darüber schwieg, nicht ungehalten zu seyn.

„Wo hat der Herr Stallmeister jetzt im Sinne hinzureisen?“

„Das ist schwer zu sagen. Da mich der Oberst auf längere Zeit hieher bat, so hielt ich es für meine Schuldigkeit, alle andern Einladungen zurückzuweisen, und werde jetzt wohl eben planlos in die Welt hinausziehen.“

„Wenn Sie keine Abhaltung haben, so reisen Sie mit uns!“ sagte der General munter. „Den Kapitän

habe ich dem Obersten schon abgejagt; und wenn der Herr Stallmeister den noch übrigen Platz einnehmen will — aber ich muß Ihnen sagen, daß es auf dem Bocke ist — so ist es mir sehr angenehm!"

Der Stallmeister verbeugte sich tief und artig, erklärte sich höchst geschmeichelt und dankbar für das gütige Anerbieten, versprach sich ein unendliches Vergnügen von dem Aufenthalt in Mörkedal — und damit war die Sache abgemacht.

Als die Familienglieder einander gute Nacht boten, flüsterte Isabelle mit einem schelmischen Lächeln dem Obersten in's Ohr: „Nun, Papa, ich habe den ganzen Abend vergeblich auf die Verlobungserklärung gewartet!"

„Stille!" erwiederte der Oberst und erröthete. „Alle unsere Unterhandlungen sind abgebrochen; und ich hoffe, Isabellchen, Du hast zu viel Achtung vor Deinem Vater, um diesen Gegenstand jemals wieder zu berühren!"

Isabelle verwunderte sich gewaltig über diese feierliche Erklärung ihres Vaters; aber da sie merkte, daß seine Eigenliebe verletzt worden war, war sie zu edel, um der Sache weiter nachzuspüren.

Am andern Tage nach dem Frühstück reisten die Ballgäste ab, und am Morgen darauf der General mit seinen Fräuleins, dem Kapitän und dem Stallmeister. Der Oberst hatte zwar ein wenig gegen den Verlust seiner beiden Tagesgäste protestirt, aber er wagte es nicht, sich mit dem General um sie zu zanken; denn Niemand konnte wohl mit Billigkeit behaupten, daß der gute General nicht einige Genugthuung und Ersatz für den Schwiegersohn mit dem Fideicommiß verdiente. Es blieb also dabei; aber mit blutendem Herzen sah der Oberst seine vortrefflichen Spielbrüder und Tischgenossen aus dem jetzt wieder leeren Tyringsholm fortwandern.

Am Abend vorher hatte Hedwig, als Virginie ihr beim Einpacken half, sich nicht enthalten können — die

Mädchen können nicht wohl mit einem Geheimniß leben, wenn sie nicht eine Vertraute haben, der sie es mittheilen dürfen — ihrer neuen herzguten Freundin Virginie einen kleinen Ueberblick über die Sache zu geben; sie erzählte ihr die unbesonnene Werbung des Obersten, und als Seitenstück die Zurücknahme der väterlichen Bitte durch Baron Klas.

Virginie erstaunte und bewunderte Hedwigs Gutmüthigkeit und Selbbeherrschung, da sie sich nicht das Geringste hatte merken lassen.

„Das war ich ja mir selbst schuldig, meine Liebe!" entgegnete Hedwig und nahm eine etwas stolze Miene an. „Siehst Du, Virginchen, es steht zwar in der Macht des Obersten und seines Sohnes, mich zu beschimpfen, aber nur ich selbst kann mich erniedrigen; und das hätte ich gethan, wenn ich Leidwesen oder Aerger darüber hätte merken lassen."

Virginie, die selbst sehr feinfühlend war, gab das zu, aber sie hätte doch auch gerne gewußt, ob es Hedwig viel gekostet habe, sich so ruhig zu zeigen.

„Nein, nicht gerade so gar viel," antwortete diese lachend, indem sie ihre Kravättchen in Papier einpackte, „nicht gerade so gar viel, meine Kleine — meinst Du nicht, daß diese Blumen auf dem weißen Grunde sehr hübsch sind? — denn ich hätte ihm auf alle Fälle einen Korb gegeben!"

Jetzt war Virginie vollkommen beruhigt, und nachdem die beiden jungen Mädchen ausgemacht hatten, einander wenigstens dreimal in jedem Monat zu schreiben, trennten sie sich unter Bezeugungen des lebhaftesten Schmerzes über ihren Verlust.

Als Hedwig in den Wagen stieg, und Richard auf der einen und Virginie auf der andern Seite stand, flüsterte sie der Letztern mit thränenvollen Augen zu: „Es thut mir so wehe, von hier fort zu müssen! Ich habe

mich noch nie so gut unterhalten, als in diesen acht Tagen!“

Seit dem Abend, wo Baron Klas Malchus seine Extratour nach dem Meßnerhause gemacht hatte, hatte er sein Zimmer nicht mehr verlassen, und obschon der Oberst diese Art Incognito seinem Widerwillen und seiner Scheu zuschrieb, nach dem, was vorgefallen war, mit dem General und ihm selbst zusammen zu treffen, — so hatte er doch nicht den wahren Beweggrund entdeckt. Der Baron war unwohl, sehr unwohl; er hatte sich auf seiner Liebeswache erkältet, einen jämmerlichen Schnupfen und dito Husten davon getragen, und mußte sich damit unterhalten, der steigenden Bekümmerniß seiner Mutter zu Liebe allerlei Hauskuren zu gebrauchen — die übrigens ebenso beschwerlich sind als andere Kuren — als da sind Fußbäder, Fliederthee, Kampher, Habergrütze u. s. w. Aber Klas Malchus konnte seiner zärtlichen Mutter keinen billigen Wunsch abschlagen, obgleich er die Wahrheit zu sagen, bei dem ewigen Kamphereinreiben, das ihn trotz dem Schnupfen entsetzlich belästigte, aufrichtig wünschte, seine Mutter möchte weniger zärtlich seyn.

Nachdem des Generals abgereist waren und die Baronin ihre Befehle zur Wiederherstellung der Ordnung im Hause gegeben hatte, nahm sie ihre Stickerei, und setzte sich zu Klas Malchus hinunter (der zwar vollkommen genesen zu seyn erklärte, aber dessen ungeachtet nicht vom Sopha auf durfte), denn die gnädige Frau hatte ein wenig mit ihrem Sohne zu sprechen.

Der zum Erstaunen des Obersten und der ganzen Familie requirirte Flügel war eben angekommen; und da Niemand wußte, daß Klas Malchus die Musik liebte, noch viel weniger, daß er in den letzten Jahren dieß Talent in hohem Grade ausgebildet hatte, so rieth man vergebens hin und her, zu was jener wohl bestimmt sey. Der Salon hatte ein vorzügliches Piano; und das,

worauf Klas Malchus als Kind gespielt hatte, obschon man nie glaubte, daß er es weit in der Musik bringen würde, stand, wie man meinte, unbenützt auf seinem Zimmer. Dies war jedoch nicht der Fall. Man ging selten nach dem Flügelbaue und hatte deßhalb nicht gehört, daß Klas Malchus oft zwei bis drei Stunden lang hinter einander darauf phantasirte, wenn er sich allein wußte. Der Baron liebte die Musik leidenschaftlich, er lebte ganz in ihrem Genusse; aber gerade weil er sie so hoch in seinem Herzen stellte, konnte er es nicht leiden, wenn ihn Jemand spielen hörte. Er hätte es für eine entsetzliche Profanirung, ja für eine reine Unmöglichkeit gehalten, sich an das Instrument niederzusetzen, um mit den Lauten, die er demselben entlockte, Andere zu amüsiren; und immer spielte ein etwas spöttisches Lächeln um seine Lippen, wenn sich Isabelle anbot, zum Tanze aufzuspielen. Tanzmusik war Klas Malchus ein Abscheu; und er glaubte, Isabelle müsse alles feinere und tiefere Gefühl für den Genuß der Musik entbehren, da sie im Stande sey, sie seiner Ansicht nach so in den Staub zu ziehen. Sie führte überdies eine ganze Masse großer, artiger Dinge aus, von denen er sich nicht sonderlich ergötzt fand; denn er und Isabelle übten die Kunst nach verschiedenen Methoden.

„Mein liebes Klaschen," sagte die gnädige Frau sehr mütterlich, „halte Dich jetzt hübsch stille! Du kannst ja sagen, wo Du das Instrument aufgestellt haben willst — hast Du es vielleicht Isabellen zugedacht?"

„Nein, Mamachen, es soll hier innen aufgestellt werden."

„Was Du sagst, mein lieber Klas, hier innen? Du hast ja schon eines, ein sehr gutes — was sollen wir denn mit dem anfangen?"

„Das habe ich verschenkt! Doch das ist wohl keine so wichtige Sache, daß Mama darüber so verwundert

seyn sollte!“ Klas Malchus zeigte in diesem Augenblicke eine so starke Fieberröthe, daß die Baronin die Frage aufwarf, ob man nicht nach der erfahrenen Mutter Meßnerin schicken solle, damit sie ihm Ader lasse oder sage, was sie sonst für dienlich finde.

Klas Malchus, der sehnlichst wünschte, Marien einen Gruß schicken zu können, da sie, wie er wohl wußte, wegen seines Ausbleibens in Unruhe seyn würde, kam plötzlich ebenfalls auf den Gedanken, daß es vielleicht nichts schaden dürfte, wenn man Mutter Christine um Rath fragte. „Und da Mama so auf alle Fälle nach dem Meßnerhause schickt, so könnte Mama so gut seyn, und es einrichten, daß ... Doch wenn Gustav zu mir herunterkommt, will ich ihm schon sagen, wie es zum Transport gepackt werden muß.“

„Was, mein Sohn?“

„Das Klavier.“

„Das ist ja schon gepackt und draußen im Vorzimmer aufgestellt, Klaschen, und dort wird es doch stehen bleiben können, bis Du ganz gesund bist?“

„Ich meine nicht das neue, Mama, sondern das, welches ich des Organisten geschenkt habe! Ihr altes Klavier that mir in den Ohren wehe — Das ist die ganze Geschichte.“ Jetzt schien die Baronin sehr überrascht. Sie erinnerte sich des Mittags, wo der schlechte Witz des Stallmeisters einen so unangenehmen Eindruck auf Klas Malchus gemacht hatte. Und man darf sich deßhalb nicht wundern, wenn die arme Baronin, die ihren Mann kannte, und ohne sein Wissen auf dem Frauenzimmerkanal die Neuigkeiten erfahren hatte, die Hedwig Virginien mittheilte, sehr bekümmert wurde, und in der großen Noth ihres Herzens nicht wußte, welche Antwort wohl am besten darauf wäre; denn die gnädige Frau war leider nicht sehr gewöhnt, auf eigene Faust zu handeln.

„Ist etwas in dieser Sache, was Mama mißfällt?“ fragte der Baron, und erhob sich mit einer gewissen merklichen Heftigkeit auf einen Arm.

„Mißfällt? Nein, behüte! was sollte mir mißfallen? Ich setze natürlich voraus, daß Du Dein Fortepiano verschenken darfst. Sonst dächte ich...“ Aber die Baronin dachte zu viel, um eigentlich an irgend etwas zu denken; denn sonst hätte sie gewiß nicht eine so herzlich bescheidene Einfältigkeit geäußert.

„Wenn ich,“ erwiederte Klas Malchus erröthend, „nicht das Recht habe, dieses Instrument zu verschenken, das ich selbst vor mehreren Jahren von Papa erhielt, so habe ich doch wohl wenigstens das Recht, den Flügel wegzugeben, den ich selbst bestellt habe; und der soll noch heute nach dem Meßnerhause gebracht werden.“

Nun hätte man sehen sollen, wie die gnädige Frau so recht vom Regen in die Traufe kam!

„Ich hoffe, Du bist doch nicht böse auf Deine Mutter, mein bester Klas Malchus! Was ich äußerte, geschah nur aus Aufmerksamkeit für Deinen Vater, das wirst Du wohl einsehen; und ich bin gewiß, Du wirst den neuen, so schönen und kostbaren Flügel nicht nach dem Meßnerhause schicken.“

„Aber bin ich denn ein Kind?“ fragte Klas Malchus sehr ernst und heftete seine großen schönen Augen mit einem sichtlichen Mißvergnügen auf die Mutter. „Habe ich denn nicht das Recht, etwas ohne Erlaubniß herzuschenken?“

„Ei freilich, guter Gott! Klaschen, wer sagt denn das? Aber ich dachte nur, diese Handlung würde sehr viel Aufsehen erregen.“

„Das hat nichts zu sagen! Wenn sich Jemand wundern will, so mag er es immerhin thun.“

„Ja, das sagst Du, lieber Klas Malchus! Aber es handelt sich nicht nur um Dich; man könnte auch

etwas über Marie sagen. Bisher war ihr Ruf ganz makellos; aber ich wage nicht zu behaupten, daß sie ihn auch für die Zukunft so erhalten möchte, wenn es bekannt würde, daß sie ein so kostbares Geschenk von einem jungen Manne bekommen habe."

Die Baronin meinte zu wissen, daß ihr Klas Malchus das zartfühlendste und gewissenhafteste Naturell habe; er würde also gewiß keine solche Anspielung hören können, ohne wohl zu bedenken, wie sehr er Mariens höchstes Kleinod, ihren Ruf schonen müsse. Aber auch die beste Absicht kann ihren Zweck verfehlen, besonders wenn sie nicht mit Menschenkenntniß verbunden ist, und so geschah es auch der Baronin. Sie fand bald, daß es besser gewesen wäre, sie hätte geschwiegen, als einen so gefährlichen Gegenstand berührt.

„Meine gute zärtliche Mutter," sprach Klas sanft und küßte ihre Hand, „sey ganz ohne Sorgen in dieser Hinsicht! Niemand kann sich mehr davor hüten, einen Schatten auf den Ruf eines jungen unschuldigen Mädchens zu werfen, als ich; doch dieß wird gewiß bei Marien nicht der Fall seyn. Nein, sey dessen gewiß, beste Mama, und laß jetzt den Boten abgehen — denn ich will bestimmt, daß sie noch heute das Instrument bekömmt."

Dieß war so zu sagen ein kleiner Machtspruch. Die Baronin konnte nicht widersprechen; und Alles, was sie nunmehr auszuwirken vermochte, war, daß das alte anstatt des neuen abgeschickt werden sollte.

Während man im Hofe daran packte, kam der Oberst selbst heraus. „Wo soll das seinen Weg hin nehmen?" fragte er seine Frau, die einige Befehle wegen des Abführens gab. Die Baronin, roth und blaß zugleich und Vater und Sohn gleich sehr fürchtend, wenn sie Einem von ihnen etwas zuwider that, antwortete auf eine Art,

daß sie dem Obersten dadurch einen heimlichen Wink gab, er möge keine Frage thun, bis sie drinnen wären.

„Nun, wo soll es denn hin?“ fragte der Oberst aufs Neue, als sie in seine Zimmer gekommen waren.

„Ach, mein Freund, ich bin bekümmert, sehr, sehr bekümmert!“ sprach die Baronin. „Aber ich versichere Dich, daß es mir unmöglich war, die Sache zu hintertreiben; er schickt es als Geschenk in das Meßnerhaus!“

„Nun, der Plunder ist nichts Besseres werth!“ sagte der Oberst sehr kalt. Er that als begreife er die Unruhe der Frau nicht, als sähe er das nur wie einen Akt der Gutmüthigkeit von Klas Malchus Seite an. Eigentlich war es dem Obersten vor der Hand nicht sehr daran gelegen, irgend einen Wortwechsel mit seinem Sohne zu haben. Da er überdieß überzeugt war, daß sich der Gesichtskreis seiner Frau nicht sonderlich weit erstrecke, ließ er sie sich verwundern so viel sie beliebte.

Indessen war der Oberst durchaus nicht ohne Sorgen bei dieser Sache, im Gegentheil, er hielt diesen Schritt von Klas Malchus für eine Art öffentliches Anerkennen seiner Bekanntschaft mit der kleinen Marie; und schon die Vermuthung, daß der Sohn über seine Gefühle ins Klare gekommen sey, war ein unnennbarer Schmerz für den stolzen Vater. Die Absendung des Pianos war gleichwohl keine nothwendige Folge hievon, denn dieß konnte er dem Mädchen recht wohl schenken; und um der Sache ein Gesicht zu geben, als billige er sie sehr, ging der Oberst selbst in den Hof hinaus und befahl den Knechten ein sorgsames Fahren an. Dieß bewirkte, daß Alle glaubten, der Oberst und die Baronin, und nicht Baron Klas schicken das Instrument.

Als Mutter Christine ein Paar Stunden später im großen Sonntagsornat der gnädigen Herrschaft ihre Aufwartung machte, wollte es kein Ende nehmen mit zierlichen Verneigungen und weitschweifigen Artigkeiten.

„Schon recht, schon recht, liebe Mutter, laßt es jetzt gut seyn!“ sagte der Oberst etwas belästigt und klopfte ihr auf die Achsel. „Ich habe schon längst daran gedacht, dieß Marien für ihr Wohlverhalten zu geben, ich habe es aber immer wieder vergessen, bis mich Baron Klas vor einigen Tagen wieder daran erinnerte.“ Nach dieser Erklärung bekam die Mutter Meßnerin die Erlaubniß, Baron Klas auf seinen besondern Zimmern besuchen zu dürfen. Sie war zu klug, um in Gegenwart der Baronin ein Wort von der Veranlassung zu erwähnen, der sie die Erkältung zuschreiben zu dürfen glaubte. Aber als diese in das äußere Zimmer ging, sagte sie mit einer vertraulichen und geheimnißvollen Miene, die Baron Klas Hochmuth nicht sehr wohl that — denn er besaß auch eine Art Hochmuth — „Gott sey mir gnädig, wenn ich nicht glaubte, daß es so gehen würde! Es war auch keine Art von Euer Gnaden, bei der harten Kälte so ohne Ueberrock hinauszureiten!“

War es Zartgefühl oder Schlauheit, aber Mutter Christine sprach kein Wort weiter über Marie, nachdem sie in dieser, in des Vaters und in ihrem eigenen Namen sich vielmals für das „rare Präsent“ bedankt hatte.

Von einem Aderlaß war dießmal nicht die Rede, denn der Baron hatte sich über diesen Punkt anders besonnen, und auch die Mutter Meßnerin mußte zugestehen, daß er dessen nicht bedürftig war. Ihr Geschäft beschränkte sich also nur darauf, einige wohlmeinende Rathschläge zu ertheilen, worüber eine Minute nach der andern verschwand, ohne daß es Klas Malchus über sich bringen konnte, eine Frage an sie zu stellen. Endlich machte sich die Mutter Meßnerin bereit, wieder heim zu wandern, und jetzt erst sprach Klas Malchus, da ihn ein gewisses Gefühl ergriff, es möchte Marien wehe thun, wenn er ihrer gar nicht erwähnte, hastig und in erzwungenem Tone: „Grüßt Marien! Vielleicht wundert sie sich, daß

ich ihr nicht schon gestern das Instrument schickte, wie ich versprochen hatte?"

„Ich hörte sie nichts davon sagen," erwiederte Mutter Christine ausweichend; „aber es wird wohl so gewesen seyn, da sie den ganzen Tag aus und einlief."

„Und sie freute sich, als sie es bekam?"

„Das wird sie wohl thun, wenn sie zur Besinnung kommt... doch darüber läßt sich nichts sagen."

„Worüber läßt sich nichts sagen?" Es war ein Glück, daß die Baronin eben in die Beletage hinauf gegangen war. Klas Malchus fragte mit einer so unruhigen Heftigkeit, daß Mutter Christine nur die reine Wahrheit antworten durfte. „Mutter" Christine war zwar eine sehr verständige und wackere Mutter", aber sie war auch ein scharfsinniges Weib, und wo sie eine Gelegenheit ersah, natürlich ganz unschuldigerweise für ihren geheimen Plan zu wirken, da that sie es.

„O Herr Baron, es ist gewiß nicht gefährlich!" antwortete sie mit so glücklich modulirter Stimme, daß der Baron recht gut in Ungewißheit darüber schweben konnte, ob man sich auf ihre Versicherung verlassen dürfe. „Doch ich will Ihnen sagen, wie die Sache ging. Peter, der das Klavier zu uns fuhr, sagte mir so heftig, daß ich hierher kommen und Euer Gnaden Ader lassen solle, da Sie krank wären; daß Marie, das arme schwache Ding, es sich zu sehr zu Herzen nahm, und geradezu umsank. Sie war also die erste, die den Aderlaß bedurfte, und sie bekam ihn auch. Aber nun bin ich gewiß, daß sie wieder bei der Hand ist, bis ich heimkomme, denn so etwas geht schnell vorüber."

„Morgen," sprach Baron Klas ganz leise, „hoffe ich gesund zu seyn. Seyd so gut, Mutter Christine, und sagt ihr das!"

Mutter Christine ging; aber ihre kleine Erzählung blieb bei dem Baron zurück, um sein Herz wechselweise

mit Schmerz und Entzücken zu erfüllen. Marie liebte ihn — und er hatte ja keinen höheren Wunsch, als sie die seinige nennen zu dürfen; aber in Klas Malchus' Brust stürmte es von unruhigen Ahnungen, wenn er in Gedanken die Orkane durchging, die künftig ihn selbst treffen würden. Wenn Marie alles das verdiente, was er für sie thun wollte — er hatte im Sinne dies zu erproben — und wenn sie sich als eine solche zeigte, wie er sie wünschte, „dann," sagte er zu sich selbst, „wird sie die meinige, komme auch, was da wolle!"

Mariens niedere Herkunft machte ihm keine Sorge; er hatte immer schon vor dem bloßen Gedanken gezittert, mit einem Weib eine ganze, hochmüthige und vornehme Familie auf den Hals zu bekommen, die sich würde ein Recht nehmen wollen, bei Allem ihren Rath abzugeben und sich in Alles zu legen, während er dagegen bei einer Frau ohne Familie und ohne Pretensionen stets Hoffnung haben konnte, nach seiner eigenen Nase gehen, und nach eigenem Behagen und so einsam, als er nur wollte, leben zu dürfen. Ein solches Leben an der Seite eines Weibes, das ihn hinlänglich liebte, um ihre Welt dort zu finden, wo er war; die sich nicht nach Wechsel sehnte, und beständig gleich herzenswarm, ihn einen Frieden, eine Seligkeit empfinden ließ, die er bei einer andern nicht finden konnte; ein solches Leben mit ihr, ihr, die er selbst erziehen und nach seinen eigenen Ideen bilden wollte, mit ihr, der Guten, Süßen, die zwar die Würde und alle Reize eines Weibes besaß, aber keine Launen, keine Ziererei, kein erkünsteltes Wesen — das war ohne Zweifel das Urbild eines Himmels auf Erden, und mit Marien, die nur für ihn geschaffen zu seyn schien, würde er ohne Zweifel dieses Glück erreichen, von dem er eben zu träumen angefangen hatte. So dachte Baron Klas; aber dies war nur die eine Seite der Sache, und er war nicht so egoistisch, um trotz sei-

ner unabhängigen Stellung, die ihn in Stand setzte, nach eigenem Gutdünken zu handeln, die Wünsche seiner Eltern gar nicht zu beachten. Es war ihm bitter zu wissen, daß eine solche Wahl ein fürchterlicher Schlag für sie seyn würde, besonders für seinen Vater. Doch dabei dachte er: „Mamma und Papa mögen ja immerhin ungestört in der ganzen Herrlichkeit von Tyringsholm sitzen, ich pachte mir eine kleine Wohnstelle, und das Glück, das ich dort genießen kann, ist mehr als genug für mich!“

Dieser ganze Plan wegen seiner künftigen Verhältnisse war kein geringer Schritt von Klas Malchus, wenn man sich erinnert, daß er jetzt zum ersten Mal seine Stellung überdachte. Doch hätte er wahrscheinlich noch ziemlich lange mit dieser Ueberlegung gezaudert, wenn nicht der Heirathsplan seines Vaters ihn darüber aufgeklärt hätte, daß man ihn ohne seine Mitwirkung mit einem Weibe zu versorgen gedenke.

Die Heftigkeit seiner Gefühle für Marien ward dadurch nur gesteigert; doch hätte er sich auf alle Fälle niemals solche Bande aufnöthigen lassen. Jetzt war es indessen, wie es nun einmal war; Alles hatte die Krisis beschleunigt, anstatt sie aufzuhalten; die Eifersucht hatte das Werk vollendet — und von nun an konnte jedes Zusammentreffen mit Marien den großen „Familienschlag“ herbeiführen.

Wenn der Oberst geahnt hätte, daß das Unglück so an einem Strohhalm über seinem Haupte hing! Aber er hielt es wenigstens noch für entfernt.

Zwanzigstes Kapitel.

Herbst und Weihnachten waren vorüber. Der Oberst dachte kaum noch an Meßners Marie; denn ungeachtet Baron Klas nach seiner alten Gewohnheit regelmäßig jeden Vormittag nach dem Meßnerhause wanderte, so hörte man doch durchaus von Nichts, was in dieser Beziehung hätte beunruhigen können. Es war auch leicht begreiflich, daß der Baron, nachdem die durch den Stallmeister herbeigeführte Verwirrung sich allmählig gelegt hatte, ebenfalls wieder so ruhig wie vorher nicht nur schien, sondern größtentheils auch war. Er saß in seinem Lehnstuhl, trank sein Glas Milch oder Wasser, hörte auf Mariens Gesang und lehrte sie seine eigenen Phantasien spielen, wenn sie allein waren. Aber nie sprach er ein Wort von Liebe; dessen ungeachtet war jeder Blick, den er auf sie warf, die lebendigste Erklärung davon, daß dieselbe in seinem Herzen wohnte.

Marie hatte sich an diese stille Gluth gewöhnt, sie wußte nur zu wohl, was die Blicke des Barons sagten, und ihr Vertrauen zu ihm war so fest, daß sie oft Stunden lang ihre Hand in der seinigen ruhen ließ, wenn er es so wünschte, und dabei wagte sie ihn bisweilen anzusehen. Klas Malchus, so zwischen ihr, die ihn jeden Tag stärker fesselte, seinen Büchern und seinem Instrumente getheilt, wünschte keine Veränderung, und sehnte sich durchaus nicht darnach, Stürme herbei zu rufen. Er war nie so glücklich gewesen wie jetzt. Niemand schien sich um ihn zu bekümmern, und für diese Güte war er so sehr dankbar, daß er die Artigkeit gegen seinen Vater ein paar Mal so weit trieb, um den dritten Mann am Spieltische abzugeben.

Es wollte den Anschein nehmen, als könnte der Oberst jetzt einer ungestörten Ruhe genießen; aber ach! da der Wind nicht von dieser Seite herblies, kam er bald von einer andern! Nach jenem großen Balle nämlich, war eine Person, die auch ihren kleinen Raum in unserer Geschichte einnimmt, öfter in Tyringsholm erschienen, und mit ihr trat die Thätigkeit des Obersten in eine neue Periode.

Graf Pontus von M—, ein fein gebildeter ältlicher Junggeselle, konnte doch wohl nicht nur seines Vergnügens halber eine so lange Zeit in dem einsamen Svärdsö verweilen? Er war zwar für gegenwärtig nicht durch Dienstverhältnisse gebunden, allein es ließ sich doch vermuthen, daß er den zufälligen Besuch auf seinem Gute nicht ohne besondere Beweggründe in eine Winterquarantäne verwandelte. Inzwischen war es so; und es wurden, wahrscheinlich um seinem Entschluß eine passende Färbung zu geben, weitläufige Reparationen im Innern seiner Wohnung vorgenommen. Das große, ehedem prächtige Hauptgebäude war auch hinlänglich zerfallen, um eine solche Ausbesserung hervorzurufen. Indessen wollte die ganze Umgegend und vor Allem der Oberst eine nähere Ursache kennen. Die immer häufigeren Besuche des Grafen in Tyringsholm, besonders nach Weihnachten, schienen auch die Vermuthung zu rechtfertigen, daß er bald als Werber um Isabellen auftreten werde.

Aber was that Isabelle unterdessen? Je nun, sie ging ganz ruhig und unbekümmert in ihrem großen rothen Shawle umher, ohne welchen — den Fall ausgenommen, daß sie ihn hie und da gegen den blauen austauschte — sich Niemand erinnern konnte, sie jemals gesehen zu haben seit dem großen Balle, wo der Oberst zum ersten und einzigen Male die unendliche Befriedigung gehabt hatte, sie so gekleidet zu sehen, wie es ei-

ner Dame von ihrer Schönheit, ihrem Range und wahrscheinlichen Reichthum geziemte. Im Laufe der Weihnachten war man zwar vielfach eingeladen worden, aber theils hatte Isabelle die Besuche vermieden, theils war sie ohne große Toilette erschienen, und hatte nie getanzt.

Nun hätte der Oberst doch wissen mögen, ob es seit der Erschaffung der Welt ein Weib mit einer so merkwürdigen Laune, und von einem solchen Eigensinn gegeben habe! Hatte er nicht Alles versucht, Gutes und Böses, Bitten und Drohungen, und doch saß der vermaledeite Shawl da, zu seinem unsäglichen Verdrusse, mochte nun der gräfliche Nachbar auf Besuch da seyn oder nicht.

Wenn der Oberst z. B. sagte: „Ich bitte Dich, verschone mich doch wenigstens für heute mit dem rothen Shawle!“ dann zog Isabelle pünktlich ihren blauen an. Sagte der Oberst dann: „Ich kann den verdammten blauen Shawl für mein Leben nicht ausstehen,“ so zog Isabelle kaltblütig wieder den rothen an, der offenbar ihr Liebling war; und weiter kam es nicht. Aber hätte sich Isabelle auch, wie Virginie ehedem ihrer Mutter schrieb, in einen Sack gehüllt, so würde man wahrscheinlich doch ihre überlegene Schönheit und Anmuth haben anerkennen müssen; um wie viel reizender war sie also nicht in dem weichen türkischen Gewebe, wenn sie in liebenswürdiger Unart — wenn nämlich Unart liebenswürdig ist — halbliegend auf dem Sopha in dem rothen Kabinet ruhte!

„Willst Du denn dem Grafen durchaus gar nicht gefallen?“ fragte der Oberst eines Abends, als sie in einsamer Vertraulichkeit in dem eben genannten Zimmer saßen. „Ich erlaube mir gleichwohl Deine Aufmerksamkeit darauf zu lenken, daß sein Vermögen, sein Rang

und seine Geburt ihn zu einer der wünschenswerthesten Parthien machen."

„Ich fürchte, ich gefalle ihm schon zu sehr!" entgegnete Isabelle lachend.

„Das wäre ein halbes Wunderwerk! Ich für meine Person könnte mich nicht in ein Mädchen verlieben, das sich nicht einmal wegen mir ankleidet!"

„Ich hoffe, der Graf macht keine so große Ansprüche auf Artigkeit."

„Aber er könnte sie machen; und dieser Mangel an Aufmerksamkeit von Deiner Seite wird wahrscheinlich zur Folge haben, daß er sich wieder zurückzieht."

„Nun, es ist ja immer gut, Papa, wenn unser Spiel so steht, daß wir uns mit Ehre zurückziehen können — es wäre übrigens kein so entsetzliches Unglück!"

„So, so, es wäre kein Unglück? Höre, mein Isabellchen, Du würdest mich in der That verbinden, wenn Du mir sagen wolltest, ob Du nicht glaubst, daß ein Graf, ein Mann, der mehrere Jahre lang rühmlich bei der Gesandtschaft am kaiserlichen russischen Hofe diente, ein Ritter des Schwerdtordens und des St. Annen Ordens zweiter Klasse, ein Mann, der überdieß ein bedeutendes Vermögen, einen hohen Rang, den besten Ruf und einen in der Gesellschaft geachteten Namen besitzt — daß er, sage ich, der hohen Gnade würdig wäre, Dich als Gattin heimführen zu dürfen?"

„Ohne Zweifel würde ein Mann von nur halb so viel Verdiensten, als Papa eben aufzählte, dieser Ehre hinlänglich werth seyn; es handelt sich jetzt nur noch um zwei Dinge: erstens ob ich ihn lieben kann, und zweitens, ob ich mich überhaupt je zu vermählen gedenke."

Der Oberst, der die Kunst besaß, auf gar mancherlei Arten lächeln zu können, legte jetzt eine stechende Zweideutigkeit in sein Lächeln. „Alle Mädchen," sagte er, „wollen heirathen, das ist ein so ausgemachtes Ding,

als daß der Tag auf die Nacht folgt; und was das betrifft, daß man eine so liebenswürdige Person wie Graf M— nicht lieben könne, so ist das zu lächerlich, um nur ein Wort darüber zu verlieren."

Isabelle hatte ebenfalls ihr eigenes Lächeln, aber es war nicht so leicht zu deuten, wie das des Obersten. Die feine Lippe verzog sich nun zwar ein wenig, aber sie sprach nicht, und der Vater ließ die Sache für diesmal ruhen. „Man muß es sich nie im Kopf setzen, einen klaren Satz beweisen zu wollen; denn wenn die Person, die man überzeugen will, selbst Zeit gefunden hat, um über die besprochene Sache nachzudenken, so wird sie wohl von selbst zur richtigen Einsicht kommen!" Dies war zwar eine Ansicht, die der Oberst erst neulich gewonnen hatte, aber er liebte es seine Erfahrung durch neue Beweise zu befestigen.

Sobald Isabelle allein war, lehnte sie sich gegen die Sophakissen zurück und legte die Hand über die Augen. Aber sie behielt nur einen Augenblick Ruhe, denn im zweiten hörte sie schon ihren Vater gegen Jemand im andern Zimmer stoßen.

„Pardon, Pardon, Onkel!"

„Zum Henker — bist Du es, Richard! Wir gehen hier im Finstern; ich weiß nicht, warum sie keine Lampe angezündet haben. Ah, da kömmt Stensson mit einer."

Jetzt öffnete sich wieder die Thüre zu dem Kabinet; es war Richard, der den Kopf hereinstreckte. „Darf ich, liebe Isabelle, oder willst Du allein seyn?"

„Komm herein, mein getreuer Ritter," antwortete sie munter, „komm herein und verjage mir die Grillen, wenn Du's vermagst! Mama und die Tante sitzen jede über einem Buche und sind höchst ungesellig. Ich habe Langeweile."

„Und doch weiß Gott, daß der Onkel seinem ganzen Vermögen aufbot, um Dich zu ermuntern! Ich machte

mir kein Gewissen daraus, außen zu sitzen und Alles mit anzuhören."

„Und das sagst Du so ruhig? Nun, ich will Dein Vertrauen erwiedern: wisse denn, ich besinne mich eben, ob ich den Antrag des Grafen von M— annehmen soll."

„Wenn er nämlich einen gemacht hat, meinst Du?"

„Wie kannst Du wissen, mein Vetter, ob das nicht schon geschehen ist?" fragte Isabelle und betrachtete ihn mit einem etwas höhnischen Trotze; aber unter der heitern Oberfläche lag dennoch ein forschender Blick verborgen.

Richards offenes Auge scheute vor dem doppelten Späher nicht zurück, und in demselben freien und heitern Tone gab er zur Antwort: „Ach, wie gerne doch die Frauenzimmer mit ihren Eroberungen prahlen! Er hat bestimmt noch nicht um Dich angehalten."

„Nun wohl, ich muß gestehen, daß er es noch nicht gethan hat; aber er wird es gewiß thun, und ich besinne mich zum voraus. Schiebe den Schemel näher her, Richard! Ich danke Dir. Wenn Du jetzt artig bist, so sollst Du das kleine Kissen nehmen und mir unter den Kopf legen dürfen. Ja, ja, ich glaube, ein Vetter hat seine gewisse Vorrechte! Sehr gut! So! jetzt ist es genug gezogen und geglättet, mein Herr! Setze Dich nun auf das Tabouret mir gegenüber, und sage mir Deine aufrichtige Meinung über Graf M—, aber vernünftig, versteht sich! Wir wollen ein ordentliches Konsilium halten."

„Er ist im Grund ein braver Mann, und das ist die Hauptsache."

„Da hast Du Recht, und darauf sehe ich auch am meisten. Er sieht auch recht ordentlich aus. Man kann beinahe sagen, er ist hübsch; und ein gewandtes und gefälliges Benehmen besitzt er auch."

„Du hast jetzt selbst schon so viele Verdienste auf-

gezählt," versetzte Richard lachend, „daß ich nicht weiß, welche ich noch hinzulegen könnte, außer etwa je Reichthum."

„Darauf nehme ich am wenigsten Rücksicht; mit dem Gelde der Tante bedarf ich dessen nicht."

„Und dann besitzt er auch Ansehen in der Welt; Geburt und Reichthum geben ja Ansehen."

„Aber dies Ansehen hilft ihm auch nicht viel bei mir. Ich will bei meiner Wahl nicht die Welt um Rath fragen."

„Und dann liebt er Dich — das dürfte doch wohl das Erste von Allem seyn?"

„Das war ein guter, ein schöner Schlußsatz, mein bester Richard; denn bei einer Verheirathung ist es immer sehr hübsch, wenn wenigstens ein Theil liebt, damit das erwartete Paradies nicht gar zu liebearm wird. Ein solcher kleiner Funken ist auch sehr nothwendig, um eine mittlere Temperatur zu verbreiten; man könnte sonst befürchten müssen, vor Kälte zu sterben. Wenn wir daher die Eigenschaften des Grafen in seiner Erscheinung als Werber summiren, so ist das Resultat, daß er eine nicht zu verachtende Partie ist. Aber, Scherz bei Seite, Richard" — und Isabellens Ton wurde plötzlich ernst — „Graf Pontus von M— ist kein Mann, bei dessen Huldigung ein Weib ganz gleichgültig seyn könnte. Ich"... sie zögerte — ihre Augen schienen in Richards innerste Gedanken dringen zu wollen — „ich gebe ihm keinen Korb, ohne mich vorher wohl zu besinnen."

In Richards Gesicht bewegte sich keine Muskel, die eine stärkere Bewegung bewiesen hätte. Sein Auge war ruhig, seine Stirne klar, als er antwortete:

„Das wundert mich nicht, Isabelle! Er verdient wohl, daß Du seine Liebe in Erwägung ziehst. Und für Dich kann ich mir kaum eine passendere Partie denken. Sein Wesen ist zugleich ernst und liebenswürdig; und da Du keine Grillen, noch übertriebene Ansprüche auf

irdisches Glück hast, so wirst Du gewiß gut mit ihm leben."

Isabelle schwieg. Was in diesem Moment in ihrer Seele vorging, ist nicht wohl zu sagen, aber wenn es wahr ist, daß das Auge die Gefühle der Seele dollmetschet, so war in ihr eine süße, innige, obschon wehmüthige Lust; etwas der Art lag wirklich in ihrem Blicke, als er eine Minute lang mit einem ganz unnennbaren Entzücken auf Richard ruhte. In seinem Auge zeigte sich, als sie ihn so betrachtete, ein sehr verschiedener Ausdruck; aber da er sie nicht ansah, gewahrte Isabelle auch den vorübergehenden Blitz nicht, der weder auf Entzücken noch auf Lust schließen ließ.

„Gib mir meine Guitarre, Richard, ich will Dir Dein Lieblingsliedchen singen!"

„Nein, Isabelle, ich bitte Dich, singe das nicht heute Abend!" sprach er mit leiserer Stimme.

„Wie so?"

„Ich sehne mich dann zu sehr heim, und ich habe doch im Sinne, Morgen fort zu reisen."

„Das hast Du mir noch nicht gesagt!"

„Ich wollte es Dir gleich sagen, aber da kam unsre große Abhandlung dazwischen. Der Zweck der Reise ist ein Geschäft für meinen Vater. Du weißt, daß ich heute in Tjällstorp war."

„Ich mußte das wohl erfahren, da Du nicht zum Essen heimkamst; aber was ist denn das für ein Geschäft?"

„Je nun, ein recht sonderbares in seiner Art. Du hast gewiß schon gehört, daß wir von väterlicher Seite eine alte Familiengruft besitzen. Diese liegt in der Ryd—er Kirche in dem Kirchspiel W—. Nun hat der Vater einen Brief von dem Probste der Ryd—er Gemeinde erhalten, des merkwürdigen Inhalts, daß, wenn Papa den Chor nicht mit einer wirklich bedeutenden Summe einlösen wolle, die Särge herausgenommen und

im Kirchhofe beigesetzt würden; denn der Chor, der an einer Seite der Kirche liegt, soll zur Sakristei eingerichtet werden, deren die Kirche um so mehr bedarf, als gar keine solche vorhanden ist. Nun ist Papas Meinung, ich solle unverzüglich an Ort und Stelle reisen und die Sache ins Reine bringen, da so etwas am besten mündlich geschieht. Einer Seits ist es hart, daß man die vermoderten Glieder seiner Ahnen nicht in Frieden ruhen lassen soll; anderer Seits ist es ebenso hart, für Personen, die vor Jahrhunderten gelebt haben, mehr aufopfern zu sollen, als das Wenige beträgt, dessen sich ihre Nachkömmlinge als Eigenthum rühmen können, ja weit mehr, denn die Einlösungssumme für den Chor ist ungeheuer."

„Und Du mußt nothwendig dahin reisen, Richard? es kommt mir doch etwas seltsam vor, daß man so etwas ernstlich in Erwägung ziehen kann. Sollte denn der Onkel bei seinen wenigstens nicht allzu brillanten Umständen die eigenen lebendigen Kinder darunter leiden lassen wollen, damit diese hochadeligen Särge ein Jahrhundert lang in ungestörter Ruhe stehen dürfen? In Wahrheit, Richard, ich meine, Du solltest das nicht zugeben."

„Du irrst Dich, Isabelle, wenn Du glaubst, daß ich den Wunsch habe die Gruft einzulösen, weil einige Grafen, Ritter und Freiherrn, die sich zufällig in das einfache adelige Geschlecht verirrten, dort ihre Stelle haben. Nein, es kann sich gewiß niemand weniger als ich etwas auf die Hoheit und Ehre seiner Vorfahren zu gute thun wollen; aber ich gestehe, daß ich einen tiefen Abscheu davor habe, wenn die Ruhe der Todten gestört wird. Vor dem Gedanken, daß die Leute nun in den vermoderten Gebeinen herumwühlen und sie unter einander in die Erde werfen sollten, sträubt sich mein Gemüth. Deßhalb will ich jetzt hinreisen und hören wie die Sachen stehen. Ich bin noch nicht so ganz überzeugt, daß das Konsisto-

rium ein Recht hat, die Zerstörung der Gruft zuzugeben, auch wenn sie nicht eingelöst wird."

Es freut mich, Dich so sprechen zu hören, Richard, denn ich kenne nichts Erbärmlicheres als ein Prahlen mit gestorbenen Personen; und ich kann nur lachen, wenn ich an Papas neue Requisition alter Ahnen in Zöpfen und Puder denke. Die ganze würdige Versammlung kommt mir wahrhaftig vor, wie unsre jungen Schauspieler an der Oper, wenn sie sich unter jener alten steifen Würde krümmen: sie besteht ja nur in der Tracht; und so ist denn es auch mit Papas Bildern, die er aber mit der tiefsten Bewunderung betrachten kann. Und wenn sie nur wenigstens so ächt wären als die Reliquien aus der Zeit und Vorzeit des Großvaters — aber ihre ganze Aechtheit liegt eigentlich in Papas Versicherung, daß sie es seyen."

„Das ist die große Schwachheit des Onkels," sagte Richard; „und obschon sie gewiß nicht ohne eine kleine Lächerlichkeit ist, so kann ich sie doch nicht belachen, da ich sehe, daß sie ihn so innig glücklich macht. Ich weiß nicht wie es geschieht, aber es ergreift mich dabei eher ein unbestimmtes Gefühl, das der Wehmuth gleicht. Ich denke mich einige Jahre weiter voran. Ich sehe ihn wieder in der Bildergallerie stehen und vor einer neuen Generation. Wessen Namen werden dann seine stolzen Lippen neben Klas Malchus aussprechen? Wie heißt der Herr mit dem Ordensband, dessen Konterfei an der Seite der schönen Dame, „dem Stolz der Familie," erscheint, wie der Onkel ohne Zweifel sagt, wenn er auf die Züge weist, die uns doch Isabellen nie wiedergeben können?"

Richards Lippen zitterten leicht, als er die letzten Worte aussprach, und vergebens war sein Bemühen, ihnen einen Anstrich von Scherz zu geben.

„Ich weiß nicht, wie Du auf diesen Uebergang kommst," sagte Isabelle, und betrachtete ihren Vetter mit einem

beinahe traurigen Blicke. Den Namen, den man neben Klas lesen wird, habe ich längst errathen; doch könnte die Vermuthung fehl schlagen, und um unser Aller Ruhe willen hoffe ich, daß es geschieht. Von dem Portrait aber neben dem „Stolz der Familie," wie Du eine gewisse Dame zu nennen beliebst, und die ohne Zweifel in einem rothen Shawl figurirt, könnte ich Dir wohl, wenn es Dir nämlich ein großes Vergnügen macht, eine kleine Skizze in Bleistift entwerfen."

Die frische Gesichtsfarbe des Lieutenants ward von einem höheren, stärkeren Purpur übergossen. „Wie solltest Du schon das Aussehen dieser Person wissen können, Du Zauberin?"

„Das wie ist gleichgültig; genug wenn ich es weiß! Und ich versichere Dich, Richard, ich weiß es; und Du sollst es von mir erfahren, wenn Du nämlich wünschest."

„Du hast also wohl am Weihnachtsabend einige Zauberkünste versucht, welche Dir dann die wichtige Aufklärung verschafften?" sagte der Lieutenant, indem er durch diesen etwas erzwungenen Scherz der Antwort ausweichen wollte. „Aber wer hätte denken können, daß die gnädige Dame sich zu einem solchen Unding herablassen würde?"

„Fehl geschossen; ich brauchte um so weniger nach diesen heidnischen Künsten zu greifen, als ich die Gesichtszüge schon vorher so gut kannte, wie heute. Aber was ist Dir, Richard, bist Du nicht bei Laune, oder magst Du vielleicht nicht erfahren, wie die Person aussieht?"

„Dein Bräutigam, Isabelle?"

„Ja, mein Bräutigam!"

„Wenn Du willst, so zeichne ihn immerhin; aber ich weiß nicht, ob ich nicht zu viel dabei wage, Isabelle, Du darfst nicht zu grausam scherzen!" Richard beugte sich über ihre schöne weiße Hand herab, die schon ein Bleistift erfaßt hatte. „Ach nein ... laß es ... laß es seyn! Wenn Du den Grafen M— zeichnetest!"

Diese Bewegung Richards war ganz unwillkürlich; und um das gefährliche Mienenspiel zu verbergen, das er, wie er fühlte, in diesem Momente nicht beherrschen konnte, senkte er den Kopf immer tiefer herab. War es Phantasie, was ihm in diesem Augenblick vorgaukelte, oder berührte ein Geist seine Locken? Etwas, etwas war es, aber doch gewiß nicht — nein, es konnten nicht Isabellens Lippen seyn! Er sah empor: ihre Züge waren fast unbeweglich starr, ihr Blick war fremd und kalt, kalt wie Eis — ach, wie war dieses Wesen nicht von der reinen Freude verschieden, das sich beim Beginn der Unterhaltung in ihren Augen offenbarte!

Richard bereute es tief, daß er, wenn auch nur auf ein paar Minuten, die strenge Wache über sich selbst versäumt hatte. Sein Verhältniß zu Isabellen war ganz eigener Art. Es gewährte manche Vertraulichkeit, manche Stunde, ebenso süß und reich an ätherischem Genusse, als nur die Liebe selbst zu schenken vermag, und noch auf eine gewisse Art reicher, denn mit den scheuen Reizen jener verbanden sich noch die kleinen glücklichen Freiheiten der Freundschaft und Verwandtschaft! aber alles das konnte ja nur auf Eine Weise Bestand haben: Dadurch nämlich, daß er nie als Liebhaber auftrat. Er hatte von Anfang an bemerkt, daß es Isabellen angelegen war, auf einem offenen, freundschaftlichen Fuße mit ihm zu stehen. Stufenweise war nun die Freundschaft wärmer, und seinerseits namentlich immer wärmer geworden, so sehr er auch in ihrem gewöhnlichen Umgange für ein lebhafteres Gefühl gleichgültig erschien. Sie dagegen beliebte oft, wie es auch diesen Abend der Fall war, den Gehalt dieser ruhigen Freundschaft auf die Probe zu stellen, und nie war sie wärmer, nie war ihr Verhältniß angenehmer und glücklicher, ais wenn sie in seinem heitern, offenen Gesichte nur den Ausdruck eines herzlichen, ruhigen Wohlwollens las. Zeigte sich dort

aber etwas, das nur im geringsten auf die Unruhe der Leidenschaft zu deuten schien, so war sie kalt wie ein Bild ohne Leben und Wärme, ja sie nahm dann ein Wesen an, das sie einander vollkommen fremd machte.

Der Lieutenant war wie wir sehen, dem Feuer zu nahe gekommen, um nicht gebrannt zu werden, aber er besaß auch einen guten und gesunden Verstand, der bis auf Weiteres das Wort führte — das heißt, der auch ein Wort mit sprach. So lange diese vortreffliche Gottesgabe Wache hält, bleibt eine Masse kleiner gefährlicher Herengestalten ausgesperrt, die sonst umher spucken; und das ist gut. Aber auch der Verstand konnte es nicht hindern, daß Isabellens Bild mit jedem Tage immer tiefer in sein Herz sank; übrigens sah es aus, als ob dasselbe dort keine eigentliche Verwirrung anrichtete, sondeen wie auf einem Paradebette lag, an dem Ehre und Stolz den holden Gast abwechslungsweise bewachten. Wie die Aktien jetzt standen, war die Frage sogar so weit gekommen, ob er, der arme Lieutenant, ohne Einkünfte und ohne andere Aussichten, als die Verwaltersstelle auf seines Vetters Gute, seiner Liebe gestatten durfte, nach dem Höchsten ihrer Hand zu streben, und wenn er auch dazu aufgemuntert würde. Aber da sie selbst die Straße so bestimmt ausgesteckt hatte, so konnte nie eine Rede davon seyn; und um keinen Preis wollte Richard den Verlust des gegenwärtigen glücklichen Standes der Dinge riskiren.

Es war inzwischen eine beständige Wachsamkeit nicht nur über die Gefühle, sondern auch über die Züge nothwendig; und nie hatte er sich so verrathen wie in diesem Augenblicke, wo ihn zuerst eine unbestimmte, übereilte Hoffnung irre gemacht hatte, und dann eine entsetzliche Furcht wegen ihres ruhigen Aussehens ihn etwas Unheilvolles ahnen ließ. Wie sehr wünschte jetzt Richard, daß der Name des Grafen nicht in diesem Tone, in die-

ser Gemüthsbewegung, über seine Lippen gegangen wäre! Was hatte er nicht durch seine Unvorsichtigkeit verloren! Isabelle schien nicht mehr dieselbe für ihn zu seyn.

Aber Richard wollte ihr wenigstens zeigen, was er über sich vermochte. Er unterdrückte den Sturm seiner Gefühle, brachte Ruhe auf seine Stirne und Lächeln in den Blick. „Habe ich Dich durch mein prophetisches Wesen erzürnt, beste Isabelle? Es war auch sehr ein-einfältig von mir; denn die Züge des Grafen würden mir ebenso angenehm gewesen seyn, als die jedes andern."

„Es waren nicht seine! antwortete Isabelle ernst.

Dann wage ich Dich nicht um die Erneuerung Deines Versprechens zu bitten — jetzt möchte ich denn doch neugierig darauf werden."

Ohne ein Wort weiter zu sagen, zog Isabelle das Papier zu sich her; und während sie ihre Skizze vollendete, die Richard nicht sehen konnte, weil sie einen Leuchter mit einem Schirme davor gestellt hatte, bemerkte er, daß ihre Blicke mit einem unerklärlichen Ausdrucke auf dem Papiere ruhten. Als das Bild fertig war, legte sie es mit einem halben Seufzer zusammen.

„Noch nicht," sagte sie: Du sollst Dich erst besinnen. Ueberdies fordre ich das Versprechen von Dir, niemals Jemanden zu sagen, welche Züge Du gesehen hast!"

„Ich verspreche es — gib es jetzt her!"

„Nicht so eilig! Ich höre die Mama; und Du hast nicht Selbstbeherrschung genug, um es in Jemandes Gegenwart zu öffnen, ohne Dich zu verrathen. Da ist das Papier! verbirg es; aber erinnere Dich, daß Du es nicht eher sehen darfst, als bis Du allein bist! Richard riß das Papier hastig zu sich. Isabellens Worte warfen einen Ozean neuer Empfindungen in seine Seele. „Du hast nicht Selbstbeherrschung genug, um es in Jemandes Gegenwart zu öffnen, ohne Dich zu verrathen!" O Gott, was sollte das bedeuten? Er dachte an die sanfte mystische

Berührung seines Haars; und vom Haare ging das Fieber nach dem Kopfe. Seine Pulse schlugen mit einer Heftigkeit, die ihn vermuthen ließ, daß er in der That nicht die Kraft besitze, das Papier in Gegenwart Anderer zu öffnen. Da ihm indessen daran gelegen war, Isabellen zu überzeugen, daß er mehr Selbstbeherrschung besitze, als sie ihm zuzutrauen schien, that er etwas, was beinahe noch unglaublicher schien: ohne das Zimmer zu verlassen, setzte er sich mit seinem Onkel und der Kammeräthin an den Spieltisch, spielte mit gewöhnlicher Pünktlichkeit und führte sein Protokoll vollkommen genau. Nach Tische sprach er eine lange Zeit mit dem Obersten über die beabsichtigte Reise, und horchte, wie es wenigstens schien, sehr aufmerksam auf die wichtigen Bemerkungen des Obersten. Als aber endlich Tante-Katharine Sophie das Signal zum Aufbruch gab, flüsterte er Isabellen ins Ohr: „Sprich, ob ich nicht ein wenig Lob verdiene?"

„Ohne Zweifel," erwiederte sie; aber Du verdienst ein noch größeres, wenn Du auch morgen dieselbe herzliche Zufriedenheit zeigst."

Richard verbeugte sich hastig und verschwand. Er hatte Isabellen nicht anzusehen gewagt, denn er hörte an ihrem Tone, obwohl derselbe weder scharf noch triumphirend war, daß sie ihn vollkommen durchschaut hatte; aber seine eigenen Gefühle waren dabei zu sehr gemischt, als daß eines die Oberhand bekommen konnte, das niedrigste, wenn auch natürlichste, etwa ausgenommen: die Neugierde.

Jetzt stand er auf seinem Zimmer. Mit heftig klopfendem Herzen und glühenden Wangen betrachtete er das zusammengefaltete Papier. Welche Züge waren es wohl, die, wenn auch ungesehen, solche Gefühle in ihm aufregten — Gefühle, die ihn in der einen Minute zu den Zinnen aller irdischen Herrlichkeiten erhoben, und

in der andern auf eine Folter warfen, wo die peinigenden Qualen der Ungewißheit Keil um Keil auf ihn einschlugen? „Vielleicht," sagte er zu sich selbst, „ist es am besten, wenn ich diesen Talisman ungesehen verbrenne!" aber gleich darauf schien ihm eine solche Handlung Feigheit zu verrathen. Wenigstens mehr Feigheit, als Muth — und da nun ein solcher Gedanke Macht über ihn bekommen hatte, half es nichts mehr. Er trat dem Lichte näher — noch einen Moment des Besinnens, und er entfaltete das Blatt. Ja, er entfaltete es, aber er ließ es wieder fallen, und taumelte mit beiden Händen vor dem Gesichte in den Sopha zurück.

Sah er wohl, was er zu träumen gewagt hatte, sah er sein eigenes, jugendlichfrisches Gesicht, von Isabellens geliebter Hand gezeichnet? Nein, er sah an seiner Stelle — den Knochenmann mit Hippe und Stundenglas.

Ende des ersten bis vierten Bändchens.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Flygare-Carlén, Emilie,

Das Fideicommiß

Bd.: 1/4

Stuttgart 1844

P.o.rel. 7513 b-1/9
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10038706-2